Germ. gen. 43
Fiche

R

Uchs

Beytrag

zur

Characteristik und Regierungs-Geschichte

der Kaiser

Josephs II. Leopolds II.

und

Franz II.

Zur

Prüfung für die Zeitgenossen

und

zum Behufe für künftige Historio- und Biographen

dieser Monarchen.

Paris, bey Deferricres

im 8ten Jahre der französischen Republik.

Si quelque prince et quelque ministre trouvaient dans cet ouvrage des vérités desagréables; qu'ils se souviennent qu'étant hommes publics, ils doivent compte au public de leurs actions; que c'est à ce prix qu'ils achetent leur grandeur: que l'histoire est un témoin et non un flateur, et que le seul moyen d'obliger les hommes à dire du bien de nous, c'est d'en faire.

VOLTAIRE, *discours sur l'histoire de Charles XII.*

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich liefere hier in diesem Beytrage Thatsachen aus den Herrscher-Jahren dreyer Kaiser. Mein fünfjähriger Aufenthalt in der österreichischen Monarchie, wo ich durch meine Verhältnisse Gelegenheit hatte, mit den größten und angesehensten Männern in genaue Veebindung zu kommen; die ausgezeichnete Gunst Leopolds II. welche ich be-

saß, sein persönliches Zutrauen, dessen er mich zu würdigen schien, setzten mich in den Stand, diese Thatsachen aufzeichnen zu können. Von vielen war ich selbst Augen- und Ohren-Zeuge; die übrigen habe ich aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten glaubwürdiger Männer gesammelt.

Sollte man die Wahrheit mancher Thatsache aus der Ursache bezweifeln, weil ich nicht selbst sie gesehen und gehört, sondern aus dem Munde anderer Menschen geschöpft habe, so verdienet keine Geschichte Glaubwürdigkeit. Verlangen, daß der Geschichtschreiber alles selbst sehen, alles selbst hören soll, heißt verlangen, daß er sein Einzelnes selbst vervielfältige; eine Forderung, welcher kein Geschichtschreiber der Welt von dem ersten, bis auf den letzten Genüge ge-

leistet hat, noch wird leisten können, da es nach dem bekannten: Niemand kann an zweyen Orten zugleich seyn, unter die unmöglichen Dinge gehöret. Der Geschichtschreiber hat seine Pflicht erfüllt, wenn er keine Thatsachen erdichtet; wenn er nicht bloß Gassen-Gerüchte, sondern Aussagen glaubwürdiger Männer erst dann aufzeichnet, wenn er sie vorher sorgfältig geprüft hat, und mit dem Character der Personen seiner Geschichte nicht im Widerspruche findet: denn durch diese Uebereinstimmung erhalten sie in seinen Augen einen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Fern sey indeß von mir die Behauptung; daß alles, was ich aufgezeichnet habe, unumstößliche Wahrheit sey! Es mag seyn, und ich glaube es sogar, daß sich, wo nicht

alles, doch das meiste, vorzüglich was die Erziehung und Regierungs-Jahre des Kaisers Franz II. betrifft, ganz anders verhalte, als der geschäftige Ruf bemüht war, es zu verbreiten. — Und doch habe ich es aufgezeichnet? — Ich muß mich hier über dieses, Warum? bestimmt erklären.

Es ist möglich, daß selbst die biedersten Männer, von denen ich diese Nachrichten theils in freundschaftlichen Briefen, theils eigends in der Absicht, daß ich einen öffentlichen Gebrauch davon machen soll, zugeschickt erhielt, mit dem besten wahrheitliebendsten Herzen mir bloße Gerüchte, welche sie wahr zu seyn glaubten, überschrieben. Diese Möglichkeit bewog mich, alles, was mir unverdächtige, angesehene Männer, gegen deren Glaubwürdigkeit keine gegründete

Ursache bey mir eintrat, berichteten, öffentlich bekannt zu machen, weil ich glaubte, denjenigen, auf deren Unkosten solche Dinge im Publicum erzählt werden, einen Dienst dadurch zu erweisen. Auch gegen die falschesten Gerüchte können und müssen Fürsten und Staatsmänner, deren Thaten die Geschichte einst in ihre Tafel aufzeichnet, nicht gleichgültig seyn. Diese Gerüchte, wird ihnen nicht widersprochen, werden von den Zeitgenossen gesammelt, von den Schriftstellern *aufbewahrt*, und kommen als Wahrheit auf die Nachwelt hinüber. Es ist eine bedenkliche Sache, seine Rechtfertigung erst späteren Geschichtschreibern zu überlassen, so bald die gleichzeitigen, die es hätten thun können und sollen, ein gänzliches Stillschweigen beobachten; denn das Ansehen der erste-

rén schwindet bey der Nachwelt vor dem Ansehen der letzteren: und die Enkel glauben, was die Zeitgenossen ihrer Groß-Väter aufgezeichnet haben.

Wäre ich der einzige, zu dessen Ohren diese Gerüchte gelangen, der einzige, von dem sie aufgezeichnet werden könnten, so würde dieser Beytrag nicht erschienen seyn. Aber können sie nicht auch von andern Schriftstellern aufbewahret, und vielleicht erst dann bekannt gemacht werden, wo die Widerlegung derselben nicht mehr so leicht ist, als sie es jetzt seyn kann? Wie befleckt kommt dann das Andenken manches vielleicht würklich großen verdienstvollen Mannes auf die Nachwelt! Und wenn auch alle diese Gerüchte für die Nachkommen verloren gehen sollten, sind Fürsten, sind Minister nicht auch ihren Zeit-

genossen eine Rechtfertigung schuldig? Kann es ihnen so ganz gleichgültig seyn, bey diesen in einem Rufe zu stehen, der den schwärzesten Schatten auf ihre Ehre, auf ihren Ruhm zurück wirft? Wie wollen, wie können sie dieses schwarze Gemählde von ihrem Character, von ihren Thaten aufhellen, wenn ihnen vielleicht unbekannt ist, wessen sie beschuldigt werden? Ihre Geschäfte hindern sie oft, diese Gerüchte zu bemerken; von denen, welche Zutritt zu ihnen haben, besitzen wenige jene freundschaftliche Freymüthigkeit, sie mit dem, womit man sich im Publicum von ihnen herum trägt, bekannt zu machen; und diejenigen, welche vielleicht den Muth hierzu hätten, unterlassen es aus übel verstandener Schonung, indem sie nicht bedenken; daß diese von Mund zu Mund sich

im Vertrauen erzählten Gerüchte einem heimlichen Verdachte gleichen, welcher nachtheiliger ist, als eine öffentliche Anklage. Man bleibet bey dem ersteren der Schuldige, da man sich, weil man die Beschuldigung nicht kennet, auch nicht vertheydigen kann; bey der letzteren hingegen ist man in den Stand gesetzt, seine Unschuld zu erweisen.

Es ist kleinlich, heimlichen Verdacht zu hegen; unredlich, durch bloße mündliche Gerüchte den Ruhm der Fürsten und ihrer ersten Staats-Diener zu beflecken. Man sage ihnen laut, was man sich von ihnen in die Ohren flüstert, damit sie sich vertheydigen können. Die alten Aegyptier klagten ihre Könige nach dem Tode öffentlich an, und hielten über sie ein strenges Gericht. Diese Ge-

wohnheit sollte die Könige abschrecken, so zu handeln, daß sie nach dem Tode als strafbar verurtheilt werden könnten. Dieses Gericht war aber nicht hinlänglich, den Zweck zu erreichen, den man erreichen wollte; es war ungerecht, und gewissermaßen unnütz. Es ist ausgemachte Wahrheit, daß der Ruchlose selten oder nie auf die Folgen seiner Handlungen nach dem Tode denket; wie konnte also diesen ein Gericht abschrecken, das erst dann über ihn gehalten ward, wo er nicht mehr die Strafe desselben fühlen konnte, so lange er bey seinen Lebzeiten alles ungestraft thun durfte? Es war ungerecht, da man einen Fürsten dann verurtheilte, wo er sich nicht mehr vertheydigen konnte; es war unnütz und abgeschmackt, den Königen dann erst die Wahrheit zu sagen, wo sie dieselbe nicht mehr hören, ihr

nicht mehr folgen, sich nicht mehr bessern konnten.

So zweckwidrig diese alte Sitte war, so kann sie doch nützlich werden, wenn man sie auf die noch lebenden, nicht bloß verstorbenen Fürsten anwendet. Diese Betrachtung bewog mich hauptsächlich, diesen Beytrag bekannt zu machen. Ich stehe also als öffentlicher Ankläger vor den Zeitgenossen da, und gebe dadurch den durch glaubwürdige, wenigstens als glaubwürdig angenommene Gerüchte Beschuldigten Gelegenheit, sich selbst zu vertheydigen, oder vertheydigen zu lassen. Die österreichischen Schriftsteller können, ist ihnen der Ruhm ihres Monarchen, die Ehre ihrer Minister theuer, auftreten, und diese Vertheydigung übernehmen. Aber ich ersuche sie, zu bedenken, daß man durch Schimpfen nichts erwei-

set; vorzüglich im Fache der Geschichte. Falsche, oder entstellte Thatsachen können nur durch Aufstellung wahrer, erwiesener Thatsachen widerlegt werden; und ich bin überzeugt, daß es ihnen nicht schwer seyn wird, das letztere zu thun.

Nach dieser Absicht, und sonst nach keiner, muß man die Erscheinung dieses Werkes beurtheilen. Nicht Tadel-Sucht, noch Verlangen, Mißvergnügte und Unzufriedene zu machen, noch persönlicher Haß gegen irgend jemanden bestimmten mich, die Feder zu ergreifen. Ich bin zu sehr überzeugt, wie wenig bloßer Tadel Nutzen schaffet, um mich von dieser Sucht hinreissen zu lassen. Ich habe während meines Aufenthaltes in den österreichischen Staaten von allen Menschen, sogar von einigen, welche in diesem Beytrags mit schwarzen Farben gezeich-

net sind, Höflichkeit, Wohlwollen und Freundschaft, aber keine einzige Unannehmlichkeit empfangen, und schätze manche, die ich von Seiten ihrer Talente, und vortrefflichen Privat-Eigenschaften kennen lernte sogar sehr hoch. Ich liebe und achte den Kaiser Franz II. seines guten Herzens, seines biedern Characters wegen, die aus seinen Worten sichtbar hervorleuchteten, als ich ihn, zwar nur das einzige mal, bey meiner Entfernung aus Oesterreich sprach: Was sollte bey mir einen persönlichen Haß erzeugen? Ich habe das Unglück, das Elend, welches manche Provinzen Deutschlands durch ihr Mißvergnügen, durch ihre Unzufriedenheit mit ihrer vorigen Verfassung über sich verbreitet haben, nicht bloß aus Berichten, sondern aus Erfahrung kennen gelernt; und diese unselige Sucht nach übelverstandener Freyheit einiger Bö-

fewichter oder Schwachsinniger war Ursache, daß ich mein Vaterland verlassen, und anderswo Glück und Ruhe suchen mußte: Was sollte mich bewegen, Mißvergnügen und Unzufriedenheit zu verbreiten? Wer nicht ganz Satan ist, kann unmöglich eine solche Absicht haben, und ich glaube, daß die Erfahrung die Menschen nun hinlänglich belehrt haben kann: daß Revolutionen wohl ein Fluch, aber kein Segen für ein Land sind; und daß der grausamste Despot nicht soviel Unheil, so viele Schrecknisse, so unmenschliche Greuelthaten begehen und verbreiten kann, als durch die gewaltsamen Erschütterungen eines Staates erzeugt werden müssen.

Statt daß mich die Absicht, Mißvergnügen zu verbreiten, zur Herausgabe dieses Beytrages bestimmt haben könnte, war es vielmehr

die reinste Absicht, Mißvergnügen und Unzufriedenheit, zu vermindern, gänzlich zu vertilgen. Sind alle Thatsachen, die ich anführe, oder doch die meisten weiter nichts, als bloße ungegründete Gerüchte; so kann durch Widerlegung desselben der üble Eindruck, welcher dieses Gerüchte in den Gemüthern mancher österreichischer Unterthanen hervorgebracht haben, wieder ausgelöscht, die Liebe und Achtung gegen den Monarchen, das Zutrauen gegen seine ersten Staats-Diener von neuem erzeugt und befestiget werden. Sollte aber, was ich nicht vermuthe und glaube, alles mehr, als bloßes Gerücht, sollte das meiste Wahrheit seyn; so kann dieser Beytrag dazu dienen, dem besten Monarchen über manches die Augen zu öffnen, und die Ursachen zu entfernen, welche allein Mißvergnügen er-

zeugen. Freylich werden dann diejenigen, welche Ursache hätten seinen Zorn zu fürchten, wenn der Kaiser anfinge, mit eigenen Augen zu sehen, alle Mittel anwenden, um zu verhindern, daß dieser Beytrag dem Monarchen nicht in die Hände falle. Aber sollte dieser beste Fürst nicht einen einzigen Freund haben? Sollte nicht in seiner Familie selbst einer es so gut mit ihm meinen, nicht so besorgt, so empfindlich für seinen Ruhm seyn, daß er ihm aufmerksam auf diese Gerüchte, oder — Wahrheit machet, und ihm zurufet: Lies, prüfe, und untersuche? Nein! ich kann mich nicht überreden, daß Franziscus II., der so sehr verdienet, alle Menschen zu Freunden zu haben, nicht einen Freund besitzen, daß in Oesterreich eine

gänzliche Gleichgültigkeit gegen einen ruhmwürdigen Namen in der Geschichte herrschen soll, und daß man nicht, ich wiederhohle es noch einmal, sollte dieser Beytrag, was ich noch nicht glauben kann, Wahrheit, und nicht meistentheils Gerüchte enthalten, alles anwenden werde, den Monarchen zu bewegen, einem Uebel vorzubeugen, das aus solchen Wahrheiten entspringen kann, entspringen muß.

Ein Blick auf Frankreich muß ja jeden, der den Kaiser liebet, zittern machen. Welcher Monarch Europens ward bey dem Antritte seiner Regierung von seinem Volke abgöttischer verehrt und geliebt, als der unglückliche Ludwig XVI? Und doch erkäl-

tete diese Liebe und gieng in den tödtlichsten Haß über. Wer brachte die ihrem Könige einst so ergebenen Franzosen zum Aufstande, zur Wuth? Nicht Ludwigs XVI. gutes, menschliches Herz; nur sein zu großes Zutrauen in seine Minister bey dem Antritte seiner Regierung! Hätte damals ein Freund ihm getreu die Gerüchte, mit welchen man sich in Frankreich herum trug, mitgetheilt, hätte er darauf geachtet, und, da es noch Zeit war, die Gewalt des Königes selbst *gehandhabet*, sein Loos, das noch jetzt jeder redlich gesinnte beweinet, wäre nicht so traurig geworden, und Europa würde alle den Jammer, all' das Elend, alle diese Greuel nicht kennen. Nichts ist weniger verläßlich, als die lauten Liebes-Bezeugungen

eines Volkes, das sich heimlich mit so vielen die Achtung vermindernden Gerüchten unterhält. Der Zusammenfluß einiger Umstände darf die Plane weniger Ehrgeiziger begünstigen, und es hasset würklich eben so laut, als es noch vor wenigen Tagen zu lieben schien. — Ein zweyter, wichtiger Grund, der mich zur Herausgabe dieses Beytrages bestimmte.

Daß ich mich hinter den Schild der Anonymität verberge, geschiehet keinesweges aus Aengstlichkeit für meine eigene Sicherheit. Ich lebe nun in einem Winkel der Erde, wo ich das: an nescis longas regibus esse manus? nicht zu fürchten habe. Mich erreichet die längste Hand nicht mehr, wollte man

mich auch verfolgen, was ich nicht vermu-the. Warum sollte man das? Wenn man meine Absichten recht beherziget und richtig beurtheilet, so verdiene ich eher Dank, als Verfolgung, da ich Gelegenheit gebe, daß alle und jede, von denen nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Deutschland Gerüchte verbreitet sind, die ihren Ruhm nicht in das vortheilhafteste Licht setzen, dieselben widerlegen, zerstreuen, und ihren Ruhm bey den Zeitgenossen und der Nachwelt retten können. Indeß ist es, leider! noch Sitte in Europa, edle Freymüthigkeit, als ein Staats-Verbrechen zu betrachten, und so geschiehet es aus Schonung gegen würdige Männer, welche ich nicht der Verfolgung aussetzen will. Mein Name könnte leicht auf die Spur lei-

ten, woher ich manche Nachricht bekam, und ich mag nicht, wie Gorani, Menschen, die meine Freunde sind, unglücklich machen. Auch beweiset der Name des Geschichtschreibers weder für noch gegen die Wahrheit der Thatsachen, die er anführet. Er ist nicht Gewährsmann, er ist nur Aufzeichner, Erzähler derselben.

Wenn der Ton in diesem Beytrage hier und da etwas bitter, und manchmal persiflirend ist, so floß er nicht aus meiner Feder, sondern aus der Feder der Berichtgeber. Ich behielt ihn bey, um dadurch zu zeigen, daß das Publicum die Handlungen der Großen nicht

immer in dem Lichte betrachtet, in welchem sie ihnen von ihren Günstlingen und Schmeichlern gezeigt werden.

Ich habe von Josephs II. Regierungs-Jahren nur diejenigen Thatsachen angeführt, welche theils zur Paralelle dienen konnten, theils in den von ihm erschienenen Geschichten nicht enthalten sind. Von Leopold II. übergieng ich seine Herrscher-Jahre als Groß-Herzog von Toscana, da ich von diesen keine verläßlichen Nachrichten hatte, und weil mein Plan überhaupt nicht war, jetzt auch noch nicht seyn konnte, eine vollständige Geschichte zu liefern. Aus dieser Ursache habe ich auch

keine chronologische Ordnung beobachtet, welche ich denjenigen überlasse, die nach mehreren verläßlichen Quellen das bloße Gerücht von der Wahrheit werden unterscheiden und absondern können. Geschrieben im Monat Meßidor des 7ten Jahres der fränkischen Republik.

Joseph II.

Ich übergehe Josephs Kinderjahre sowohl, als die Jahre seiner Mitregentenschaft; nur aus der Epoche seiner Alleinherrschaft will ich einige Thatsachen ausheben; denn von diesem Zeitpunkte an zog er die Augen des ganzen Europa auf sich.

Die Meinung, daß Joseph planlos bey seinen eingeführten Neuerungen zu Werke ging, ist ganz irrig. Dieser Monarch hatte, wie glaubwürdige Männer, welche vertraute Freunde eines großen Ministers waren, versicherten, alle Plane zu seinen vorgenommenen Verbeßerungen noch bey den Lebzeiten der Kaiserinn Maria Theresia entworfen, aber die Ursache, warum er dieselben nicht früher ausführte, war, weil ihn einige mißlungene Vorschläge belehrten, daß seine Mutter nie die Hand dazu biethen würde. Dieses bewog ihn,

die entworfene Umschaffung der alten fehlerhaften Dinge in seinem Schreibpulte so lange zu verwahren, bis seine Hand das Ruder des österreichischen Staates ganz allein lenken würde.

Der 28ste November 1780 machte den Kaiser zum unumschränkten Herrscher der österreichischen Erbstaaten. Er weihete die ersten Tage den Pflichten des Sohnes. Aber kaum verschloß die Kaisergruft den Sarg, worin die fromme und gütige Maria Theresia den ewigen Todesschlaf schlummerte, so unternahm Joseph auch schon die lange entworfenen Verbesserungen, und begann mit schnellen Schritten, rastloser Thätigkeit, und festem Muthe den Kampf gegen Geistlichkeit und Adel, um gewisse sowohl religiöse als politische Mißbräuche, welche in den österreichischen Staaten seit Jahrhunderten tief eingewurzelt waren, nicht nur bloß zu erschüttern, sondern, wo möglich, gänzlich auszurotten.

Ungarn, Böhmen und Mähren seufzten unter dem Joche der die Menschheit herabwürdigenden Leibeigenschaft. Joseph, wel-

cher seine weiten Staaten so oft durchreisete; auf diesen Reisen nicht bloß in den Pallästen des Adels, sondern auch in den niedrigsten Strohhütten Belehrung suchte, und öfters in den letzteren, als in den ersteren fand, fühlte, wie ungerecht und schädlich zugleich diese Knechtschaft des nützlichsten Standes im Staate sey. Erschlafft war überall der Geist der Industrie; der Ackerbau ward in den von der Natur gesegnetesten Ländern nur nachläßig betrieben; Trägheit herrschte statt Erwerbsamkeit und Fleiß. Der Bauer arbeitete nur so viel, als er für den sparsamen Unterhalt seines mühseligen Lebens bedurfte; oder als erforderlich war, seine Frohnen und Abgaben zu entrichten, um nicht die Zuchtruthe seiner gnädigen Herrschaft zu fühlen. Was hätte ihn auch aufmuntern sollen, einen Boden, der nicht sein Eigenthum war, welcher ihm vielleicht, hätte er denselben durch bessere und fleißigere Bearbeitung fruchtbarer gemacht, von der Herrschaft genommen worden wäre, mit dem Schweiße seines Angesichtes zu düngen? Um die Industrie des Landmannes anzuspor:

nen, ihm Muth und Lust zur Arbeit einzuflößen, sein moralisches Gefühl zu veredeln, ihn zu der Würde eines freyen vernünftigen Wesens zu erheben, beschloß Joseph die Ketten zu zerbrechen, welche die Barbarey der ersten Jahrhunderte geschmiedet, und die Tyranney späterer Zeiten noch fester und schärfer angezogen hatte. Er winkte! harte Sklavenfesseln fielen von den Händen des Landmannes; sein gebeugtes Haupt richtete sich auf, sein sonst nur an den Boden gehefteter Blick sah zum ersten Mahle frey gen Himmel empor, und eine Thräne des Dankes benetzte den Boden, welchen er nun als sein Eigenthum betrachten durfte. Seine Hände fühlten eine doppelte Kraft zur Arbeit; Fleiß trat an die Stelle der ehemahligen Trägheit, die drückende, den Geist erschlaffende Armuth verschwand, und machte dem ermunternden Wohlstande Platz. Der nähmliche Bauer, welcher unter Maria Theresia den Hunger nur mit schlechtem Brodte, und wenigen Hülsenfrüchten zum Schweigen brachte, seinen Körper kümmerlich mit dem gröbsten Wollentuche beklei-

den konnte, sein Getreide schon verkaufen mußte, ehe noch die Aerndte eingesammelt war, um die landesfürstlichen und herrschaftlichen Abgaben bezahlen zu können, der nehmliche Bauer sah nun täglich Fleisch, an Sonn- und Festtagen auch gebratenes Geflügel auf seinem Tische, ging reinlich gekleidet, hatte vorräthiges Getreide, und nach entrichteten Abgaben, noch jährlich eine kleine ersparte Summe Geldes in seiner Truhe *) verwahret. Aber nicht bloß auf dem Lande nahm Industerie und Bewerbsamkeit zu; auch in den Städten vermehrten sich diese einzigen Quellen des wahren Staats-Reichthumes, Manufakturen und Fabriken entstanden, welche den Bedarf ausländischer Waaren entbehrlich machten, und dadurch den Ausfluß einiger Millionen Gulden verhinderten.

Solche wesentliche Vortheile verschafte Joseph dem Bauer- und Bürgerstande durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, und daß er durch die verbothene Einfuhr fremder Pro-

*) In seinem Kasten.

dukte und Fabrikate, die inländische Industrie begünstigte.

Nicht minder, als die Leibeigenschaft, haßte und verabscheute dieser Monarch jeden Gewissens-Zwang. Das göttliche Band der Liebe sollte alle Menschen in seinen Staaten vereinigen; kein Bruder den anders denkenden und glaubenden Bruder hassen und verdammen. Unter Maria Theresia war, Ungarn und die damit vereinigten Provinzen ausgenommen, in allen österreichischen Staaten nur der katholische Gottesdienst allein erlaubt, und der Religionshaß ward durch die Geistlichen bey den Gläubigen mächtig genähret. Joseph verbannte das Ungeheuer Intoleranz in die Hölle, woraus es Dominici Schüler auf die Erde versetzt hatten. Er gab Religions-Freyheit; erlaubte den in seinen Staaten sich aufhaltenden Protestanten, daß sie sich in Gemeinen versammeln, und in eigends hierzu gewidmeten Bethäusern das höchste Wesen nach ihrer Ueberzeugung verehren dürften. Sie wurden zu allen öffentlichen Bedienungen zugelassen, und konnten, besaßen sie Fähigkeit hierzu, auf

die höchsten Ehrenstellen Anspruch machen. Die Geistlichen erhielten die Weisung, sich aller Ausfälle auf andere Glaubensgenossen in ihren Predigten zu enthalten, und, statt des Glaubens-Hasses, Liebe und Duldung zu lehren.

Diese Duldung beschränkte sich nicht bloß auf die evangelische und reformirte Religion, sie dehnte sich auch auf die Juden aus. Dieses Volk, welches zwar in einigen Städten geduldet ward, auch Synagogen und Schulen hatte, unterlag dessen ungeachtet dem äußersten Drucke. Es ward auf die unvernünftigste Art gehaßt, war aller bürgerlichen Vorrechte und Freyheiten beraubt, von jedem ehrbaren Erwerbzweige ausgeschloßen, und sah sich deßwegen genöthiget, seinen Unterhalt durch betrügerischen Handel und Wucher zu erlangen. Durch die Verachtung, mit welcher man den Juden begegnete, mußten sie des Christen ärgsten Feinde seyn; und aus Mangel einiger Würdigung alles moralische Gefühl verliehren. Joseph wollte dieses Volk nicht nur in Rücksicht auf politische, sondern auch in Rüsicht auf

moralische Vortheile vervollkomnen. Unter Maria Theresia durften die Juden kein Haus in Wien käuflich an sich bringen, noch unbewegliche Realitäten auf dem Lande besitzen. Sie durften weder Handwerke lernen, noch den Ackerbau betreiben, und mußten sich in Städten, wo sie nicht ansäßig waren, wie das Vieh verzollen. *) Diese und andere den Menschen herabwürdigende Mißbräuche vertilgte das Toleranzpatent dieses Monarchen. Er bewilligte ihnen die Freyheit, Häuser und Landgüter zu kaufen, und munterte sie vorzüglich auf, den Ackerbau zu betreiben. Er erlaubte ihnen, Handwerke zu lernen, und sowohl für Juden als Christen, ohne daß ihnen die Zünfte Hinderniße in den Weg legen durften, zu arbeiten. Ihre Kinder mußten die christlichen Schulen besuchen, wo sie in allen Wissenschaften und in der Moral Unterricht erhiel-

*) In Ollmütz, der Grenz-Festung in Mähren, mußte jeder Jude, der in die Stadt ging, siebenzehen Kreuzer am Thore Zoll geben; und dessen ungeachtet war es keinem erlaubt, daselbst über Nacht zu verbleiben.

ten. Sie durften auf Universitäten studiren, konnten die Dotorwürde erlangen, und sich nach überstandener Prüfung, als Aerzte, oder Advocaten in jeder Stadt ansäßig machen. *) Ihre Personen wurden zollfrey, und die Unterscheidungs-Zeichen, welche sie auf ihren Kleidern tragen mußten, abgeschaft. **) Auf diese Art bewirkte Joseph, daß sich Christ und Jude allmählig einander näherten, und der Haß, der einst gegen dieses Volk herrschte, wo nicht ganz, doch schon um einen großen Theil getilgt worden ist.

Weit entfernt von dem Lieblings-Grundsatze des Adels und der Geistlichkeit: daß man den Bürger und Bauer in einer rohen Unwissenheit erhalten müsse, suchte Joseph vielmehr die Aufklärung unter alle Stände zu verbreiten, und seinem Volke den edelsten

---

*) In Wien ist wirklich noch jetzt ein Jude Hof-Land- und Gerichts-Advocat.

**) In Prag durfte sich kein Jude bey Geldstrafe außerhalb der Judenstadt sehen lassen, der nicht einen gelben Lappen auf dem Rockermel trug.

Vorzug des Menschen vor dem Thiere, den freyen Gebrauch seiner Vernunft zu gestatten, welcher unter Maria Theresia durch eine strenge Censur äußerst beschränkt war. Alles wurde erlaubt zu lesen, alles erlaubt zu schreiben, was nicht offenbare Gotteslängnung, lauter Aufruf zur Meuterey, oder Sittenverderbniß zum Inhalt hatte. Er war überzeugt, daß ein Fürst bey seinem Volke durch einen höhern Grad von Geistes-Cultur nichts waget; daß Menschen, über ihre heiligen Menschenrechte aufgeklärt, sich weniger empören, sobald der Monarch dieselben nicht verletzet, als rohe unwissende Geschöpfe; und daß überhaupt Sehende leichter zu leiten sind, als Blinde, weil sich die ersteren nicht so leicht an jedem Ecksteine anstoßen, das wahre Gute und Nützliche von dem Scheinguten, Aechtheit vom Flitter unterscheiden können.

Aus dieser Ursache benahm er selbst seinem Volke den Wahn, womit es einst getäuscht ward: daß nur das Volk Pflichten gegen den Fürsten, dieser aber keine wechselseitige Pflicht, sondern nur Gnade gegen das

Volk habe. Joseph war der erste österreichische Monarch, der von seinen heiligen Pflichten gegen den Staat öffentlich sprach, und sich nicht den Herren, sondern den Verwalter des Staates nannte, welcher schuldig ist, Rechenschaft von seiner Verwaltung abzulegen. Diese Wahrheit behagte nun freylich einigen Großen des Landes nicht, die Meinung, daß das Volk bloß des Fürsten und der Adelichen wegen auf der Welt sey, gewährte ihnen zu große Vortheile, welche sie befürchten mußten zu verlieren, wenn das Volk von dem Gegentheile belehrt und überzeugt würde: darum wünschten sie auch dasselbe bis in alle Ewigkeit darin erhalten zu können.

Gern neigte Joseph sein Ohr dem rauhen Tone der Wahrheit, überzeugt, daß Publicität der einzige Weg ist, auf welchem ein Fürst die Stimme dieser Göttinn in ihrem reinen Klange hören kann, erlaubte er alle Critiken, sie mochten ihn selbst, oder seine Staatsbeamten treffen. Man kann sich leicht vorstellen, daß man sich dieser Freyheit sehr

bald bediente. Joseph war ein Mensch; seine Thaten, einige minder, andere mehr, trugen das Gepräge irdischer Unvollkommenheit, und folglich gaben sie Stoff zu Critiken. Eine Menge sehr bittere Satyren erschienen gegen ihn; noch mehrere und auch noch bitterere gegen manche vornehme Staatsbeamten, die Geißel schmerzte doppelt die Großen, und der helle Ton der Wahrheit klang ihren Ohren, die sonst immer nur an den süßen Schall der Schmeicheley gewöhnt waren, widerlich. Einige beklagten sich anfangs bey dem Monarchen über die einst in Oesterreich unerhörte Frechheit der Schriftsteller. Joseph antwortete ihnen lächelnd: »Man macht es mir auch nicht beßer, und ich lasse es mir gefallen. Ist die Satyre wahr, so benutze ich sie; ist sie falsch, so trift sie mich nicht, und ich lache darüber. — Thun Sie das nehmliche!" Mit dieser Antwort schlichen einige beschämt nach Hause; nur Graf C * * * wollte sich damit nicht begnügen. Er verlangte, der Monarch sollte den vermessenen

Satyrer strafen, der sich erfrecht hatte, seinen hochadelichen Rücken zu geißeln. Joseph erwiederte ihm dann voll Ernstes: „Wenn Sie glauben, daß der Verfasser Sie verleumdet hat, so belangen Sie ihn gerichtlich, und er soll nach den Gesetzen bestraft werden; ist aber das, was er schrieb, Wahrheit, so gehen Sie nach Hause, und bessern Sie sich." Man hat mich versichert, daß Seine Excellenz nicht klagten; ob Sie sich gebessert hätten, konnte mir niemand sagen.

Unter Maria Theresia war der Gang der öffentlichen Geschäfte sehr schneckenartig, obgleich der Staat ein zahlreiches Heer von Beamten besolden mußte. Diese sträfliche Unthätigkeit, welche dem Wohle des Staates so nachtheilig ist, entgieng nicht dem viel beobachtenden Auge des Kaisers. Als Mitherrscher konnte er diesem Mißbrauche nicht ganz steuern; aber als Alleinherrscher that er diesem Unfuge allen Einhalt, so viel nehmlich ein Fürst vermag, der nicht allgegenwärtig

seyn kann. Die trägen Räder der Staats-Maschine würden durch ein strenges Handbillet in schnellern Umtrieb gesetzt, und jedem Beamten die genaueste Erfüllung aller seiner Pflichten bey schwerer Ahndung gebothen. In dem deswegen ergangenen Handbillet, hieß es: „Wir werden vom Staate bezahlt, daß „wir rastlos für sein Wohl, nicht nur zu den „gesetzten Amtsstunden des Tages, sondern „auch, wenn es die Nothwendigkeit fordert, „mit Aufopferung des nächtlichen Schlafes „arbeiten sollen. Wer seine Besoldung vom „Staate ziehet, muß sich demselben ganz wei-„hen, und sogar jedes Vergnügen demselben „aufopfern. Der also glaubet, daß er genug „gethan habe, wenn er die bestimmte Zeit „hindurch in der Canzley sitzet, der stiehlet „dem Staate die Besoldung. — Ich werde, „als erster Staatsdiener, mit meinem „Beyspiele vorangehen, und ich hoffe, daß „vom höchsten bis zum niedrigsten Beamten „jeder gleichfalls seine Pflicht auf das genaue-„ste erfüllen wird, wenn er nicht cassirt wer-„den will u. s. w."

Joseph arbeitete auch wirklich mit rastlosem Eyfer. Seine Cabinets-Secretäre wurden selten vor, öfters aber auch erst um 2 Uhr nach Mitternacht entlassen, und wenn sie des Morgens um 5 Uhr in das Cabinet kamen, so fanden sie für den halben Tag beynahe schon wieder vorgearbeitet; dessen ungeachtet saß Joseph um 6 Uhr wieder an seinem Schreibtische. Diese eigene Thätigkeit des Monarchen verwandelte aber auch den ehemahligen Schneckengang der Geschäfte in einen schnellen Lauf. Bey allen Stellen, wo man einst Jahrelang auf einen Bescheid vergebens harrte, erfolgte derselbe jetzt spätestens *in* einem Monathe. Freylich sahen die an ein Nichtsthun gewöhnten Beamten sauer darein, murrten über die Strenge des Kaisers, waren mißvergnügt; aber es half nichts; sie mußten arbeiten, wollten sie nicht vom Dienste entlassen werden. Die vortrefliche Ordnung, die in seinem Cabinette herrschte, und sein außerordentliches Gedächtniß setzten ihn in den Stand, daß er den Tag und die Stunde, wo Bitten und Anbringen der Un-

terthanen aus dem Cabinette an die Stellen um Bericht eingesendet wurden, genau wissen konnte. Wehe demjenigen, durch dessen Schuld dann ein Bericht verzögert ward!

Aber nicht bloß diejenigen Geschäfte, welche aus dem Cabinette zur Erledigung an die Stellen verwiesen wurden, sondern auch diejenigen, welche aus den verschiedenen Craisen der Provinzen an die Hofstellen gelangten, mußten schnell befördert werden. Wer hätte es auch gewagt, die Partheyen in die Länge hinaus zu ziehen, da Josephs Verordnung: daß die Geschäfte so schnell als möglich betrieben werden sollten, jedermann bekannt war; da man nicht erst bitten und mächtige Vorsprecher suchen durfte, um zur Audienz zu gelangen, sondern den Kaiser täglich zu jeder Stunde frey sprechen konnte. *) Jede Stelle

*) Jedermann, ohne Unterschied, konnte den Kaiser fast zu allen Stunden des Tages sprechen. Wollte man dem Monarchen etwas vortragen, so durfte man nur in den sogenannten Controllor-Gang gehen, der zu seinem Cabinette führte. Joseph sah fast alle Stunden heraus, und wenn Leute

mußte fürchten, ihrer Saumseligkeit wegen bey dem Monarchen von den Partheyen angeklagt zu werden; und dann waren sie gewiß, daß man sie auf das strengste untersuchen, und bey erwiesener Nachlässigkeit nicht bloß mit einem scharfen Verweise, sondern strenger und für sie empfindlicher strafen würde.

So sehr dem Monarchen die reine Religion heilig war, so sehr haßte er alles, was dem armen leichtgläubigen Volke von betrügerischen Mönchen unter diesem ehrwürdigen Mantel als Glaubenssache angepriesen ward, um den blinden Gläubigen ihr Geld und ihre Zeit durch allerley heilige Allfanzereyen zu stehlen. Das reine Gold der Religion von allen Schlacken zu läutern, die häufig in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche auszurotten, und alle religiöse Gaukeleyen zu verbannen war daher Josephs vorzüglichstes Augenmerk. Er untersagte alle Processionen,

---

da waren, so sprach er mit ihnen, oder führte sie in sein Cabinett. Er hatte keinen Thürsteher und Cammerherrn, sondern öfnete selbst jedermann die Thür und machte sie auch wieder zu.

welche nicht nur ein Zeitverlust, sondern auch noch eine Gelegenheit zu allerley Ausschweifungen für den gemeinen Mann waren. Damit aber die Ursache dazu wegfiele, so erhielten alle so genannten Gnadenbilder das Verboth, künftig irgend was immer für ein Wunder zu wirken, und sich durch reiche Opfer, welche den Geistlichen so gut bekamen, bestechen zu lassen. Den Heiligen ward es auf das strengste untersagt, sich ferner in weltliche Angelegenheiten zu mengen, oder Krankheiten zu heilen; denn Joseph war überzeugt, daß da, wo die Kunst des Arztes nicht hinreiche, der Heilige noch weniger zu helfen im Stande sey. Um aber die Quelle, aus welcher alle diese Unlauterkeiten in den reinen Strom der Religion flossen, für immer zu verstopfen, verminderte der Kaiser die Anzahl der Mönche, hob viele Klöster derselben auf, und zog, damit die noch übrig gebliebenen heiligen Müssiggänger nie einen starken Nachwuchs erhalten möchten, die Klostergüter entweder ganz ein, oder ließ dieselben unter der Aufsicht des Staates verwalten. Dieses

letztere war eines der besten Mittel, das Mönchthum auszurotten. Sobald der Reiz eines müssigen Wohllebens die arbeitscheuen Jünglinge nicht mehr anlockte, wurde die Zahl der Kloster-Candidaten täglich geringer, dergestalt, das manches Kloster in zwey und drey Jahren oft nicht einen Novitzen hatte, da es sonst jährlich zwanzig und mehrere Candidaten abweisen konnte.

Man hat dem Monarchen vorgeworfen, daß die Einkünfte dieser Güter, welche zu dem Religions-Fond gezogen wurden, größten Theils in die Militair-Casse übergeflossen sind. Diese Beschuldigung ist unrichtig, und dankt ihre Erfindung sowohl als ihre Verbreitung denjenigen, welche zur Vergrößerung des Religions-Fonds beytragen mußten. Es ist nicht zu läugnen, daß bey Veräußerung der geistlichen Güter und Kirchengeräthe, und bey der Verwaltung der Religions-Casse häufige und beträchtliche Unterschleife von dem dabey angestellten Personale geschahen; daß aber mit Vorwissen des Monarchen ein anderer Gebrauch von dieser Casse, als wozu sie bestimmt war, gemacht

worden sey, ist ungegründet. Die Ausgaben für das Militair waren bey der eingeführten Oeconomie hinlänglich für jedes Jahr gedeckt, folglich hatte die Militair-Casse keinen Zufluß nöthig. Die Gelder des Religions-Fonds wurden zu Erbauung neuer Kirchen und Pfarreyen, und zu Dotirung der Seelsorger auf dem Lande, hauptsächlich in gebirgigten Gegenden, zur Verbesserung der Schulanstalten u. s. w. verwendet, und auch lediglich dazu angewiesen. Alles, was man dem Monarchen mit Grund zur Last legen kann, ist, daß viele geistliche Güter tief unter dem wahren Werthe verkauft wurden, und die Verwaltung derselben mit mehr Unkosten, als nöthig gewesen wäre, besorgt ward.

Daß Josephs Reformation in geistlichen Sachen den größten Theil der Plättlinge zu seinen geschwornen Feinden machen mußte, wird niemand bezweifeln, der die Natur der geistlichen Herren kennet, welche nur diejenigen segnen, die der Kirche geben; diejenigen aber verfluchen, die ihre Hand nach den Gütern des

Herren, wovon sich seine Diener mästen, ausstrecken. In den vorigen Jahrhunderten waren Bann und Inderdickt die flammende Ruthe, womit die Geistlichkeit alle diejenigen züchtigte, welche sich erkühnten, Klöster- und Kirchengüter anzutasten. Diese Waffen waren damahls so mächtig, daß der Schuldige seinen Frevel mit dem Verluste seiner ganzen Habe und seines Lebens büßte. Aber die Ungläubigkeit unsers Jahrhunderts hatte den einst so fürchterlichen Blitzen des Vaticans alle Kraft benommen. Die Geistlichkeit mußte sich anderer Waffen bedienen; wollte sie sich an dem Kaiser rächen. Sie steckte sich hinter büßende Magdalenen, fromme Matronen und andächtige alte Herren, durch deren Mund sie den Monarchen bey jeder Gelegenheit lästerte; sie benutzte ihr Ansehen im Beichtstuhle, und verführte den Unterthan zum Aufruhre, wie in den Niederlanden; mit einem Worte, sie bewegte Himmel und Hölle, um alle Neuerungen in dem gehässigsten Lichte darzustellen. Man kann sich nun erklären, woher so manche Anecdoten in Umlauf kamen, welche dem Ruhme Josephs nachtheilig sind, und

warum so manche nützliche Einrichtungen verdreht und verzerrt wurden.

In diesem Geschäfte hatte die Geistlichkeit einen treuen Gefährten an dem Adel, der aus gleichen Gründen, wie Diener Gottes, mit den Neuerungen des Kaisers unzufrieden war. Joseph bestrebte sich vorzüglich, den nützlichen Bürger- und Bauerstand zubegünstigen, die Last, welche diese Classe bisher tragen mußte, so viel als möglich zu erleichtern, und die schädlichen Vorzüge und Freyheiten des Adels einzuschränken. Ursachen genug, daß der Adel des Monarchen Feind seyn mußte, und sich verpflichtet hielt, den Anordnungen des Landes-Fürsten aus allen Kräften entgegen zu arbeiten.

Unter den vielen hauptsächlich zum Wohl des Landmanns abzweckenden Neuerungen, gehörte die in allen Erbstaaten eingeführte neue Steuer-Regulirung.

Wenn man sich nicht durch das heftige Geschrey, welches manche im Dienste des Adels besoldete Miethlinge gegen die Steuer-Regulirung erhoben, irre leiten ließ, und selbst

dieses System genau prüfte, so fand man gar bald, daß es für den Bauer sicher von dem größten Nutzen gewesen wäre, hätte nicht der Adel, der dabey etwas verlieren mußte, demselben so viele Hindernisse in den Weg gelegt; ob man gleich von der andern Seite auch gestehen muß, daß Joseph selbst, weil er die Ausmessung der Grundstücke zu sehr übereilte, und hie und da der Feldmeßkunst ganz Unkundige anstellte, die Veranlaßung zu vielen Mängeln gab, welche den Tadel seiner Gegner zum Theil rechtfertigten.

Daß der Adel, diese Classe von Menschen, welche sich besser zu seyn dünket, als andere, welche in allen Ländern nur Vortheile, Vorzüge und Vorrechte vom Staate genießen, für das allgemeine Beste aber wenig, oder gar nichts, thun will, einem Systeme entgegen arbeiten würde, das ihm minder günstig, um so vortheilhafter aber für den Bauer ist, erwartete Joseph und war darauf gefaßt; daß ihm jedoch Hindernisse von einer andern Seite, von wo er sie am wenigsten erwartet hatte, von seiner eigenen Hofstelle, der böhmisch-

österreichischen Hof=Canzley, gemacht werden sollten, das vermuthete er nicht.

Graf Choteck, damaliger Canzler, dessen Pflicht es gewesen wäre, die Entwürfe des Monarchen zu unterstützen, war sein thätigster Gegner, ob er gleich sein vorzüglichstes Glück demselben zu danken hatte. Joseph hatte an dem Grafen Talente bemerkt, schätzte ihn deswegen, und beförderte ihn binnen kurzer Zeit bis zur Würde eines böhmisch=österreichischen Canzlers. Choteck machte dem Kaiser verschiedene Vorstellungen gegen die Einführung der neuen Steuer=Regulirung. Da aber alle Gründe, womit er seine Vorstellungen zu unstützen suchte, einzig und allein darauf beruheten: daß der Adel dabey verliere; Joseph hingegen mehr darauf Rücksicht nahm, daß der Bauer beträchtlich gewinne; so bemühete sich Graf Choteck vergebens, und Joseph bestand fest auf der Einführung des neuen Steuer=Systemes. Wie Graf Choteck sah, daß alle seine Vorstellungen fruchtlos waren, so legte er seine Stelle nieder, um das Patent nicht unterschreiben zu müßen. Mein Ge=

wissen (schreibt er in der Resignation seines Dienstes) erlaubet mir nicht, meinen Namen unter eine Verordnung zu setzen, welches dem Adel so viel Unrecht zufüget.

Ob es gerade ein allzuzartes Gewissen, oder, wie glaubwürdige Männer, welche den Grafen Choteck persönlich kennen, behaupten wollen, vielmehr Eigennutz war, der ihn antrieb, sich der Einführung der neuen Steuer-Regulirung aus allen Kräften entgegen zu stemmen, weil er selbst in Böhmen viele Güter besitzet, und also durch dieses neue System, einen Theil seiner Einkünfte verlohren hätte, geziemet mir nicht zu entscheiden. Statt meines Urtheiles will ich eine erwiesene Thatsache hersetzen, wornach die Zeitgenossen und die Nachwelt urtheilen mögen. Unter Leopold II. ward Graf Choteck zum Präsidenten der Buchhalterey, und Bancal-Administration ernannt. Auf seinen Vorschlag mußte das Departement in ein anderes Gebäude übersetzt werden, wie wohl kein anderer Grund, da-

zu angegeben werden konnte, als weil vielleicht die alte Wohnung dem neuen Herrn Präsidenten nicht anständig war. Die Einrichtung der Büreau's, und der Wohnung des Präsidenten kostete dem Staate an 200,000 Gulden, und das zu einer Zeit, wo der Türkenkrieg noch nicht geendiget war. Als Franz II. den Thron bestieg, ward Graf Choteck wieder mit einem jährlichen Gnadengehalte von 10,000 Gulden entlassen, die er auch annahm, obgleich die Einkünfte von seinen Gütern 80 bis 100,000 Gulden betragen. Im März 1798 erschien eine Verordnung, vermöge welcher alle Pensionisten, die über sechs hundert Gulden jährlich beziehen, Wien verlassen, und in den Provinzen leben, oder die Pension verlieren sollen. Man glaubte, Graf Choteck würde seine Pension fahren lassen, und zwar um so mehr, da er derselben nicht bedarf, der Staat wirklich Mangel am Gelde leidet, und alle unnützen Ausgaben zu ersparen trachten muß. Aber Graf Choteck verließ Wien, lebte nun auf seinen Gütern in Böhmen, und — beziehet seine Pension.

Joseph, der nichts weniger glaubte, als so gewissenhafte Minister zu besitzen, war noch mehr über die Gewissenhaftigkeit seines Canzlers, als über dessen Widerspenstigkeit betroffen. Da es aber ein Hauptgrundsatz seiner Regierung war, keinem Menschen, um so weniger einem Minister, den mindesten Gewissenszwang anzuthun, so nahm er die Resignation an, und schrieb dem Grafen folgendes Billet:

„Mein lieber Graf Choteck! Ich bin „zu sehr gewohnt, überall nur Undank für meine Wohlthaten einzuerndten, als daß mich Ihre Resignation befremden sollte. Ich nehme „sie an. — Joseph."

Nie war vielleicht in Oesterreich die Gerechtigkeit unpartheyischer, als unter diesem Monarchen. Er bestrafte das Verbrechen, es mochte in Purpur, oder in Bettlerlumpen gehüllt, begangen worden seyn, mit gleicher Strenge. Weder Geburt noch Rang, ja nicht einmal des Kaisers vorher genossene Gunst schützten den Verbrecher vor der öffentlichen Strafe. Seine allzu strenge Gerechtigkeitsliebe

verleitete ihn oft, das von dem Gerichte gefällte Urtheil zu verschärfen. Man beschuldigte ihn deswegen des Privathaßes und der Grausamkeit, ob es gleich wahrscheinlicher ist, daß er vielmehr aus allzu großem Mißtrauen gegen die öffentlichen Beamten, die Urtheile verschärft, weil ihm die Richter der Partheilichkeit verdächtig schienen. Daß Grausamkeit die Ursache nicht war, bewieß er dadurch, daß er einen Zollbedienten, welcher der Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder überwiesen ward, nicht nur begnadigte, sondern auch in seinem Dienste mit einer Zulage bestättigte, da es sich bey der Untersuchung ergab, daß der Angeklagte eine zahlreiche Familie hatte, und nur durch den äußersten Mangel verleitet ward, die Casse anzugreifen, weil er bey seinem kleinen Gehalte unmöglich leben konnte. Wäre Joseph grausam gewesen, so hätte er Vergnügen an Strafen gefühlt, und diese Gelegenheit, sich an dem Unglücke der Menschen zu weiden, nicht fahren lassen. Indeß wirft die Verschärfung der Urtheile immer einen Schatten auf Josephs Ruhm, und sein Verfahren gegen den unglück-

lichen Grafen, Potzdaczky-Lichtenstein, bleibet ein unaustilgbarer Flecken in der Regierung dieses Monarchen. Den Verbrechen vorzubeugen, nicht dieselben zu befördern, ist der Hauptzweck der Gesetze. Joseph hätte hier das erstere thun können, und er that das letztere; that es vielleicht aus einer dem Gesetzgeber unanständigen Abneigung gegen den Adel, und der daraus entspringenden Freude, daß sich ihm nun eine Gelegenheit darbiethe, einen Verbrecher aus den ersten Familien zur Schandbühne, zum Gassenkehren und Schiffziehen verurtheilen zu können. Potzdaczky, der mit dem von seinem Vater ausgeworfenen Jahrgehalte nicht ausreichte, Schulden auf Schulden häufte, und von seinen Gläubigern äußerst gedrängt ward, befand sich der Verzweifelung nahe, als ihm sein Kammerdiener den Rath gab, falsche Bankozettel zu machen, wozu, wie ihn diese verführerische Schlange versicherte, alles schon in Bereitschaft wäre, und der Graf nur seine Wohnung nebst einigen ganz geringen Auslagen hergeben durfte. Der gedrängte Graf, welcher in diesem Augenblicke

vielleicht nur die Möglichkeit, reich zu werden, sah, ohne auf die Folgen seiner Handlung zu denken, willigte ein, und die Arbeit begann, ohne daß Potzdaczky weiter daran dachte. Kaum aber waren die Formen zu dem Papiere und einige Stempel verfertiget, als der Kammerdiener die ganze Sache der Polizey entdeckte, um die zur Belohnung für den Denuncianten ausgesetzten 10000 Gulden zu erhalten. Die Sache ward dem Kaiser gemeldet, und der Kammerdiener erhielt die Weisung, genau zu beobachten, und, wenn alles fertig, und die Zettel gedruckt wären, die Anzeige wieder zu machen. Indeßen ward Potzdaczky über sein Unternehmen ängstlich. Ihn reuete der nicht genug überdachte Schritt, und er beschloß, von diesem sträflichen Vorhaben abzugehen. Diesen Entschluß vertraute er seinem Kammerdiener, indem er zugleich Mangel am Gelde, die Arbeiter zu unterstützen, vorgab, auch sich äußerte, daß er um alle Schätze der Welt seine Familie nicht mit so viel Schande überhäufen möchte, als ihr drohte, wenn die Sache verrathen würde. Der niederträchtige Kam-

merdiener, besorgt, daß er den Lohn seiner Verrätherey verlieren könnte, wenn sein Herr auf diesem Entschluße beharrte, wandte alles an, um den Grafen zu beruhigen. Er versicherte ihn heilig, daß die Arbeit mit der größten Vorsicht betrieben würde, und daß es unmöglich sey, entdeckt zu werden. Er both sich an, dem Grafen auf einen Wechsel 10000 Gulden zu verschaffen, mit einem Worte, er benutzte die schwache Seite seines leichtsinnigen Herrn so gut, daß Potzdaczky den Wechsel ausstellte, und über die Freude, so viel Geld in die Hände zu bekommen, einwilligte, daß weiter fortgearbeitet werden sollte.

Den andern Morgen begab sich der Kammerdiener zur Polizey, und entdeckte, daß sein Herr von dem Vorhaben, falsche Bancozettel zu machen, abstehen wolle, bloß weil es ihm an Geld gebräche, die nothwendigen Auslagen zu bestreiten. Was that die Polizey? Sie gab die 10000 Gulden auf den Wechsel des Grafen her, um ihn in den Stand zu setzen, das Verbrechen vollenden zu können. Der verrätherische Kammer-

diener überlieferte seinem Herrn das Geld, und dieser jagte dem Vergnügen nach, ohne mehr daran zu denken, daß man in seiner Wohnung ein Verbrechen begehe, das ihn zur Schandbühne führte.

Nun waren die Formen und Stempel fertig, das Papier gemacht, die Zettel gedruckt, und sollten Morgen in Umlauf gesetzt werden, da ward Potzdaczky in der nähmlichen Nacht gefänglich eingezogen, des Verbrechens der Verfälschung der Bankozettel durch das bey ihm vorgefundene Corpus delicti überwiesen, gebrandmarkt, zur Schandbühne, zum Gassenkehren, und dann zum Schiffziehen verurtheilt, woselbst er auch bald starb.

So sehr hier Joseph den strengsten Tadel verdienet, so gab er auch wieder ein schönes Beyspiel, daß er seine persönliche Rache der Gerechtigkeit aufopfern könne. Ein Buchhändler, Namens Wucherer, hatte nicht nur die bittersten Satyren, sondern die gröbsten Schmähungen, verfaßt von einem seiner Verwandten, Namens Fetzer, gedruckt und verkauft. Unter die ärgsten dieser Scharteken

gehörte die Brochüre unter dem Titel: Ueber Sczekely und dessen Verurtheilung. *) Nie ist eine Schrift in pöbelhafteren Aus:

---

*) Sczekely, Obrist Lieutenant bey der ungarschen Leibgarde, ward eines Abgangs wegen von einigen 80000 Gulden aus der Cassa auf sechs Jahr zum Festungs=Arreste verurtheilet. Man konnte ihm zwar nicht erweisen, daß er selbst das Geld veruntreuet hätte; aber seine äußerste Nachläßigkeit war doch immer an dem Abgange Schuld, und er hatte folglich dafür Strafe verdient. Joseph änderte das Urtheil dahin ab: Sczekely soll durch drey Tage, allezeit zwey Stunden auf der Schandbühne stehen, und dann nur auf zwey Jahre Festungs-Arrest haben. Bey einem jungen Manne, dessen Ehrgefühl noch lebhaft genug gewesen wäre, würde dieses Urtheil sicher eine Verschärfung gewesen seyn; aber bey einem Greise, wie Sczekely, war diese Abänderung wohl mehr eine gemilderte, als verschärfte Strafe. Sczekely selbst gestand mir, daß er dem Kaiser, der ihm auch noch etwas an den zwey Jahren nachließ, für diese Strafe dankte; denn er würde die sechs Jahre nicht überlebt haben.

drücken abgefaßt worden, als diese Schmähschrift. Joseph wird darin wohl zwanzigmal ein Tyrann genannt, und doch ward dieselbe zum öffenlichen Verkaufe erlaubt, auch der Verfasser und Buchhändler deßwegen nicht im geringsten beunruhiget.

Indessen fühlte sich Joseph durch diese Schrift doch gekränkt, und nahm sich vor, dem Wucherer diese Beleidigung bey einer andern Gelegenheit nachzutragen.

Diese Gelegenheit ergab sich nach einigen Jahren. Wucherer ward über den Verkauf eines verbothenen Buches ertappt; zugleich auch angeklagt, daß er in seiner Buchdruckerey ein Buch, welches auf das schärfeste verbothen war, weil es eine Chronique scandaleuse der Königinn von Frankreich enthielt, heimlich nachdrucken laße. Man führte ihn in das Polizeyhaus, untersuchte seine Schriften, fand das Corpus delicti questionis und noch einige ungedruckte grobe Pasquille gegen den Kaiser. Joseph freute sich nun, daß er mit allem Anscheine von Gerechtigkeit dem Verbreiter so vieler gegen ihn verfaßter Schmäh-

schriften seinen persönlichen Groll empfinden lassen könnte. Er wollte daher, daß Wucherer zur Schandbühne und zum Gassenkehren verurtheilt werden sollte. Aber das Gericht verurtheilte ihn, ungeachtet der Kaiser unzufrieden damit war, nur zur Landesverweisung, und berief sich auf die bestehenden Gesetze, vermöge welcher Wucherers Verbrechen zu keiner andern, als zu dieser Strafe, geeignet sey; stellte es jedoch dem Kaiser anheim, durch einen Machtspruch gegen seine eigenen Gesetze zu entscheiden, wenn er, statt zu strafen, sich rächen wolle. Joseph fühlte sein Unrecht, opferte seinen Privathaß der Gerechtigkeit auf, und Wucherer ward, nach dem Ausspruch des Gerichtes, blos aus dem Lande verbannt.

Am vorzüglichsten ließ sich dieser Monarch angelegen seyn, die innere Ordnung, Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Er verbesserte die öffentliche Polizey, und brachte sie auf einen hohen Grad von Vollkommenheit, welche ihr selbst unter der jetzigen Regierung noch eigen ist, und die ihr kein unpartheyischer Fremder absprechen kann. So viel Sorgfalt und Unkosten

Joseph auf die öffentliche Polizey verwendete, so wenig ließ er sich die geheime Polizey angelegen seyn. Diese bestand zwar auch unter seiner Regierung: aber sie war keine fürchterliche politische Inquisition, welche auf geheimen Wegen, in ein schauerliches Dunkel eingehüllt, die größten Greuelthaten beging, unter dem Vorwand: den Thron aufrecht zu erhalten! Joseph bediente sich blos dieser geheimen Polizey, um die Urtheile des Publikums über seine neuen Einrichtungen zu hören; die Zufriedenheit oder das Mißvergnügen mit den Handlungen der Staats-Beamten zu vernehmen, und überzeugten Verbrechern, welche Gelegenheit fanden, sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, nachspüren zu lassen; aber er besoldete keine Spione, welche jede Rede auffangen sollten, um die unbesonnenen Sprecher unglücklich machen zu können. Man kennet unter Josephs Regierung kein Beyspiel, daß irgend jemand seiner allzustrengen Reden wegen vor das Tribunal der geheimen Polizey vorgeladen ward. In keinem Staate, selbst nicht in dem damals noch freyen England

durfte man an öffentlichen Orten über Politik und Regierungs-Angelegenheiten freyer sprechen, als in den österreichischen Provinzen unter Joseph II, ohne daß man deßwegen die geringste Unannehmlichkeit zu fürchten hatte. Einige Große versuchten öfters, den Kaiser zu überreden, strenge Maßregeln gegen das allzufreye Sprechen einzuführen, aber immer vergebens; denn Joseph wollte sich nicht selbst den Weg versperren, auf welchem allein er die ungeschminkte Wahrheit hören konnte.

Folgende Anecdote mag zum Beweise dienen, wie wenig jemand seiner Reden wegen gekränkt ward. Zwey Bürger saßen früh an einem Sonntage in der bey dem Augarten befindlichen Schenke, und sprachen über die politischen Einrichtungen des Kaisers. Der Wein hatte ihre Köpfe erhitzt, und sie tadelten alles nicht nur ziemlich frey, sondern schimpften sogar tüchtig über den Kaiser selbst. Zwey Polizey-Soldaten, die am andern Tische saßen, und das hörten, hielten es für ihre Pflicht, die verwegenen Schimpfer auf das Polizeyhaus in Arrest zu bringen. Unterwegens begegnete ihnen der Kai-

ser. Da er den Zug sah, ritt er auf sie los, und fragte: was diese zwey Menschen verbrochen hätten? Sie haben über Eure Majestät geschimpft, antwortete der eine Soldat. Weiter nichts! erwiederte der Kaiser — so laßt sie los! Wenn ich alle einkerkern wolte, sagte er lächelnd zu einem seiner Begleiter, die über mich schimpfen, so hätte ich nicht genug Gefängnisse; denn ich müßte die Hälfte meiner Unterthanen einsperren.

Dieser von allem politischen Zwange freye Zustand, worin die Bürger der österreichischen Staaten lebten, machte jedem Fremden den Aufenthalt daselbst zum angenehmsten von der Welt. Freude und Munterkeit herrschte in jedem gesellschaftlichen Cirkel. Man sprach von allen Dingen ohne Aengstlichkeit und Zurückhaltung. Kein langes Mißtrauen verscheuchte die köstlichste Würze des gesellschaftlichen Umganges, die offene Mittheilung seiner Meinungen. Man sprach frey für oder wider alle Gegenstände, und selbst die Unzufriedenen hatten wenigstens den Trost, daß sie ohne Gefahr laut klagen durften.

Man kann diesem Monarchen das Verdienst nicht absprechen, daß seine Staaten an innerm Wohlstande ungemein zugenommen hatten; vorzüglich gewann der Bürger- und Bauernstand recht sehr an Wohlhabenheit; ja, letzterer könnte sogar an vielen Orten reich genannt werden. Joseph, statt daß er dem verkehrten Systeme unwissender Tyrannen folgte, welche glauben: das Volk könne nur, so lange es dumm und gedrückt ist, im Zaume erhalten werden, bestrebte sich sehr weislich, den Landmann, so viel als möglich, zu begünstigen. Die Geschichte hatte ihn belehrt, daß eine Nation ihren Nacken nur bis zu einem gewissen Grade unter dem Joch beugen, ihrem Rücken die Staates-Last nur bis zu einem bestimmten Gewichte aufladen läßt. Wird dieser Grad der Beugung unter das Joch überspannt, das Gewicht der Last vergrößert, dann erhebt sie gewaltsam ihr Haupt empor, und schüttelt mit Riesenkraft die Last ab. Er sah ein, daß es gefährlicher sey, die Last zu vergrößern, als zu verringern, weil selbst der weiseste Fürst das Gewicht, welches eine Nation zu tragen be-

reitwillig ist, nicht so genau zu berechnen vermag, daß er das bestimmte Maaß nicht sehr leicht verfehlen könnte, und sich dann der Gefahr aussetzte, bey der gewaltsamen Erschütterung unter den Trümmern seines Thrones begraben zu werden. Er fühlte die Nothwendigkeit, daß ein Fürst trachten müße, mehr Wohlthäter des Volkes, als blos des Adels zu seyn; er war überzeugt, daß derjenige Monarch, welcher die Last des dritten Standes im Allgemeinen erleichtert, dessen Wohlstand vermehret, und überhaupt zu seiner moralischen Veredelung beyträgt, ruhig, ohne Leibwache, unter diesem wohlhabenden und veredelten Volke wandeln könne, ohne fürchten zu dürfen, daß eine kühne Hand nach seiner Krone langen werde.

Der Beweiß, daß Joseph wirklich überzeugt war, die beste Stütze des Thrones bey dem herrschenden Geiste seines Zeitalters könne nur die Gunst des Volkes, nicht die Gunst des Adels seyn, lieget in der Antwort, welche er dem Grafen Chotek gab, als ihm dieser mündliche Vorstellungen gegen die neue

Steuerregulierung machte. Lieber Chotek, (sagte Joseph) ist es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas nach, als daß sie uns gar nichts geben? Chotek erwiederte: Dieses wäre nicht zu fürchten, da man die Widerspenstigen mit Gewalt zu Entrichtung der Abgaben zwingen könnte. Mit Gewalt! (sagte der Kaiser ernsthaft.) Die physische Gewalt besteht beym dritten Stande. Glauben Sie mir, (fuhr er scherzend fort) wenn der Bauer nicht will, so sind wir alle pritsch *).

Den weisen Einrichtungen dieses Monarchen verdankten die österreichischen Staaten einen Ueberfluß an Lebensmitteln, die zu sehr wohlfeilen Preisen erkauft wurden, und einen beträchtlichen Geldumlauf. Durch die Abtilgung vieler Staats-Schulden hatte er den öffentlichen Credit ungemein vergrößert. Die

---

*) Vermuthlich bediente sich der Kaiser aus Scherz dieses böhmischen Wortes, weil Graf Chotek ein Böhme ist. Pritsch heißt so viel, als: verloren! dahin!

Staats-Papiere standen gegen baares Geld um $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ auch 1 und 2 pro Cent höher im Werthe. Seine weise Oeconomie setzte ihn in den Stand, daß er einige drückende Auflagen erlassen, und die Staats-Ausgaben, dessen ungeachtet, pünktlich bestreiten konnte.

Nie hatte vielleicht ein Monarch Europens so wenig Bedürfnisse für seine Person, als Joseph. Sein Tisch kostete täglich nicht mehr, als 6 Gulden 40 Kreuzer. Seine Kleidung war einfach, und seine Ergötzlichkeiten ohne allen Aufwand. Ludwig XVI. beklagte sich, als ihm die National-Versammlung 24 Millionen Livres jährlich auswarf, daß er mit dieser Summe seine Ausgaben nicht bestreiten könne. Joseph hat durch alle Jahre seiner Regierung dem Staate nicht 24 Kreuzer gekostet; denn er lebte bloß von seinem Privatvermögen, welches er von seinem Vater ererbt hatte *). Selbst die öffent-

*) Franz I. da er mit den Regierungs-Geschäften wenig, oder gar nichts zu thun haben durfte, legte sich auf den Handel, und erwarb dadurch

lichen Lustbarkeiten, die er seinen hohen Gästen gab, wurden nie von Staatsgeldern, sondern aus seiner Haus-Schatulle und der Theater-Casse bestritten, welche, in Bezug auf den Staat, als eine Privat-Unternehmung anzusehen war, wobey der Monarch jährlich über alle Auslagen, einige Tausende gewann.

Maria Theresia baute das Lustschloß, Schönbrunn, welches ungeheure Summen kostete, zu einer Zeit, wo der Staat durch den siebenjährigen Krieg ganz erschöpft war, bloß zu ihrem Vergnügen. Joseph verwendete zwar auch große Summen zu Gebäuden; aber alles, was er baute, war dem allgemeinen Wohle gewidmet, und die wenigen Summen, die er zu Belustigungs-Oertern bestimmte, waren eben so gut für das Vergnügen des Publicums, als für sein eigenes bestimmt; denn er genoß nichts, woran nicht auch sein Volk Theil nehmen konnte.

---

ein sehr großes Vermögen. Er soll jedem seiner Kinder fünf Millionen Gulden hinterlassen haben.

Ungeachtet der Türkenkrieg äußerst kostspielig war, um so mehr noch, da die russische Armee mit österreichischem Gelde erhalten werden mußte, so sank doch nicht der öffentliche Credit. Das Papiergeld, oder die sogenannten Banco-Zettel, wovon um 24 Millionen Gulden in Umlauf waren, wurden überall sehr gern gegen baares Geld eingelöset; ja man tauschte sie lieber, als Gold, ein, weil man bey der Annahme des letztern in Rücksicht auf Vollwichtigkeit äußerst heickel war. Man kann daraus auf die Größe des österreichischen Staats-Credits schließen, daß Joseph, als er ein Darlehn eröffnete, drey Millionen Gulden, welche ihm vom Auslande angebothen wurden, zurück wieß, weil man ein Achtel pro Cent mehr forderte, als er öffentlich erklärt hatte zu geben.

So drückend sonst der glücklichste Krieg für ein Land ist, so wenig waren die Folgen des Türken-Krieges für die österreichischen Staaten fühlbar. Obgleich Getraide und Fleisch etwas im Preise stiegen, so war diese Erhöhung der nothwendigen Lebens-Mittel

doch aus der Ursache kaum bemerkbar, weil im Ganzen auch wieder mehr Geld aus den Staats-Cassen in Umlauf kam, welches alles im Lande blieb; folglich der Mangel des einen sich durch den Ueberfluß des anderen aufhob. Ferner herrschte im Allgemeinen kein Mißvergnügen, keine Unzufriedenheit über diesen Krieg, weil die Nation überzeugt war, daß der glückliche Ausgang desselben dem Staate wesentliche Vortheile gewähren könne, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch verschaft haben würde, hätte Joseph das Ende desselben erlebet. Ein redender Beweiß, wie sehr die Einwohner Oesterreichs diesen Krieg für vortheilhaft hielten, war die lebhafteste Theilnahme an allen glücklichen Ereignissen. Nie sah man ein Volk wonnetrunkener, als die Bewohner von Wien, da ein Courier die Nachricht von der Eroberung Belgrads überbrachte. Die ganze Stadt ward am Abende dieses Tages in einem Augenblicke beleuchtet, ohne daß vorher deßwegen Abrede genommen, oder daß es, wie es in spätern Jahren bey gewissen feyerlichen Veranlassungen geschah,

den Hausinnhabern angesagt ward. Drey Tage währte der Jubel, und viele reiche Bürger warfen sogar Geld unter das Volk. Man hat mich versichert, daß in dem ganzen französischen Kriege das Volk nie mehr so warmen Antheil an irgend einem Ereignisse nahm, wenn auch noch so viel Postillone dem Couriere voran ritten. Man soll sehr gut bemerkt haben, daß das: Vivat! nicht so aus dem Herzen kam, wie bey der Eroberung von Belgrad, und daß viele Leute ihr Vivat nur erschallen ließen, um nicht in den Verdacht eines schlechten Patrioten zu kommen.

Joseph, der durch sein anhaltendes rastloses Arbeiten, und daß er aus sträflicher Gefälligkeit, oder Unwissenheit seines Leib-Wund-Arztes, Brambilla, die Heilung gewisser Krankheiten nicht gehörig abwartete, seine Gesundheit zerrüttet hatte, beförderte den Ausbruch einer tödtlichen Krankheit durch die Beschwerlichkeiten des Feldzuges gegen die Türken, wo er sich, seiner Gewohnheit gemäß, alle Bequemlichkeiten versagte, und jedes Ungemach treulich mit seinen Kriegern

theilte. Vorzüglich brachte ihn die unglückliche Retirade bey Lugosch, welche durch ein Mißverständniß, wo die kaiserlichen Truppen selbst auf einander feuerten *), veranlaßt ward, dem Grabe näher. Der Kaiser irrte 24 Stunden allein herum, bis ihn ein Reitknecht fand, und zur Armee zurück brachte. Von diesem Augenblicke an fühlte Joseph ein heftiges Herzklopfen, einen gesteckten Athem, und ein schleichendes Fieber. Er mußte die Armee verlassen, und kränkelte von diesem Tage an, bis an sein Ende immerfort.

---

*) Einige gaben diese Verwirrung dem Kaiser selbst, andere dem Feldmarschalle Lascy zur Schuld. Indessen kann man nichts gewisses hierüber bestimmen. Joseph blieb bis an das Ende seines Lebens des Feldmarschalles Lascy Freund, und äußerte darüber gegen niemanden eine Sylbe; und Lascy dachte zu edel, als daß er zu seiner Rechtfertigung ein Ereigniß, das in den Mantel der Dunkelheit eingehüllt war, hätte entschleyern sollen, wodurch der Ruhm seines kaiserlichen Freundes vielleicht einen Flecken hätte erhalten können.

Da seine Kräfte mit jedem Tage der Krankheit immer mehr abnahmen, und seine Schwäche ihm nicht mehr erlaubte, den Regierungs-Geschäften sich zu widmen, ernannte er einen Conferenz-Rath, welcher die wichtigsten Staats-Angelegenheiten besorgen mußte, und der sowohl von seinem Nachfolger, dem Kaiser Leopold, als von dem jetztregierenden Monarchen beybehalten ward. Die Conferenz-Räthe, welche Joseph ernannte, waren: der Fürst von Kaunitz, Staats- und Hauskanzler, der Fürst von Stahremberg, der Feld-Marschall, Graf von Lascy, der Finanz-Minister, Graf von Hatzfeld und der damalige Graf von Rosenberg, welcher unter Leopold II. in den Fürstenstand erhoben ward *).

---

*) Unter Franz II. wurden statt des verstorbenen Fürsten Kaunitz, des Fürsten von Rosenberg, und des Grafen von Hatzfeld, der Fürst Colloredo Gundacker, der Graf Colloredo Camillo und der Baron Thugut Conferenz-Räthe.

Beynahe ein ganzes Jahr schwebte dieser Monarch zwischen Leben und Tod, bis endlich am 20sten Hornung 1790 früh gegen sechs Uhr eine Lungen-Fäulniß sein Leben endigte, und er, um viele Jahre zu früh für das Glück seiner Länder, sanft entschlief. Den 18ten des nehmlichen Monates starb vorher die erste Gemahlinn des jetzigen Kaisers, Elisabeth, Prinzeßin von Würtemberg. Joseph liebte sie, wie seine Tochter, und ihr Tod war der letzte bittere Tropfen, den ihm das Schicksal in dem Leidenkelche darreichte. Joseph ordnete selbst ihr Leichenbegängniß an, und befahl, sie am 20sten Morgens zu begraben, mit den Worten: Man muß die Capelle leer machen, denn ich werde den Platz für mich brauchen! Auch zu seinem Leichenbegängniße traf er alle Anordnungen.

Den Tag vor seinem Tode beurlaubte er sich noch schriftlich von dem Cirkel einiger Damen, in deren Gesellschaft er manchen Abend vergnügt zugebracht hatte. Da weder dieser Brief, noch die Antwort darauf bekannt

sind, so will ich beyde im Originale hersetzen, wie ich sie von einer Dame in Wien erhielt.

Aux cinq *) dames réunies de la société qui m'y tolérèrent.

Ce 19 Février 1790.

Mesdames!

Il est tems, ma fin s'approche, de Vous témoigner encore ici par ces lignes toute ma reconnaissance pour la bonté, patience, amitié et même pour l'intèrêt flatteur que Vous avez bien voulu me témoigner, et m'accorder pendant le nombre d'années que nous nous sommes vu en Société. J'en regrette chaque jour; aucun ne me fut de trop; et ne plus à jamais Vous revoir est le seul mérite méritoire que je fais en quittant ce Monde. Daignez Vous ressouvenir de moi dans Vos prières. Je ne puis assez reconnaître les graces et la Mi-

*) Diese fünf Damen waren, die verwittweten Fürstinnen Franz und Carl von Lichtenstein, die jetzige Fürstinn von Paar, und die Gräfinn von Thun.

séricorde infinie de la Providence à mon égard. C'est tout aussi en elle que j'attens avec Résignation mon heure. — Adieu ! Vous ne pourrez lire ce griffonage. La main prononce mon état.

Joseph.

Réponse au Billet d'adieu de notre Empereur.

Ce 19 Février 1790.

C'est en mon nom et en celui de mes quatre Compagnes que j'ôse rendre à Votre Majesté leurs expressions et y joindre les miennes. L'admiration, la Reconnaissance la plus vive, la douleur la plus profonde sont les seuls sentimens dont nous sommes susceptibles. Cette société dont Votre Majesté faisoit l'ame (supposé que les decrèts divins nous privent de l'y revoir) ne se réunira jamais que pour la pleurer, la regretter, récapituler le bonheur, prier Dieu pour elle chaque jour de notre Vie : Engagement solemnel que chacune de nous prends jusqu'à son dernier Soupir.

Für diejenigen, welche der französischen Sprache nicht mächtig sind, wird eine Uebersetzung dieser Briefe nicht unangenehm seyn. Hier ist sie:

„An die fünf Damen, welche mich im „Cirkel ihrer Gesellschaft duldeten."

Den 19ten Hornung 1790.

„Meine Damen!

„Mein Ende nahet sich, und so ist es Zeit, „daß ich Ihnen hiernieden alle meine Erkenntlichkeit für Ihre Güte, Ihre Geduld, „Ihre Freundschaft, ja selbst für den schmeichelhaften Antheil, den Sie mir durch so „viele Jahre, da wir uns in Gesellschaft einander sahen, erwiesen und bewilligten, noch „einmal durch diese Zeilen bezeige. Ich „bedaure keinen dieser Gesellschaftstage, nicht „einer war mir zu viel, und Sie nie mehr „zu sehen, ist das einzige verdienstliche Werk, „das ich vollbringe, indem ich diese Welt „verlasse. Erinnern Sie sich meiner in Ih-

„rem Gebete! Ich kann die Gnade und „Barmherzigkeit der Vorsicht gegen mich nicht „genug mit Dank erkennen; auch erwarte ich „vertrauend auf dieselbe, und mit Ergebung „meine letzte Lebens-Stunde. — Leben Sie „wohl! Sie werden dieses Gekritzel nicht „lesen können. Die Schrift verräth meinen „Zustand."

Joseph.

Antwort auf das Abschieds-Billet unsers Kaisers.

Den 19ten Hornung 1790.

„In meinem und meiner vier Gespielin„nen Namen wage ich es, Eurer Majestät „ihre Gesinnungen, verbunden mit den mei„nigen, auszudrücken. Bewunderung, lebhaf„teste Erkenntlichkeit, heftigster Schmerz sind „die einzigen Gefühle, für welche wir in die„sem Augenblicke empfänglich sind. Diese „Gesellschaft, deren Seele Eure Majestät wa„ren, wird sich nie mehr (Sollte ja der

» göttliche Rathschluß uns des Glückes, Höchst-
» dieselben darin wieder zu sehen, berauben,)
» in einer anderen Absicht vereinigen, als um
» Eure Majestät zu beweinen, Ihren Verlust
» zu betrauren, uns des verfloßenen Glückes
» zu erinneren, und zu Gott für Eure Maje-
» stät jeden Tag unsers Lebens zu beten. Die-
» ses ist, wozu sich jede von uns bis zu dem
» letzten Athemzuge auf das feyerlichste ver-
» bindet."

Es wäre vielleicht zum Besten von ganz Europa zu wünschen gewesen, daß Joseph wenigstens so lange gelebt hätte, bis die kurz vor seinem Tode ausgebrochene Revolution in Frankreich feste Wurzel gefaßt hätte, woran sie Joseph gewiß nicht würde gehindert haben. Es läßt sich aus der Denkungsart dieses Monarchen vermuthen, daß er an einem Kriege gegen Frankreich nie würde Theil genommen haben, und daß er sicher alle Gelegenheit vermieden hätte, den Neufranken Ursache zum Bruche zu geben. Joseph hat den Adel ohnehin nie begünstigt, folglich hätten die

Emigrirten weder Aufenthalt, noch Schutz und Unterstützung in seinen Staaten gefunden. Eben so wenig würde er die Sache des Königs zu seiner eigenen gemacht haben, indem er den Schritt der französischen Nation gar nicht zu mißbilligen schien, welches sich aus den merkwürdigen Worten, die er zu dem Fürsten *** sagte, welcher eben bey ihm war, als die Nachricht von der ausgebrochenen Revolution ankam, schließen läßt. Meinem Schwager, sagte er, geschiehet Recht. So muß es allen gehen, welche ihre Minister regieren lassen. Ich habe es ihm oft gesagt, daß es so kommen würde. Er soll froh seyn, daß sein Volk ihm die Gelegenheit genommen hat, noch mehr Dummheiten begehen zu können.

Sein Tod ward in der Hauptstadt wenig oder gar nicht betrauert; aber innigst beklagte und beweinte man ihn auf dem Lande. Hauptsächlich war die Nachricht von seinem Tode ein fürchterlicher Donnerschlag für Böhmen, wo der Bauer sich dankbar erinnerte, daß er durch

diesen Monarchen wieder in seine Menschen-Rechte eingesetzt ward; durch ihn Freyheit und Eigenthum erhielt. In manchen Oertern nahm man die gemahlten, oder geschnitzten Heiligen von dem Altare, stellte an deren Platz Josephs Porträt, und zwang die Geistlichen, Messe vor dem Bilde des heiligen Kaisers Joseph zu lesen.

Joseph hatte viele Fehler; aber er besaß auch große Eigenschaften. Seine Liebe zur Wahrheit, selbst wenn sie ihm auf eine etwas bittere Art gesagt ward, erwirbt ihm den Ruhm eines großen Fürsten, und macht ihn der Hochachtung der Nachwelt würdig. Vielleicht gab es unter den großen Fürsten, deren Namen die Geschichte mit glänzender Schrift aufgezeichnet hat, wenige, und unter den jetzt lebenden giebt es vielleicht noch wenigern, oder wohl gar keine, die einen Schriftsteller, welcher mit dreister satyrischrr Feder das Fehlerhafte ihrer Gesetze tadelte, so empfangen hätten, oder empfangen würden, wie Joseph den Verfasser des Schlendrians, oder des Richters nach den

neuen Gesetzen empfing. *) Als dieser in einer Angelegenheit zu dem Kaiser ging, fragte ihn derselbe nach seinem Namen. Als er ihn hörte, forschte er: „Sind Sie nicht der Verfasser des Schlendrians?“ — Auf die Bejahung dieser Frage, klopfte Joseph dem Verfasser mit diesen Worten auf die Schulter: Viel Witz, und hier und da auch sehr viel Wahrheit! Er unterhielt sich dann sehr lange mit ihm, gewährte sein Gesuch, und entließ ihn sehr gnädig. Wer wird einen Monarchen nicht hochschätzen, der das Bittere der Satyre, die ihn schmerzte, um der Wahrheit willen, die sie enthielt, so gern vergaß! Sein Bestreben für das Wohl seiner Länder; seine Verdienste um die Aufklärung in seinen Staaten **), sein Kampf gegen religiösen Aberglau-

*) Ich habe diese Anecdote aus dem Munde des Verfassers selbst, der sie mir mit vieler Rührung erzählte.

**) So sehr man sich im Auslande über den Schwall von Brochüren, welche Josephs ertheilte Preßfreyheit erzeugte, lustig machte, so haben diese doch mehr Licht unter die niedrige Classe

ben, die Beschränkung der schädlichen Macht der Geistlichen, die hergestellte Gleichheit zwischen Adel und Bürger *) machen seinen Namen unsterblich.

---

des Volkes verbreitet, als alle Schriften mancher hochgepriesener Philosophen, welche so hochgelehrt, und dunkel sind, daß sie noch bey den Lebzeiten ihrer Verfasser, ohne daß eine merkliche Silben- Gebräuche- und Sprach-Veränderung vorgegangen wäre, commentirt werden müssen. Ich habe den Bürger und Bauer in den österreichischen Staaten in Religions-Sachen aufgeklärter gefunden, als nicht nur alle katholische Provinzen des übrigen Deutschlandes; sondern selbst sehr vieler protestantischer Länder. Es herrschet daselbst weniger Haß gegen Juden, und andere Glaubensgenossen. Man kennet daselbst nicht mehr den lächerlichen Prunk bey Leichenbegängnissen, und höret lange nicht mehr so oft den disharmonirenden Klockenklang, wie in mancher Reichsstadt, mehrerer anderer Vorurtheile zu geschweigen, welche hier anzuführen der Raum zu eng ist.

*) Unter Joseph genoß der bürgerliche mit dem Adelichen gleiche Rechte; der erstere konnte eben

Unter die Hauptfehler dieses Monarchen kann man füglich seine Uebereilung bey der Ausführung mancher in sich selbst sehr guten Entwürfe rechnen. Die Eile, mit welcher er alles betrieb, und daß er das Gebäude schon ganz vollendet vor sich sehen wollte, wenn der Riß dazu noch kaum recht entworfen war, machte, daß er sich selbst oft die größten Hinderniße in den Weg legte; und die Ausführung selten dem Entwurfe entsprach. Sein übertriebenes Mißtrauen gegen die Menschen war nicht minder ein großer Fehler Josephs. Er schöpfte aus dieser Ursache jeden Rath aus sich selbst, woraus natürlich folgte, daß er manche Sache zu oberflächlich beurtheilte, und

---

denselben Anspruch auf die höchsten Stellen machen, wie der letztere, und hatte bey anerkannten Verdiensten und Fähigkeiten gewiß allzeit den Vorzug. Sogar das Vorrecht der in den Erbstaaten gelegenen geistlichen Stifter, wo nur sechszehen Ahnige die Befugniß hatten, müssig gehen zu dürfen, hob Joseph auf, und bestimmte die künftig zu erledigenden Dohmstellen für alte verdienstvolle Seelsorger.

aus Mangel hinlänglicher Kenntniße die schlechtesten Mittel zur Erreichung seines Zwekkes wählte. So wenig sich ein solches Mißtrauen billigen läßt, so kann man es aber doch bey diesem Monarchen entschuldigen. Er sah während seiner Mitregierung, wie sehr seine Mutter von ihren dem Anscheine nach treuesten Dienern hintergangen ward. Diese Erfahrung raubte ihm allen Glauben an Menschentugend und Treue, und war die Mutter seines Mißtrauens. Als sich einst Graf K.*** dieses großen Mißtrauens wegen beklagte, antwortete ihm Joseph: Können Sie es mir verargen, da ich bey den Lebzeiten meiner Mutter so vielfältige Beweise erhielt, wie sehr man ihr Zutrauen gemißbraucht, und sie betrogen hatte? Das geschah freylich, antwortete Graf K.***; aber glauben Eure Majestät, daß Sie Ihr Mißtrauen gegen Betrug schützen kann? Das nicht! (sagte Joseph verdrüßlich) Ich bin überzeugt, daß man mit mir nicht aufrichtiger spielen wird, als mit meiner Mutter;

aber ich will wenigstens so viel, als möglich, dafür sorgen, daß diese Herren kein so leichtes Spiel haben sollen.

Unter Josephs politische Uebereilungen gehörte die Fehde gegen Holland wegen Eröffnung der Schelde im Jahr 1785. Dieser Krieg ward zwar ohne Blutvergießen, aber nicht so rühmlich geendet, als er nach der raschen Erklärung des Kaisers hätte enden sollen. Es ist bekannt, daß Fürst Kaunitz, welcher die Schwierigkeiten voraus sah, die der Forderung des Kaisers an Holland von andern Mächten würden gemacht werden, dem Monarchen rieth, die Drohung: daß der erste Canonenschuß von Seiten Hollands als eine Kriegserklärung angesehen werden sollte, wegzulassen. Joseph bestand darauf, weil er glaubte, die Holländer würden es dann um so weniger wagen, sich der Eröffnung der Schelde zu widersetzen. »Aber wenn sie doch »schießen sollten, erwiederte Kaunitz, wie »dann? Eure Majestät sind noch nicht in der »Verfassung, Ihrer Drohung Gewicht zu ge-

»ben; auch haben Sie noch keine Gewißheit »von der Zustimmung der dabey interessirten »Höfe." — Sie werden nicht schießen, sagte Joseph und verließ mit sichtbarem Verdruße den Fürsten. Als nun die Nachricht ankam, daß auf das k. k. Schiff, welches die Schelde passiren wollte, scharf gefeuert ward, schickte Kaunitz dieselbe dem Kaiser mit diesen Worten zu: »Eure Majestät werden daraus ersehen, daß die Holländer doch »geschossen haben.

Von schädlicheren Folgen, als diese politische Uebereilung, war sicher der Friedensbruch mit der ottomanischen Pforte, so viele wesentliche Vortheile auch sonst dieser Krieg in andern Umständen bey einem glücklichen Ausgange den österreichischen Staaten gewähret hätte. In einem Zeitpunkte, wo seine Reformationen den Adel und die Geistlichkeit mißvergnügt machen mußte, weil auf ihre Unkosten der dritte Stand begünstiget ward; wo es voraus zu sehen war, daß diese Herren zu allen nur möglichen Mitteln greifen

würden, um sich in ihren Vorrechten zu erhalten; wo hauptsächlich in den Niederlanden, deren Einwohner über allen Begriff bigott, und zur Unzufriedenheit geneigt sind *), eine Empörung um so mehr zu fürchten war, weil die Geistlichen daselbst eine fast göttliche Allgewalt über die Herzen und Köpfe ihrer Schaafe haben; in einem solchen Zeitpunkte war es gegen alle Klugheit gefehlet, sich in einen auswärtigen Krieg einzulassen, wo es

---

*) Unter Joseph empörten sich die Niederländer, weil er die religiösen Mißbräuche abschaffte. Leopold gab ihnen ihre Rosenkränze, Agnus-Dei, Abläße, Processionen, Gnadenbilder, Skapuliere, Kapuzen und den ganzen Kram des abergläubigen Schnickschnacks zurück; Franz, selbst ein sehr frommer Herr, weit entfernt sie im mindesten von dieser Seite zu kränken, bestätigte alles; und doch waren die Niederländer wieder nicht zufrieden, und warfen sich in die Arme der französischen Republik, mit welcher sie aber eben so wenig zufrieden sind, als mit ihren vorigen Beherrschern. Man sage nun, daß die Niederländer nicht wissen, was sie wollen!

so nothwendig war, seine Kräfte ungetheilet und alle seine Verbesserungen zu erhalten, um die Mißvergnügten mit Nachdruck zur Ruhe und Ordnung zurück zu führen.

Noch einen Hauptfehler kann man diesem Monarchen vorwerfen; daß er nehmlich seine in vielem Betracht nützlichen Einrichtungen nur willkührlich, und nicht mit Einstimmung der ganzen Nation, gemacht hat. Kein Fürst hatte so eine schöne Gelegenheit, seinem Lande eine weise dauerhafte Verfassung ohne alle gewaltsame Erschütterung geben zu können, als Joseph; und selbst kein Fürst hatte vielleicht die so wesentlichen Eigenschaften hierzu, als er. Frey von allen Vorurtheilen, daß Geburt und Rang mehr, als wirkliche Verdienste, gelten; überzeugt, daß er nur ein Diener nicht der Herr des Staates ist; daß seine Gewalt nicht unmittelbar von Gott, sondern durch freywillige Uebereinstimmung

sondern von dem Willen des Volkes entsprin-
get; der Liebe und Ergebenheit des größten und stärksten Theils des Volkes versichert, hätte er durch einen einzigen Wink die Nation in ihre ursprünglichen Rechte und diese zu Fundamentalgesetzen machen können, welche von seinen Nachfolgern unveränderlich hätten beobachtet werden müssen. War vielleicht allzugroße Ehrbegierde die Schuld, daß er nur allein den Ruhm haben wollte, so viele nützliche Neuerungen eingeführt zu haben; oder war er zu eyfersüchtig auf seine unumschränkte Alleinherrschaft, daß er lieber sein ganzes Gebäude nach seinem Tode wollte einstürzen lassen, als seine Macht mit der Nation zu theilen, und so das Gebäude mit unerschütterlichen Stützen zu befestigen? Was auch immer die Ursache davon war, so bewies doch die Folge, daß Joseph sein Gebäude für keine lange Dauer aufgeführt hatte. Noch bey seinen Lebzeiten fieng man an, dasselbe an ver-

schiedenen Orten zu untergraben, die Grundsteine hier und da los zu reißen, und die Mauern dergestalt zu beschädigen, daß es bey seinem Tode schon sehr wankte, und, wenn sein Nachfolger nicht Lust, oder Kraft hatte, dasselbe zu erhalten, ohne viele Mühe gänzlich umgeworfen werden konnte. Daß das letztere auch wirklich geschah, werden wir aus der Geschichte der beyden Nachfolger dieses Monarchen sehen.

Leopold II.

Kaum war Josephs Geist dieser Erde entflohen, und die Hülle desselben lag noch warm auf dem Krankenlager, so trat der damalige Erzherzog Franz, welcher von seinem Vater schon lange vorher die genauesten Befehle empfing, wie er sich bis zur Ankunft des neuen Herrschers verhalten müße, in das Cabinet des erblichenen Monarchen, entließ die geheimen Secretäre bis auf weitere Verfügung ihrer Amtsverrichtungen, und verschloß das Cabinet.

Der Ruf, den sich Leopold als Großherzog von Toscana erworben hatte, erfüllte alle Staaten mit den angenehmsten Hoffnungen. Man versprach sich von ihm, daß er, der als ein weiser Regent gepriesen ward, Josephs angefangenes großes Werk vollenden, und durch seine Kenntnisse, Weisheit und Erfahrung diejenigen Fehler, welche sein Bruder

aus Uebereilung begieng, verbessern würde. Auch er war ein Sohn Marien Theresiens, einer Fürstinn, welche Ihrer Herzens-Güte wegen allgemein geliebt ward; und man zweifelte daher nicht, daß Leopold gleichfals diese schöne Eigenschaft von seiner Mutter ererbt habe, wie er von seinem Vater die Liebe zu den Wissenschaften erbte. Freylich erregte Leopolds Betragen gegen seinen Bruder in den Köpfen mancher einige kleine Bedenklichkeiten, ob sein Herz durch seinen langen Aufenthalt in Italien nicht ein wenig verschlimmert worden sey.

Seit einigen Jahren hatte zwischen beyden Brüdern einiges Mißverständniß geherrscht welches, wie einige behaupten wollten, bey Leopolden bis zu einem bittern Grolle anwuchs. Joseph, welcher sein einziges Augenmerk dahin richtete, die Staatsgelder nicht unnütz zu verschwenden, hatte von seinem Bruder verlangt, daß dieser, im Fall Joseph früher stürbe, die Erbfolge an seinen Sohn, den Erzherzog Franz abtreten sollte, um die Millionen, welche die Kaiserwahl kostet, zu ersparen. Dieser Vorschlag, welcher von Seiten Josephs

bloß das Beste des Landes zur Absicht hatte, beleidigte Leopolden. Er verwarf den Antrag seines Bruders, und weigerte sich standhaft bey deßen vielfältig wiederholten Vorstellungen, seinem Rechte der Erbfolge zu entsagen.

Man wollte behaupten, daß dieses hartnäckige Weigern eine Folge von Leopolds Ehrgeitze war, welcher seinem Sohne an Würde nicht nachstehen wollte; aber vielleicht geschah es bloß aus Ueberzeugung, daß unter seiner, auf lange Erfahrung und vorzügliche Herrschers-Weisheit, gegründeten Regierung das saturnische Zeitalter in seinen Staaten wieder aufleben sollte; oder wenn seine Bescheidenheit ihm diese Ueberzeugung nicht erlaubte, aus bloßer väterlicher Vorsorge für den damaligen noch sehr jungen Erzherzog, um diesem eine längere Zeit zu seiner gänzlichen Ausbildung zu verschaffen. Was indeß die Ursach auch war, so ist doch soviel gewiß, daß eine Kälte zwischen beyden Brüdern bis zu Josephs Tode herrschte. Wie sich Joseph seinem Lebens-Ende nahe fühlte, hatte er den sehnlichen Wunsch, seinen Bruder noch einmal zu sehen, und sich mit ihm über verschiedene

Staats-Angelegenheiten zu besprechen. Er schrieb daher einige Mahle an ihn, und bat ihn auf das dringendste, ihn sobald als möglich zu besuchen; aber jede Bitte des sterbenden Bruders war vergebens; und der so sehnlich gewünschte Besuch ward unter mancherley Vorwänden verweigert. Als auch auf das letzte in zärtlichrührenden Ausdrücken abgefaßte Gesuch nur Entschuldigungen erfolgten, sagte Joseph sehr gerührt: Nun es sey! Ich sehe, daß ich selbst des kleinsten Trostes beraubt sterben soll. Ich füge mich darin; aber ich hätte meinen Bruder nicht für so unversöhnlich gehalten.

Diese Handlung Leopolds ward von allen, welche sie erfuhren, sehr getadelt, und machte, daß man den neuen Monarchen eines nicht allzu menschlichen Herzens beschuldigte. Man muß gestehen, daß bey dem ersten Anblicke etwas empörendes darin liegt: einem sterbenden Bruder den Trost zu versagen, den er in seinen letzten Augenblicken darin gefunden hätte, seine körperliche und Seelen-Leiden einem Bruder klagen zu können; in seinen Armen den herannahenden Tod zu erwarten, und

an seinem Busen zu sterben. Es muß um so mehr Unwillen erregen, da man sich sogleich keine hinlängliche Ursache einer solchen hartscheinenden Weigerung denken kann, indem es allgemein bekannt war, daß zu Florenz beynahe vier Wochen vor Josephs erfolgtem Tode alle Anstalten zur Abreise getroffen waren, und dieselbe auch wenige Stunden nach der Ankunft des Couriers, welcher die Nachricht von dem erledigten Throne überbrachte, wirklich erfolgte. Aber vielleicht war gerade das allzu gefühlvolle Herz Leopolds die Ursache, daß er nicht früher abreisete. Vielleicht wolte er aus Uebermaaß von Empfindsamkeit den geliebten Bruder nicht leiden sehen, nicht dessen letzte Stunde dadurch verbittern, daß er sehen sollte, wie sein Tod den Busen seines ihm auf den Thron folgenden Bruders mit einem an Verzweifelung grenzenden Schmerze zerfleische!

Leopold langte den ersten März 1790, folglich zehen Tage nach Josephs Tode, Abends in Wien an. Die Zimmer der Kaiserburg wurden, wie man es unter dem verstorbenen Monarchen gewohnt war, nur sparsam erleuchtet; aber Leopolden war diese Dunkelheit

unausstehlich. Er befahl sogleich, mehr Lichter anzuzünden, und es mußten noch zweymal so viel aufgesteckt werden. Diese Anecdote scheinet zwar unbedeutend zu seyn; aber bey Regenten sind Kleinigkeiten oft sehr wichtig; es läßt sich manchmahl daraus auf größere Dinge schließen. Auch traf es hier ein, und man konnte mit allem Rechte vermuthen, daß von nun an das Einfache, welches unter Josephen in der Burg herrschte, einem prachtvollen kaiserlichen Glanze weichen werde.

Die ersten Regierungs-Thaten des neuen Herrschers waren: daß er förmliche Audienztage, nehmlich, den Dienstag und Freytag Nachmittag von vier Uhr, einführte, wo jeder, der mit ihm sprechen wollte, sich vorher bey dem Thürsteher aufschreiben laßen mußte; außer diesen bestimmten Tagen aber sprach er keinen aus dem Volke, oder vom Bürgerstande. Ferner, daß er eine Menge in dem Cabinette seines Bruders vorgefundene Papiere eigenhändig in den Camin warf und den Flammen übergab. Da er damit ein wenig zu rasch verfuhr, so fing der Schornstein an zu brennen; doch ward das Feuer bald wieder gelöscht.

Man hat allerley über diese Papiere gemuthmasset. Einige glaubten: es wären Plane zu noch einzufürenden Neuerungen gewesen; andere hielten dieselben für heimliche Anzeigen gegen manche Staatsbeamten; wieder andere vermutheten, daß es bloß alte schon erledigte, oder vielleicht auch erst zu erledigende Bittschriften und Anbringen waren. Diese leztere Meinung hat das meiste Gepräge der Wahrscheinlichkeit, da die verbrannten Schriften viele große Körbe anfüllten.

Nach Josephs Tode fieng der Adel und die Geistlichkeit an, das Haupt wieder empor zu heben. Vorzüglich machten die Magnaten in Ungarn Miene, ihre Vorrechte und Freyheiten sogar mit Gewalt behaupten zu wollen. In jedem Comitate versammelten sich die Banderien; die Congregationen wurden unter wildem lärmenden Durcheinanderschreyen gehalten, und der Gegner öfters, wenn der Kopf zu schwach war, seine Meinung zu behaupten, mit dem Säbel in der Faust überzeugt. Man vertrieb alle unter Joseph in Ungarn angestellten Deutsche aus dem Lande, proscribirte die deutsche Kleidung, nagelte sie

sogar hier und da an den Galgen, und verbrannte in einigen Comitaten viele Josephinische Verordnungen öffentlich. Manche dieser unruhigen Magnaten giengen noch weiter. Sie behaupteten; Joseph sey, weil er sich nicht krönen ließ, kein rechtmäßiger König von Ungarn gewesen; das Haus Oesterreich habe eben deßwegen, und durch des verstorbenen Kaisers eigenmächtige Eingriffe in die Vorrechte und Freyheiten des ungarischen Adels das Erbfolge-Recht auf dieses Königreich verloren, und Leopold könne daher nicht als Erb-König von Ungarn angesehen werden. Man muß sich wundern, daß Leopold das unbescheidene, öfters grobe, unanständige, und wirklich von der hohen Weisheit dieser wahren Abstämmlinge der Hunnen nicht besonders zeugende Geschwätz, mit so vieler Mäßigung ertrug; daß er sich in schriftliche Unterhandlungen mit Ihnen einließ, sich Bedingungen vorschreiben, und viele derselben gefallen ließ.

Man kann freylich zur Entschuldigung dieses Monarchen anführen, daß Joseph selbst alle seine Neuerungen in Ungarn aufge-

hoben, und alles, wie es unter Maria Theresia bestand, wieder hergestellt habe. Doch tritt hier ein Umstand ein, welcher bey Leopolden nicht der Fall war. Alles, was Joseph that, geschah wenige Tage vor seinem Tode, wo sein Körper durch die langwierige Krankheit ganz erschöpft, die Seelenkräfte aufgelöst, und sein Geist schon mehr jenseits, als diesseits des Grabes schwebte. So lange Joseph gesund war, wagte der ungarische Adel es nicht, laut zu murren, erlaubte sich keinen einzigen dieser kühnen Schritte, welche er unter Leopolds Blicken mit so verwegener Stirne that; denn Joseph würde gewußt haben, einer solchen Verwegenheit Schranken zu setzen. Er durfte ja nur winken, und der ungarische Bauer hätte seinen König mit Nachdruck gegen alle Magnaten geschützt, welche sich hätten erfrechen wollen, sich gegen die für Ungarn so wohlthätigen Verordnungen des Monarchen zu empören. Dieß wußte der Adel in Ungarn sehr gut, und nahm sich in Acht den geringsten Zweifel zu äußern, daß Joseph kein rechtmäßiger König von Ungarn sey. Als aber

der Löwe sterbend in seiner Höhle lag, da trat unter andern Thieren auch — doch man kennt ja das Ende dieser Fabel.

Indeß wollte Leopolds friedliebender Geist nicht mit Gewalt durchsetzen, was er durch gütige Unterhandlungen zu erreichen hoffte. Er setzte daher den unbescheidensten Forderungen der Magnaten eine von einem Regenten ganz ungewöhnliche und fast unglaubliche Mäßigung entgegen; trachtete unter der Hand die eifrigsten und mächtigsten Widersacher, deren Einfluß auf die übrigen bloß wiederhallenden Stände gewaltig wirkte, durch allerley Versprechungen zu gewinnen, und so gelang es ihm, den fürchterlichen Sturm, welcher schreckliche Verwüstungen drohte, durch seine politischen Ableiter unschädlich zu machen.

Während der Zeit, da diese Unterhandlungen mit den ungarschen Ständen gepflogen wurden, mußte sich Leopold von der andern Seite zugleich beschäftigen, die Stände der übrigen österreichischen Erbprovinzen zu beruhigen. Der Adel daselbst betrug sich zwar etwas bescheidener, forderte nicht mit dem

rauhen Ungestüme, und drohte nicht mit seiner gewaltsamen Empörung, wie es in Ungarn geschah; aber er schreckte doch den Monarchen mit dem Ausbruche einer Revolution in allen seinen Staaten, als der nothwendigen Folge des Josephinischen Systemes. Diese unvermeidliche fürchterliche Zukunft mit mächtigen Gründen zur unläugbaren Gewißheit zu machen, bediente man sich des Beyspieles der französischen Revolution, der Unruhen in den Niederlanden, und der Gährung des Adels in Ungarn zu Schreckbildern, welche auf den etwas furchtsamen Leopold mit Nachdruck wirken sollten, und in der That auch wirkten.

Man muß gestehen, daß Leopold in einer sehr bedenklichen Lage sich befand. Es gehörte die Weisheit eines Salomo, der Muth eines Alexanders, die Standhaftigkeit eines Carls XII dazu, um alle diese Schwierigkeiten, gegen welche er zu kämpfen hatte, mit Ruhm zu besiegen. Aus allen Provinzen erhielt er Beschwerden über Beschwerden; — freylich nur von dem Adel und der Geistlichkeit! — daß Joseph Eingriffe in die Rechte der Nation gethan habe. Man forderte drin-

gend von seinem Nachfolger, die Stände jeder Provinz in ihre vorigen Rechte wieder einzusetzen, vorzüglich aber die Aufhebung der neuen von Joseph eingeführten Steuerregulierung zu verordnen. Leopold, der sich von allen Seiten geängstiget und bedroht sah, hielt es für das beste Mittel, um geschwinde zur Ruhe zu gelangen, da nachzugeben, wo er in sich selbst nicht Kraft genug zum Widerstande fühlte. Er setzte daher ohne weiteres die Landtage ein, hob durch weitläufige Patente die Steuerregulierung auf, und erweiterte in einigen Fällen die Gewalt der Grund-Obrigkeiten über die Unterthanen.

Diese Nachgiebigkeit, welche von einigen durch die Nothwendigkeit der Umstände entschuldiget, von andern als ein Beweis der großen Herrschers-Klugheit Leopolds gepriesen ward, erwarb diesem Monarchen nicht minder von vielen auch einen strengen Tadel. Wo die ersteren unausweichliche Nothwendigkeit, die andern außerordentliche Klugheit sahen, wollten die letztern nur kleinliche Furcht, unverzeihbare Aengstlichkeit erblicken. Die Ereignisse, vermöge deren die ersteren ihre Mei-

nung für gegründet halten, habe ich darge-stellt; die Unpartheylichkeit des Geschichtschreibers fordert, daß ich auch die Gründe, worauf letztere ihren Tadel stützen, so, wie ich sie von glaubwürdigen Männern erhalten habe, anführe.

Es ist unläugbar, daß dem Monarchen eine allgemeine Unzufriedenheit vorgespiegelt, daß ihm vorgestellt ward: der Bauer wünsche noch mehr, als der Adel, die Abschaffung der neuen Steuerregulierung, und man müße einen Aufstand fürchten, wenn das ganze Geschäft nicht so schleunig, als möglich, aufgehoben würde. Man verzeihet es dem Adel und der Geistlichkeit nicht, daß beyde ihre Zuflucht zu Erdichtungen nahmen, um den neuen Beherrscher nach ihren Absichten zu lenken; aber man verzeihet es Leopolden eben so wenig, daß er, vielleicht aus übertriebener Furchtsamkeit, diesen Vorgebungen auf den ersten Augenblik glaubte. Es hätte ihm bedenklich seyn müßen, daß alle Vorstellungen, wegen Aufhebung des neuen Steuer-Systemes, nur von dem Adel und der begüterten Geistlichkeit kamen, und daß von den Bauern kein einziges

Gesuch dieser Sache wegen zu ihm gelangte. Dieser Umstand war hinlänglich, Mißtrauen gegen das, was Adel und Geistlichkeit, bey denen Uneigennützigkeit eben nicht der größte Fehler ist, vorgegeben haben, zu erwecken. Eine genaue Untersuchung der Sache würde das ganze Gewebe dieser zwey Stände enthüllt, und ihre Behauptung von dem Mißvergnügen des Bauern in das wahre Licht gestellt haben, vorausgesetzt, Leopold hätte nur mit seinen Augen gesehen; nur mit seinen Ohren gehöret. So lange die Steuerregulierung bestand, waren in allen österreichischen Provinzen keine Spuren sichtbarer Unruhen merkbar; aber nach Aufhebung der Steuerregulierung brachen in manchen Provinzen wirkliche Unruhen aus. Glücklicher Weise ward das Feuer noch in der Asche erstickt, und der Verbreitung gefährlicherer Empörungen dadurch vorgebeugt, daß man die Rädelsführer mit Festungs-Arrest bestrafte, die minder Schuldigen aber unter die Soldaten steckte. Ich selbst sah den Bürgermeister einer Provinzial-Stadt, der ein reicher ansehnlicher Mann war, als gemeinen Soldaten bey der

böhmischen Hof-Canzley zur Strafe Wache stehen. Diese Thatsachen bewiesen doch, daß die Behauptung des Adels und der Geistlichkeit, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, ganz irrig war, daß sie dem Monarchen einen gefährlichen Rath gaben, da sie ihm dasjenige als einziges Mittel, die Ruhe zu erhalten, empfahlen, was gerade die Veranlassung zu Unruhen und Empörungen war.

Nicht minder hätte sich Leopold überzeugen können, ob die von Joseph beschränkten Vorzüge der Stände so viel Interesse für den dritten Stand wirklich haben mußten, daß er versuchen sollte, im Fall der neue Monarch sich weigerte, sie wieder herzustellen, durch Empörung dieselben zu erlangen. Leopold hätte, um diese Ueberzeugung zu erhalten, nur untersuchen dürfen, ob diese Freyheiten und Vorzüge der ganzen Nation, oder nur einigen Casten eigen waren, und er würde gefunden haben, daß die sogenannten Stände nur aus dem geistlichen Herren- und Ritterstande zusammen gesetzt sind; der Bürger- und Bauernstand aber bey dieser Versammlung gar nicht

in Anschlag kommt, auf den Landtagen weder Sitz noch Stimme hatte, und seiner nur dann in Ehren gedacht wird, wenn die Stände sich bey dem Monarchen dadurch zu empfehlen suchten, daß sie einmüthig beschließen: der Bürger und Bauer solle dem Monarchen die Arme leihen, um die Waffen gegen den Feind zu führen, und das Geld hergeben, um die Krieges-Unkosten zu bestreiten. Solche ständische Vorrechte und Freyheiten können wahrlich weder für den Bürger noch Bauer so anlockend seyn, daß er sein Leben daran wagen sollte, um sie dem Monarchen abzutrotzen.

War Leopold gegen Adel und Geistlichkeit nachgiebig, ehe er sich von allem hinlänglich überzeugt hatte, so handelte er übereilt; prüfte er aber alles, was man ihm vorstellte, gehörig, so mußte er finden, daß die sogenannten Eingriffe Josephs in die Freyheiten der Nation nur kränkend für den kleinsten Theil, nähmlich den Adel; für den größten Theil aber, das Volk, vortheilhaft waren; er konnte also, nach dem Beyspiele seines Bruders, von der Gunst und Liebe des Volkes unterstützt,

die kühnen Forderungen des Adels ohne alle Gefahr verweigern. Wagte es wohl der Adel und die Geistlichkeit, sich gegen die Neuerungen des Kaiser Josephs ernstlich aufzulehnen, oder gar mit einer Revolution zu drohn? Das erstere hätte Joseph streng an ihnen geahndet; auf das letztere würde er lächelnd geantwortet haben: Kein **Volk** empört sich, dessen Last der Regent verringert, dessen moralische Veredelung er befördert. Den **Adel** fürchte ich nicht, so lange das **Volk** mich liebet.

Fürchtete Leopold den Haß des Adels mehr, als er die Liebe des Volkes achtete, so ist das ein Beweis, daß er nach einem falschen Maaßstabe die Gewalt des ersteren gegen die Macht des letztern berechnete. So wenig der Adel in Frankreich im Stande war, sich allein der Revolution entgegen zu stemmen, eben so wenig würde der Adel in den österreichischen Staaten, ohne Mitwirkung des Volkes eine Revolution veranlaßt haben. Ersterer emigrirte, ohne den König retten zu können, um sich vor der Rache des Volkes zu retten; letzterer

hätte, ohne den Regenten stürzen zu können, sich flüchten müssen, um dem Schwerdte der Gerechtigkeit zu entgehen.

Ohne hier bestimmt zu entscheiden; ob Leopold aus wahrer Nothwendigkeit der Umstände habe nachgeben müssen; ob seine erschreckte Einbildungskraft die Gefahren bloß vergrößerte, ob er, bey kalter, gehöriger Untersuchung, weniger folgsam gegen den Adel hätte seyn dürfen; so ist doch so viel in etwas wahrscheinlich, daß nicht bloß absolute Nothwendigkeit allein, sondern auch ein bischen Furcht, an seiner Nachgiebigkeit Antheil gehabt hat, und daß er mit einigem Muthe, und einiger Standhaftigkeit gegen die Anmaßungen des Adels dem Verdachte eines schwachen allzunachgiebigen Fürsten, wodurch sein Ruhm in etwas verdunkelt wird, leicht hätte ausweichen können, ohne sich und den Staat den verheerenden Folgen einer Revolution auszusetzen. Daß ihm stets, wiewohl ohne alle Ursache, vor einer Revolution bangte; werden wir in der Folge sehen; denn eben

diese Angst hatte auch vielen Einfluß auf die auswärtigen Verhältniße des Staates.

Man wird nicht im geringsten zweifeln, daß Leopold durch seine Nachgiebigkeit die Gunst des Adels im höchsten Grade erwarb. Die Huldigung in Oesterreich, die Krönung in Böhmen wurden mit ausserordentlicher Pracht gefeyert, und jeder adeliche Güterbesitzer hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als den andern an Aufwand zu übertreffen. *)

---

*) Manche machten deßwegen so viele Schulden, daß sie bis auf den heutigen Tag noch die Wehen davon empfinden. Joseph wollte dem Lande diese unnützen Ausgaben ersparen, und ließ sich aus dieser Ursache nicht krönen. Aber eben darum, weil er die Veranlassung nicht geben wollte, daß der in Böhmen meistens verschuldete Adel nicht ganz zum Bettler werde, beschuldigte man ihn, er habe Eingriffe in die Vorrechte der Nation gethan; ein Vorwurf, den ihm die Juden zu Prag mit Recht hätten machen können; denn diesen geschah zwar kein Eingriff in ihre Vorrechte, aber doch ein Eingriff in ihren Vortheil durch die Unterlassung

Vorzüglich war der österreichische Prälaten- und Herren-Stand am Huldigungs-Tage ganz wonnetrunken. Man jauchzte laut auf, trank aus vollen Gläsern auf die Gesundheit des neuen Beherrschers, und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Monarchen von der Liebe, mit welcher ihm die Großen des Reiches ergeben wären, zu überzeugen. In diesem Taumel der Freude trat der verstorbene Fürst von Paar zu dem damaligen königlich preußischen Gesandten, Marquis Luchesini, und sagte: Ha! Ihr König mag nur kommen! Unser Leopold besitzt unsere Herzen und unsern Beutel; Bey diesen Worten schlug er auf die Tasche. Sonderbar, daß ungeachtet dieser Betheuerungen doch eine Reichenbacher Convention geschlossen ward *)!

---

einer Ceremonie, die in einem Lande, das keine Constitution hat, und dessen Fürst unumschränkt herrschet, so überflüssig, als möglich, ist.

*) Man hielt es für eine schlimme Vorbedeutung, daß gerade dieser Fürst, dem man eben keine

So fröhlich der am Huldigungs-Tage geladene erste Adel in der Kaisers-Burg war, eben so fröhlich, wenigstens noch lärmender, war der Pöbel von Wien auf den Gassen. Da für die gemeineren Classen des Volkes Brod, Fleisch und warme Würstchen unent-

---

allzugroße Freygebigkeit zur Last legen konnte, diese Betheuerung von sich gab. Glaubwürdige Männer, die den Fürsten sehr genau kannten, versicherten mich, daß, wenn es dazu gekommen wäre, nicht bloß auf die Tasche zu schlagen, sondern hinein zu greifen, seine Hand sicher wieder ganz leer herausgekommen wäre, und daß er, um sich von seiner gemachten Betheuerung loszusagen, sich damit entschuldiget hätte: man sey nicht verbunden, ein Versprechen zu halten, das im Rausche gegeben ward. Ich weiß nicht, ob Fürst Paar so gut in den Rechten bewandert war; nur so viel ist mir bekannt, daß ich selbst sah, wie er sich in einem Vorstadt-Theater von zwey Zwanzigern, 6 Xr., welche mehr als das gewöhnliche Legegeld per 34 Xr., betrugen, bey der Casse wieder zurück geben ließ.

geltlich ausgetheilt wurde, aus eigends hierzu errichteten Brunnen Wein floß, und Geld ausgeworfen ward, so riefen alle, die von diesen Gnadenzeichen genossen, während daß einer dem andern Arm und Beine entzwey schlug, weil jeder der nächste an der Quelle seyn wollte, ein lautes: Es lebe Leopold!

Auf der Triumph-Pforte, welche auf dem Platze, der Graben genannt, errichtet war, stand die Inschrift: Opes Regum Corda Populi! (Die Herzen der Völker sind der Könige Reichthum.) Wenn Leopold wirklich keine andere Schätze besaß, und sich nur in dem wahren Besitze der Herzen seines Volkes reich dünkte, so war er an diesem Tage aus allen Einwohnern Oesterreichs der ärmste. Diese Erfahrung habe ich selbst gemacht. Es war leicht zu vermuthen, daß an einem solchen Tage des freudigen Lärmens, des Vivat-Rufens kein Ende seyn würde; aber wer wird aus solchen Aeußerungen mit Recht auf die wahre Liebe eines Volkes gegen seinen Monarchen schließen? Diese läßt sich nur im stillen

Cirkel der Familien erkennen, wo das Herz, von keinen gereitzten Sinnen überhäuft, in seinen Gefühlen zerfließt, und dieselben durch ungekünstelte Worte über die Zunge strömen läßt. Ich verließ daher den Tag vor der Huldigung Wien, weil ich alles, was sich in der Hauptstadt zutragen würde, durch glaubwürdige Augenzeugen erfahren konnte, um die Gefühle des Landvolkes selbst zu beobachten. So laut der Jubel durch alle Gassen der Residenz erschallte, so eine Grabes ähnliche Stille fand ich in den Dörfern, die ich bereißte. Der Bauer saß traurig im Cirkel seiner Familie am Tische, besprach sich mit ihr über den Nachtheil, der ihm aus der aufgehobenen Steuerregulierung zufloß, und bethete am Huldigungs-Tage des neuen Monarchen für die abgeschiedene Seele des Kaisers Joseph, der es mit den Bauern so gut gemeint hatte! Warum fragte Leopold nicht auch diesen Stand, ehe er umstürzte, was sein Bruder aufgebauet hatte! Vielleicht hätte er dann eingesehen, daß das Gebäude nicht so schlecht, der Grund, worauf es aufgeführt ward, gut

sey und weiter nichts, als einiger Verbesserungen bedurfte, um als ein vollkommenes Werk dazustehen. Er wäre dann an dem Huldigungs-Tage der reichste Fürst seiner Zeit gewesen.

Der den 4ten April 1790 gefeyerten Huldigung in Oesterreich folgte die Kaiser-Krönung zu Frankfurt, von welcher Leopold gerade nach Presburg ging, um sich im November des nähmlichen Jahres noch die Krone des heiligen Stephans aufsetzen zu lassen. Wäre die Jahres-Zeit nicht schon zu spät gewesen, er würde gleichfalls als König von Böhmen gekrönet worden seyn; so aber blieb diese Ceremonie auf das Jahr 1791 verschoben. Ich übergehe alle Feyerlichkeiten mit Stillschweigen, und will der glänzenden Pracht, welche vorzüglich bey der Krönung zu Prag verschwendet ward, nicht erwähnen. Wehe dem Fürsten, von welchem der Geschichtschreiber sonst nichts Merkwürdiges, als prächtige Feste, aufzuzeichnen hat, ob es gleich für manches Land weniger nachtheilig wäre, wenn Clio von dessen Herrscher weiter nichts, als nur

seine unschuldigen Feste, auf die eherne Tafel für die Nachwelt aufzeichnen könnte.

Der Ruhm eines weisen, Künste und Wissenschaften schätzenden Fürsten, welchen sich Leopold in Italien erworben hatte, berechtigte zu der Hoffnung, daß die unter Joseph begonnene Aufklärung in dem neuen Monarchen einen Beschützer und Beförderer erhalten würde. Wie sehr erstaunte man aber, als Leopold dieser schönen Erwartung, welche man von ihm hatte, so wenig entsprach. Indeß entstand diese Total-Finsterniß, welche unter seinem Zepter begann, unter Franzens Regierung sich mehr ausgebreitet und über den ganzen Horizont der österreichischen Staaten förmlich gelagert hat, nicht so wohl aus seinem eigenen Antriebe, als durch das rastlose Bemühen der Geistlichkeit und der Freunde der Finsterniß, welche sich aller nur möglichen Mittel bedienten, dem Aberglauben Thüre und Thore zu öffnen, und die Vernunft wieder aus den österreichischen Staaten zu verbannen. Um bey dem Monarchen leichter zu diesem Zwecke zu gelangen, überredete man ihn, daß

die in Frankreich ausgebrochene Revolution ihren Grund allein in der Aufklärung hätte, welche in diesem Reiche herrschte. Diese Aufklärung sey die Mutter der Geringschätzung der Geistlichkeit gewesen, woraus Irreligiosität, aus derselben Gleichgültigkeit gegen die Gesetze, und endlich Ungehorsam und Aufruhr gegen den Monarchen entstanden ist. Leopold hatte, vielleicht der überhäuften innern und auswärtigen Geschäfte wegen, nicht Muße genug, diese Sätze gehörig zu prüfen, um den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Er nahm alles für klar erwiesen an, und dachte ernstlich darauf, diese Quelle, woraus so viel Uebel für die Regenten entfließet, so viel, als möglich zu verstopfen.

An der Spitze der Obscuranten-Parthey stand der Cardinal Migazzy, ein heuchlerischer Greis *), welcher unter Joseph im

---

*) Man wird diesen Ausdruck zu stark, zu beleidigend für einen bepurpurten Vater der Kirche finden. Ich berufe mich zu meiner Entschuldigung auf das, was mir sein eigener Neffe, der

Verborgenen der Aufklärung aus allen Kräften entgegen arbeitete; nun aber seinen Hinterhalt verließ, und öffentlich den Kampf gegen Vernunft und reine Religion begann. Das Haupt-

---

Domherr Migaczy in Olmütz, als ich 1789 durch Mähren reisete, gesagt hat. Wir sprachen unter andern Sachen auch von den kirchlichen Neuerungen des Kaisers Joseph. Ich äußerte gegen den Domherrn meine Verwunderung, daß der Cardinal in Wien so sehr dagegen arbeite, und erhielt folgende Antwort: Joseph hat gefehlt, daß er alles ohne Zuziehung meines Oheims that. Hätte er dessen Einwilligung dazu verlangt, so würde mein Oheim noch weiter, als der Kaiser selbst gegangen seyn. Es ist nicht Bigotterie, es ist sein beleidigtes Ansehen, was ihn nun bestimmt, dem Kaiser entgegen zu arbeiten; denn im Grunde glaubet mein Oheim eben so wenig, als Spinoza, Bolingbrock, Voltaire und Marquis d'Argent glaubten.

augenmerk war, dem geistlichen Stande sein voriges Ansehen, seine verlohrene Gewalt über die Vernunft der Gläubigen wieder zu verschaffen. Diese Absicht desto leichter zu erreichen, verschärfte man das Censur-Edikt Josephs, untersagte alle Critiken, wenn sie Regierungs-Verordnungen, oder die Geistlichkeit betreffen, und beschränkte nicht bloß die Schreib- sondern auch die Lese-Freyheit. So verschwand mit einemmale jede Hoffnung, die man hatte, daß unter Leopold die Fackel der Vernunft, welche unter seinem Bruder anfing zu leuchten, ihr Licht immer mehr und mehr verbreiten werde. Leopold verhinderte nicht bloß allein, daß es in Oesterreich nicht heller werden sollte; er wollte sogar sein Volk in eine noch größere Finsterniß, als zu den Zeiten der Ferdinande herrschte, zurückführen.

Um den Unglauben zu verbannen, begünstigte man den Aberglauben. Man erlaubte dem Volke, seine Zeit, welche es nützlicher und Gott gefälliger zur Arbeit verwenden kann, mit Wallfahrten und Proceßionen zu verschleudern. Lange vergessene Gnadenbilder wurden

aus den Winkeln, wohin Joseph sie verbannt hatte, hervorgezogen, frisch ausgeschmückt, auf die Altäre erhoben, und mit der Befugniß versehen, aufs neue Wunder zu wirken. Indessen hatte das wenige Licht der Vernunft, welches unter Josephs Regierung in Oesterreich die Köpfe zu erhellen anfing, das Volk weniger empfänglich für solche geistliche Gaukeleyen gemacht; es strömte nicht mehr in so großen Haufen den Gnaden-Oertern zu; äußerte wohl auch ziemlich frey, daß es der Wunderkraft aller Heiligen, weß Standes und Würden sie seyn mögen, nicht viel zutraue; bezahlte weniger für Messen, und aß sogar noch, wie ehe und vor, an gebothenen Fasttagen Fleisch. Solche Irrlehre auszurotten, wurden die Prediger befehligt, das Volk eines Bessern zu belehren; daß heißt: Sie mußten nun eben so sehr dem Aberglauben von der Canzel das Wort reden, als sie unter Joseph verpflichtet waren, denselben zu bekämpfen.

Daß man die Prediger zwang, das nehmliche von der heiligen Stätte weiß zu nennen, was sie noch vor wenigen Wochen schwarz

nannten, wirkte bey dem Volke gerade das Gegentheil von dem, was man erzwecken wollte. Die Heerde konnte die neue Lehre ihres geistlichen Hirten nicht recht mit seinen vormaligen Worten vereinigen; sie fing an, Mißtrauen in seine Glaubwürdigkeit zu setzen, und schalt ihn wohl gar einen Betrüger. Ich glaube, daß hier eine Anecdote am rechten Orte stehen wird, welche als Beweis dienen kann, wie das gemeine Volk darüber glossirte. Der damalige Hof-Prediger, Poschinger, aus dem Dominicaner-Orden, hatte einen geraden, ehrlichen Steuerer als Bedienten bey sich. Dieser kam an einem Sonntage aus der Kirche nach Hause, und sagte: « Nein! Ihr « Hochwürden! das ist doch ganz sonderbar. « Der Herr Sonntags-Prediger unten (in der « Dominicaner-Kirche) sagte unter dem Kai« ser Joseph in jeder Predigt: die Processio" nen, Ablässe, Gnadenbilder u. d. gl. könn„ ten weder nützen, noch schaden, heute aber „ predigte er gerade das Gegentheil, und „ sagte: die Processionen, Ablässe, Gnaden„ bilder, wären so heilsam und wichtig, daß

„ kein katholischer Christ ohne dieselben leicht „ selig werden könnte. Ich möchte doch wis„ sen, welches von beyden wahr ist? Eines „ muß einmal richtig erlogen seyn. Oder ist „ vielleicht alles, was uns die Geistlichen vor„ predigen, weiter nichts, als Betrug? Ich „ glaube es beynahe, sonst könnten sie nicht „ heute weiß nennen, was sie gestern für „ schwarz angaben." Von diesem Augenblicke an, hatte Poschinger alle Mühe, seinen ehrlichen Steurer zu überzeugen, daß es eben so Unrecht sey, nichts, als wie alles, zu glauben.

Indeß ward die Schreib- und Lese-Freyheit zwar eingeschränkt, doch nicht ganz unterdrückt. Das Verboth der Bücher erstreckte sich hauptsächlich nur auf solche Schriften, welche unmittelbar den Kaiser und die Geistlichkeit angriffen, oder die französische Revolution zu sehr lobten; man konnte aber doch Campens Reise nach Paris, Volney's Ruinen, und andere dergleichen Bücher erhalten; durfte sie ohne Furcht lesen, und andern zum lesen mittheilen. Tadelte man nur nicht den Kai-

Bayerische Staatsbibliothek München

ser; ließ man die Diener der Religion unangetastet, so konnte man über andere Gegenstände noch ziemlich frey schreiben, ohne Scheu alle Beamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, ihrer Amts-Vergehungen wegen öffentlich geißeln; durfte vorzüglich die Thorheiten des Adels auf die beissendeste Art lächerlich machen; ja, Leopold sah das Letztere sogar mit Vergnügen; denn er war nichts weniger, als ein Freund dieser Ahnenstolzen Herren. Er fühlte es recht gut, daß sie ihn zu Schritten verleitet hatten, die den Glanz seines Ruhmes eben nicht sonderlich vermehrten. Froh ergriff er jede Gelegenheit, wo er den Adel seinen Haß empfinden lassen konnte, und er begünstigte nicht nur alle Schriften, welche gegen diesen herauskamen, sondern er gab selbst den Herausgebern einiger Flugschriften, vorzüglich dem des politischen Siebes, allerley Beyträge mit dem Ausdrucke: das müßen Sie sieben!

Die vortreflich organisirte öffentliche Polizey in den österreichischen Staaten, hatte zwar Leopold's Beyfall; aber desto unzufriedener war er mit der geheimen Polizey.

Bayerische Staatsbibliothek München

Er fand die erstere zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit so gut eingerichtet, wie sie in jedem wohlgeordneten Staate seyn soll und muß; aber die letztere war, seiner Meinung nach, nicht so bestellt, daß er sich von ihr Sicherheit seiner Person und die Aufrechthaltung des Thrones versprechen könnte. Er beschloß daher, diese geheime Polizey ganz umzustalten, und sie nach dem Muster der von ihm in Toskana eingeführten, einzurichten. Es ist bekannt, daß Leopold eine geheime Polizey, oder, wie es richtiger heißt: Spionerey in diesem Groß-Herzogthume eingerichtet hatte, welche so vortreflich in ihrer Art war, daß ihm beynahe die heimlichsten Gedanken verrathen wurden. Ich will zum Beweise, wie gut Leopold durch diese Polizey zu Florenz bedient ward, eine Anecdote hier anführen, die ich aus dem Munde des Marchese C*** selbst habe.

Nach vollendeten Studien begab sich C*** auf Reisen, und durchwanderte während der vier Jahre, die er dazu verwendete, einen großen Theil von Europa mit vielem Nutzen

für seine Geistesbildung. Er kehrte endlich nach seinem Vaterlande zurück, und schrieb von Triest aus an einem seiner Anverwandten, der zugleich sein Schulfreund war, daß ihm dieser eine Strecke entgegen kommen möchte. Beyde Freunde trafen sich in dem Gasthofe eines Grenzortes im Florentischen, und brachten daselbst einen Tag zu, theils um von der Reise auszuruhen; theils um Muße zu gewinnen, sich ungestört alles erzählen zu können, was sich jedem während ihrer Trennung zugetragen hatte. Um sich ganz genießen und besprechen zu können, speiseten sie auf ihrem Zimmer, und entfernten, sobald aufgetragen war, ihre Bedienten, um keine lästigen Zeugen ihrer freundschaftlichen Gespräche zu haben. Man aß und trank; fragte dies und jenes; beantwortete die beyderseitigen Fragen, und kam endlich auch auf den damaligen Groß-Herzog Leopold zu reden. C***, der sehr viel satyrischen Witz besaß, machte sich über die große Anzahl Freundinnen, welche der Groß-Herzog, wie das Gerücht erzählte, an seinem Hofe, in der Stadt und auf dem Lande

hatte, ziemlich lustig. Sein Freund bat ihn, über diesen Gegenstand zu schweigen, weil die geheime Polizey fast jedes Wort, das gesprochen wird, erfahre. C*** lachte über die Aengstlichkeit seines Freundes, welche ihm äußerst übertrieben schien, da es unmöglich wäre, von dem was sie sprächen, auch nur eine Sylbe zu erfahren, oder sie selbst müßten einer den andern verathen. Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise nach Florenz fort. Aber kaum war C*** in der Stadt bey seinem Hause angelangt, und wollte eben den Wagen abpacken lassen, als er den Befehl erhielt, das Hoflager alsogleich zu meiden, und sich noch in dem Augenblicke, ohne daß ihm nur ein stündiger Aufenthalt in Florenz vergönnt ward, auf seine Güter zu begeben. C.*** erstaunte nicht wenig über diesen ihm ganz unerwarteten Befehl, um so mehr, da er keine Ursache denken konnte, welche denselben veranlaßt haben möchte. Indessen mußte er gehorchen, und die Stadt sogleich verlassen. Nach vierzehn Tagen erhielt er die Erlaubniß, bey Hof erscheinen zu dürfen. Leo-

pold empfing ihn sehr freundlich; fragte ihn verschiedenes über seine Reisen, und sagte dann: Sind Sie nicht begierig die Ursache zu erfahren, welche Ihnen die Strafe, Florenz in dem Augenblicke, wo Sie ankamen, auch wieder verlassen zu müssen, zugezogen hat? C*** bejahte es, mit dem Zusatze, er wünschte es um so mehr, da er sich gar nichts bewußt wäre, was ihm den Unwillen des Groß-Herzogs hätte zuziehen können. Leopold erzählte ihm nun von Wort zu Wort, was er und sein Freund in dem Gasthofe unter vier Augen gesprochen hatte. Nehmen Sie sich ins künftige in Acht! fügte er hinzu! Ich lasse nicht gern über mich lachen, und strafe härter.

Diese vortrefliche geheime Polizey ward zum Muster genommen, nach welchem diejenige in den österreichischen Staaten eingerichtet werden sollte. Der ehemalige Polizey-Minister, Graf von Pergen, ward Altershalber, in den Ruhestand, und der niederösterreichische Regierungs-Präsident Graf Sauer, zum Chef der Polizey ernannt. Die Stadt und Vorstädte wurden in Bezirke eingetheilt.

Jeder Bezirk erhielt eine Polizey-Direktion, welche für die Ruhe und Sicherheit desselben zu sorgen, und die kleinen Polizey-Gegenstände zu schlichten hatte.

Diese neue Einrichtung erregte bey den Einwohnern von Wien keine außerordentliche Freude. Unter Josephs Regierung hatte man ihre Gespräche, nicht einmahl an öffentlichen Orten, in der Absicht belauscht, um ihnen ein Verbrechen daraus zu machen; und nun sollten sie sogar in dem Heiligthume ihrer Wohnzimmer nicht sicher vor verrätherischen Ohren seyn.

Man war damahls noch zu sehr daran gewöhnt, laut zu klagen, wenn etwas nicht gefiel, als daß die Unzufriedenheit sich nur im Stillen hätte äußern sollen. Das Mißvergnügen darüber, blieb Leopolden nicht verborgen, und da er fürchtete, daß der üble Eindruck, welchen diese neue Policey-Anstalt im Publicum gemacht hatte, gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte; so gab er sich alle Mühe, diesen Eindruck, wo nicht ganz zu vertilgen; doch wenigstens zu schwächen. Die Wiener

Zeitschrift und das politische Sieb, zwey von ihm begünstigte Schriften, erhielten den Auftrag, diese geheime Policey von einer für das Publicum äußerst nützlichen Seite darzustellen, und das Häßliche der Absicht, aus der sie im Grunde eingeführt ward, mit einer schönen Schminke zu übertünchen. Um zugleich die Arbeit dieser Schriftsteller zu unterstützen, und dem, was sie sagten, den Schein der Wahrheit zu geben, erließ Leopold ein Circulare, welches zur Erläuterung des ersteren, und zur Darstellung seiner Absicht dienen sollte. In diesem Circulare äußerte er so viel Abscheu gegen das Behorchen vertraulicher Gespräche; betheuerte darin, daß er dieses durch die neue Anstalt nie beabsichtet habe, noch jemahls beabsichten werde; sondern bey derselben bloß allein den Zweck habe, die allgemeine Ruhe und Sicherheit noch fester zu gründen. Diese angewandten Mittel wirkten wenigstens so viel, daß ein großer Theil des gutmüthigen Publicums nichts Arges weiter mehr dachte; obgleich viele ihren Argwohn, daß hierunter doch eine andere Absicht verborgen seyn könnte, aus

dem Grunde nicht ganz aufgaben, weil die bereits unter Joseph bestandene Policey zur Erreichung des von Leopolden vorgegebenen Zweckes beynahe unverbesserlich war.

Indeß fing die neue geheime Policey an, ihren Spuck im Verborgenen zu treiben. Das Hauptgeschäft, welches die Diener dieses heimlichen Gerichts hatten, war, Jagd auf die unsichtbaren Jacobiner zu machen. Als Haupt-Spürhunde bey dieser Jagd ließen sich vorzüglich brauchen: **Leopold Aloys Hoffmann.** Herr **Watterot**, noch dermahliger Professor auf der Universität in Wien; etwas später **Lorenz Leopold Haschka**; und **Carl Hofstätter.** Ich will versuchen, eine kleine Biographie dieser berüchtigten Herren, so viel ich mit Zuverlässigkeit erfahren habe, ihren Zeitgenossen und der Nachwelt zu liefern.

Der gefährlichste unter allen war damahls Hoffmann, da er die Gunst und das Vertrauen Leopolds im höchsten Grade besaß. Hoffmann ist der Sohn eines armen Schneiders aus Deutschböhmen. Dieser Umstand ge-

reicht ihm nur in so weit zur Schande, als er sich der niedern Herkunft und seiner armen noch lebenden Eltern in seiner glänzenden Epoche schämte; ein Beweiß, wie groß sein Verstand, wie vortreflich sein Herz ist! Er studierte in Breslau bey den Jesuiten die niedern Schulen, wo er seine Zeit damit zubrachte, daß er, anstatt sich zu bestreben, Fortschritte in den Grundwissenschaften zu machen, ein Bändchen matter Sinn- und Gedankenleerer Reime schmiedete, welche er an Herrn Denis, den als Barde berühmten, auch sonst würdigen und gelehrten jetzigen Custos der k. k. Bibliothek, einsendete, der ihm hierüber, um den Jüngling wenigstens für den guten Willen zu belohnen, sehr verbindlich schrieb. Dieser Brief, und weil er als Candidat zu den Jesuiten abgewiesen ward, bestimmte ihn, die Schule in Breslau zu verlassen, und seinen Stab nach Prag zu setzen; nicht in der Absicht, sich daselbst den höhern Wissenschaften zu widmen; sondern um Schriftstellerey zu treiben. Hier schrieb er Recensionen, ohne alle Kenntnisse irgend einer Wissenschaft, und ward ausgezischt; ein Trauer-

spiel, wo das Publikum über den Inhalt lachte, und vor Schmerz über einige verlorne Stunden — weinte; eine Monathschrift, deren erstes Stück auch das letzte war; eine Vertheidigung der Juden, wodurch er ihre Sachen noch schlechter machte, als sie vorher waren, und noch einige andere Dinge, welche aber aus der Buchdruckerey nicht in die Buchläden, sondern gleich in andere Läden übertragen wurden. Er erzog Kinder nach Basedows philantropinischen Grundsätzen, die er nicht verstand, und mußte das Geschäft nach einigen Monaten wieder aufgeben, weil er seine Zöglinge ein bischen zu früh zu der socratischen Wissenschaft, daß sie nichts wußten, gebracht hatte. Durch diese Unfälle hätte das Genie des Herrn Hoffmann beynahe erhungern müßen, wenn nicht einige junge Menschenfreunde eine Collecte für ihn veranstaltet hätten, damit er nach Wien, wo er sich ein besseres Loos versprach, und auch fand, reisen konnte.

In dieser Residenzstadt des Kaisers, wo die von Joseph ertheilte Preßfreyheit den Magen vieler Collegen des Herrn Hoff-

mann versorgte, hatte dieser das Glück, daß ihn Herr von Schönfeld, der zu Prag und Wien eine Buchdruckerey und Buchhandlung besaß, zur Herausgabe einer Predigten-Critik dung. Hoffmann, dem dieser Antrag sehr willkommen war, nahm denselben mit Dank an, und so erschien die Wochenschrift: Wöchentliche Wahrheiten für und wider die Prediger, wobey sein größtes Verdienst war, daß er seinen Nahmen dazu herlieh, und die eingeschickten Aufsätze in die Buchdruckerey ablieferte; denn die seinigen waren von keinem Belange.

Diese Ehre, Herausgeber und Redacteur einer Wochenschrift zu seyn, genoß er nicht lange. Herr von Gemmingen, bekannt durch seinen deutschen Haus-Vater, übernahm die Redaction, und das Honorar dafür, und Hoffmann behielt weiter nichts davon, als den Nahmen des Herausgebers. Zur Schadloshaltung für diesen Verlust miethete ihn Herr von Gemmingen zu seinen Secretär, und weihete ihn in die Geheimnisse der Illuminaten ein.

So erwünscht der Zufall für Hoffmanns mißliche Glücksumstände war, der ihn zu Herrn von Schönfeld in Arbeit brachte; so waren doch die Folgen davon für ihn noch wichtiger. Die Herausgabe der Wöchentlichen Wahrheiten verschaffte ihm die Bekanntschaft des damahligen Studien- und Zensurs-Präsidenten Baron van Swieten, welcher, ehe Gemmingen die Redaction übernahm, aus Liebe zu dieser die Aufklärung befördernden Schrift, die Sprach-Fehler und andere Schnitzer des Herrn Hoffmann fleißig corrigirte. Der Eyfer, den Hoffmann für die Verbreitung der Vernunft, für die Ausrottung des Aberglaubens und anderer schädlichen Vorurtheile, zeigte, erwarb ihm die Zuneigung des Präsidenten; und da Baron Gemmingen Wien verließ ohne dem Secretär den rückständigen Lohn zu bezahlen; da die Wochenschrift aufhörte, die andern litterarischen Arbeiten des Herrn Hoffmann nicht viel Beyfall hatten, folglich kein Geld einbrachten, und er sich beynahe wieder in der nähmlichen Lage befand, wie zu Prag vor sei-

ner Abreise, so beförderte ihn Baron van Swieten aus Mitleiden 1785 zum Professor der deutschen Sprache nach Pest.

An diesem Orte machte der neue Professor mit dem damahligen Polizey-Commissar, Gotthardy Bekanntschaft, welcher bey Hoffmannen bald das große Talent entdeckte, das zu einem Haupt-Polizey-Spione erforderlich ist.

Joseph starb. Die Deutschen, welche in Ungarn angestellt waren, mußten dieses Land verlassen; folglich wurden auch Gotthardy und Hoffmann daraus vertrieben. Da Leopold zu Wien ankam, verfügte sich Gotthardy zu ihm, theilte demselben den Vorrath seiner gemachten Kundschaften mit, wodurch er sich bey dem neuen Monarchen in besondere Gunst setzte, weil selbige die damahligen Angelegenheiten in Ungarn, und die Denkungs-Art verschiedener Magnaten betrafen. Bey dieser Gelegenheit empfahl Gotthardy dem Monarchen auch seinen Freund, den Professor Hoffmann, als einen brauchbaren, geschickten Mann, welcher ihm bey Ausspioni-

rung aller der eben entdeckten wichtigen Geheimnisse vortrefliche Dienste geleistet habe, der vielleicht noch eine Menge sehr wichtiger Dinge zu entdecken im Stande sey, und dessen Feder vorzüglich gebraucht werden könnte, die revolutionären Grundsätze zu bestreiten, und Gesinnungen im Publicum zu verbreiten, wie sie zu den Absichten Seiner Majestät erforderlich wären. Zwey solche Männer waren für Leopolden gerade die brauchbarsten. Er beförderte auch beyde auf der Stelle, den Gotthardy zum k. k. Rath, und den Hoffmann zum Professor der Deutschen Sprache, des Geschäfts-Stiles, der Geschäfts-Kunde, und der practischen Eloquenz auf der Universität zu Wien mit einem jährlichen Gehalte von zweytausend Gulden.

Watterot war Professor der Geschichte für die niedern Schulen. Als der verdienstvolle Hofrath von Sonnenfels sein Lehramt niederlegte, suchte er diese Canzel zu erhalten, und um desto leichter zu diesem Zwecke zu gelangen, vereinigte er sich mit Hoffmannen, ließ sich in die Zahl der geheimen

Spione aufnehmen, schwor der Aufklärung ewige Fehde, und ward auf diese Art an Sonnenfels Stelle ernannt. Sein Aufsatz in der Wiener Zeitschrift gegen den um Oesterreich so sehr verdienten Hofrath Joseph von Sonnenfels, bewieß, daß er ganz ein würdiger Genoß seines Mäcenas, Hoffmann sey, und erwarb ihm so viel Hochachtung, daß man ihm in einigen angesehenen Häusern, wo er ehedem Eingang hatte, den Zutritt verschloß. Man sagte von ihm, daß der Kaiser ihn auch noch dazu gebraucht habe, die Handbillette von ihm schreiben zu lassen.

Lorenz Leopold Haschka, ein Exjesuit, ward durch die Gutmüthigkeit seines Freundes, Alxingers, welcher ihm zehntausend Gulden schenkte, in den Stand gesetzt, unabhängig leben zu können. Unter Josephs Regierung war er der rasendste Feind des Pabstes, der Geistlichkeit, und aller Könige, von welchen er in einer seiner Oden sagte: daß auch nicht ein einziger etwas tauge! Die meisten, welche ihn genau kannten, fürchteten oder verabscheueten ihn seines

unmoralischen Characters wegen. Um sein Capital zu vergrößern, verwendete er den beträchtlichsten Theil davon zur Erkaufung einiger Actien für den Sclavenhandel; aber das Schicksal bestrafte ihn für diese den Dichter und Philosophen so entehrende Handels-Speculation durch den Verlust des daran gewagten Capitals. Als Leopold den Thron bestieg, suchte er seine zerrütteten Glücksumstände dadurch zu verbessern, daß er die Parthey der Aufklärung verließ, zur Fahne des Obscurantismus schwor, und sich als Spion von der geheimen Policey besolden ließ.

Carl Hofstätter, gleichfalls ein Exjesuit, war Hofmeister des jungen Fürsten von Lichtenstein, eines Sohnes des Fürsten Carl, der sein Leben im Duell verlohr. Er besitzt aus allen die meisten Kenntnisse, und ist ein geschickter, gelehrter Mann. Die Triebfeder, warum er sich gleichfalls zu den Absichten der geheimen Policey gebrauchen läßt, ist von der unterschieden, welche die andern Collegen von ihm in Bewegung setzet. Er ist mit ganzer Seele Jesuit, und also ein blindes Werkzeug der un-

sichtbaren Obern dieses in geheim noch immer bestehenden Ordens. Um die Absichten des Jesuitismus zu befördern, hält er jedes Mittel für erlaubt, und man kann auf ihn anwenden, was Cicero von einem Undankbaren sagte: Jesuitam si dixeris, omnia dixeris!

Diese vier Männer arbeiteten um die Wette, die Aufklärung auf immer zu verbannen, und jeden vernünftigen Mann, der nicht die Hände zu ihrem Bunde biethen wollte, das Reich der Finsterniß zu verbreiten, so viel als möglich zu verfolgen. Aus allen diesen Athleten der Dummheit wußte sich Hoffmann am meisten bey dem Monarchen einzuschmeicheln, und seine Person wichtig zu machen, wozu ihm die Freundschaft seines Gönners Gotthardy, sehr behülflich war. Er sprach dem Kaiser von einer Menge geheimer jacobinischer Clubbe, welche in den österreichischen Provinzen gehalten würden, und die auf nichts geringers abzweckten, als eine Revolution hervorzubringen. Leopold zitterte bey solchen Nachrichten vor der nahen Gefahr, die seinem Throne und der Glückseligkeit seiner Län-

der drohete. Solche Augenblicke der Furcht benutzte Hoffmann, sich in Ansehen zu bringen, und dem Dienste, welchen er zu leisten im Stande sey, ein großes Gewicht zu geben. Er versicherte den Monarchen, daß er, obgleich die Versammlungs-Orte dieser Clubbe noch in der Dunkelheit eingehüllt wären, denselben doch schon auf der Spur sey, und sie nächstens zu entdecken hoffe. Er machte sich anheischig, durch seine unermüdete Aufmerksamkeit alle Anschläge der Uebelgesinnten zu vereiteln, alle Jacobiner aufzuspüren und anzuzeigen; vorzüglich aber durch seine Schriften die guten Patrioten vor dem Freyheits-Gifte zu bewahren; und die schwachen bereits angesteckten Bürger von dieser unsinnigen Revolutions-Sucht zu heilen.

Es war kein Wunder, daß ein solcher Mann, der mit einer wichtigen Miene, einem prahlerischen Tone von sich selbst zu sprechen wußte; der sich durch einige wahre Entdeckungen verdächtiger Zusammenkünfte in Ungarn Glaubwürdigkeit verschafft hatte, das Zutrauen Leopolds erwarb, und von ihm als die

Stütze seines Thrones angesehen ward. Der durch die Umstände furchtsam gemachte Monarch, dem die Geistesfähigkeiten seines Sülly noch nicht bekannt waren, glaubte einen solchen Mann, von dem er so wichtige Dienste zu hoffen habe, bey den wichtigsten Ereignissen, welche die Unruhen in Ungarn betreffen, zu Rathe ziehen zu müßen, und ertheilte ihm nicht nur den freyen Zutritt zu ihm zu jeder Stunde; sondern ließ ihn einmal sogar bey der Ankunft derjenigen Verhandlungen, wo die Ungarn das Haus Oesterreich des Erbfolgerechtes verlustig erklärten, in einer mit sechs Pferden bespannten Kutsche nach Hof abholen. Die geheimen Beschlüße, welche bey dieser Zusammenkunft genommen wurden, sind mir unbekannt; nur so viel ist gewiß, daß Hoffmann bald darauf seine sogenannten zwey Staats-Schriften, die eine unter dem Titel: Babel; die andere unter dem Titel: Ninive, heraus gab. Vermuthlich wollte Hoffmann durch diese zwey Werke den Ungarn die Augen öffnen, und sie gegen den neuen König unterwürfiger und gehorsamer machen. Aber die

hartnäckigen Magnaten ließen sich durch Hoffmanns Gründe nicht überzeugen, und bestanden, nach der Erscheinung von Babel und Ninive, eben so fest, wie zuvor, auf ihren Meinungen. Vielleicht hätte Leopold mehr über die Ungarn vermocht, hätte er denselben, statt der elenden Brochüren des Hoffmanns, Festigkeit und Muth entgegen gesetzt.

Die schriftstellerischen Talente dieses Günstlings verlohren bey dem wirklich mit Kenntnissen reichlich ausgestatteten Monarchen sehr bald ihr Gewicht. Hätte sich Hoffmann nicht durch andere Eigenschaften in der Gunst zu erhalten gewußt, er würde bald, als Schriftsteller allein, von seinem Mäcenas auch nicht eines Blickes mehr gewürdiget worden seyn. Leopold selbst sagte einst von ihm, da ich mit ihm über Hoffmann sprach: Der Kerl ist ein Esel, ich weiß es; aber er leistet mir als Spion sehr gute Dienste. *)

*) Es sind die eigenen Worte des Kaisers.

Was Hoffmann dem Kaiser von den Jacobiner-Versammlungen, welche in Oesterreich bestehen sollten, in den Kopf gesetzt hatte, machte einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn. Seine Furcht vor einer Revolution ließ ihn fast in allen Menschen nur Jacobiner erblicken. Vergebens stellten ihm vernünftige Männer vor: daß die Anzeigen Hoffmanns, wo nicht aus Absicht erdichtet, doch wenigstens ganz ungegründet wären. Denn wären solche Versammlungen, so müßten die Mitglieder doch einen Ort haben, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten, und dieser, wenn er nicht im Mittelpunkt der Erde, oder im Monde wäre, könnte unmöglich vor der so wachsamen Polizey lange verborgen bleiben. Auch sey es gar nicht wahrscheinlich, daß Hoffmann wirklich Spuren davon habe, wie er vorgebe; denn sonst hätten ihn diese Spuren, so dunkel sie auch seyn möchten, auf den Versammlungs-Ort leiten müßen. Man rieth dem Kaiser, von Hoffmannen zu fordern, daß er die muthmaßlichen Versammlungs-Oerter der Polizey angeben solle, und versicherte ihn, daß

dieses das einzige Mittel sey, auf den Grund oder Ungrund der Hoffmannschen Anzeige zu gelangen. Leopold sah die Wahrheit dieser Gründe ein. Aber kaum war er sich selbst allein überlassen, so bemeisterte die Furcht sich wieder seines Kopfes und Herzens, und er glaubte dasjenige wieder, was er kurz vorher eingestand, daß es lächerlich und ungereimt wäre. Es ging ihm mit den Phantomen der Revolutionen, wie einem Menschen, der zwar bey Tage überzeugt ist, daß es keine Gespenster gebe; bey der Nacht aber, troß seiner Ueberzeugung, doch vor Geistern und Höllenspuck zittert.

Hoffmann unterließ nicht, die Furcht des Kaisers zu erhalten, und immer mehr und mehr zu vergrößern. Täglich händigte er ihm eine Liste von sogenannten Jacobinern ein, um Leopolden vor dergleichen Männer zu warnen und in den Stand zu setzen, ihre Handlungen aufmerksam beobachten und sich dagegen in Acht nehmen zu können. Man wird sich wundern, wie Hoffmann seine Listen mit so vielen geheimen Jacobinern anfüllen konnte? Hier ist das ganze Geheimniß. Er war Frey-

maurer, Illuminat und Secretair einer Loge zu Wien, und in dieser Eigenschaft befanden sich in seinen Händen die Listen aller Brüder in den österreichischen Staaten. Was ihn gegen die Freymaurer und Illuminaten so sehr aufgebracht haben mag, daß er sie so tödlich haßte; oder wodurch sie bey ihm einen gegründeten Verdacht, daß sie revolutionaire Grundsätze hegen, erweckten, ist mir unbekannt; es müßte nur das die Ursache gewesen seyn, daß ihm die Loge, als er nach Pest als Professor befördert ward, 200 Fl., sage: zwey hundert Gulden! lieh, damit er seine Reise bestreiten könnte, weil es ihm ganz und gar an Geld mangelte; *) und er sie nach seiner Gewohnheit mit so vielem Danke bezahlen wollte. Genug, Hoffmann hielt alle Freymaurer, Illuminaten, Rosenkränzer u. s. w. (sich selbst nahm er aus), für ausgemachte Jacobiner; und so hatte er eben so viele Jacobiner-Listen, als er Freymaurer-Listen besaß.

---

*) Ich sah die von Hoffmann eigenhändig geschriebene Quitung über den Empfang dieses Geldes.

Auf diese Art wurden die rechtschaffensten, verdienstvollesten Männer von diesem Spione eines Verbrechens angeklagt, woran sie niemals gedacht hatten; und das traurigste war, daß Leopold den bloßen Anzeigen dieses schwarzen Verleumders vollen Glauben beymaß, mißtrauisch gegen die redlichsten Männer im Staate ward, und sie bey jeder Gelegenheit verfolgte. Freylich waren damals die Folgen solcher geheimen Anzeigen noch nicht so schrecklich, als sie es einige Jahre später wurden. Aber daß man die sogenannten Jacobiner in keine grauenvolle Gefängniße einkerkerte, daß ihre Köpfe nicht fielen, oder keine Galgen für sie errichtet wurden, das alles war nicht Hoffmanns Schuld. Hätte Hoffmann die Macht eines Polizey-Ministers gehabt, er würde die sogenannten Jacobiner mit dem Schwerdte eben so wüthend vertilgt haben, als er sie mit der Feder unsinnig verfolgte. Wenn indeß auch seine geheime Anzeigen keine schauerlichen Greuel-Scenen veranlaßten, so hatten sie doch immer nachtheilige Folgen für die Verleumdeten. Mancher Beamte ward unter

allerley aus der Luft gegriffenen Vorwänden seines Dienstes entsetzt, und die übrigen, zu deren Entlassung auch nicht die entfernteste Ursache aufgefunden werden konnte, wurden in das schwarze Buch als für immer untauglich zu aller Beförderung eingetragen. Ein Beyspiel mag die Wahrheit dieser Thatsache beweisen.

Der Appellations-Rath von Riegger in Prag, ein in der gelehrten Welt rühmlich bekannter Mann, den seine Verdienste lange schon hätten befördern sollen, kam bey Leopolden um eine Hofraths-Stelle ein. Ich unterstützte dieses Gesuch bey dem Monarchen, und bath ihn, Rücksicht auf diesen würdigen Mann zu nehmen. Leopold versprach es mir und den Schwestern des Rieggers; sagte mir sogar in einigen Tagen: Nun, Ihr Freund ist Hofrath. Ich habe sein Decret schon ausgefertiget. Ich dankte im Namen des verdienstvollen Rieggers für die Gnade, und begab mich sehr vergnügt nach Hause in der Erwartung, daß das Decret längstens in zwey Tagen dem

Bittsteller würde eingehändiget werden. Es verflossen vierzehn Tage, und Riegger erhielt noch immer kein Decret. Ich schrieb es der Vergessenheit und der nicht allzu pünktlichen Ordnung in Geschäften zu, und beschloß, den Kaiser daran zu erinnern. Eure Majestät, sagte ich, als ich bald darauf Gelegenheit hatte, Leopolden zu sprechen, haben vor allzu überhäuften Geschäften vermuthlich vergessen, das Hofraths-Decret für Rieggern zu expediren. Nein! fiel mir Leopold in die Rede, Ich kann diesen Menschen nicht zum Hofrath creiren. Er ist ein Erzjacobiner. — Sehen Sie! Hier stehet er auf der Liste. *) Mit diesen Worten zeigte er mir eine Liste, worauf ich zu meinem größten Erstaunen, nebst Rieggers Namen, auch die Namen eines Martini und Josephs Sonnenfels, eines Zeilers, Mummeders und Ratschky's erblickte.

Solcher Beyspiele könnte ich noch mehrere anführen; doch weiß man kein einziges von

---

*) Es sind wieder die eigenen Worte des Kaisers.

grausamen Verfolgungen. Ich will glauben, daß Leopold aus Menschlichkeit nicht weiter ging; **) ob gleich nicht zu zweifeln ist, daß die Furcht auch einen großen Antheil daran hatte; denn ihm bangte, daß gewaltsame in die Augen des Publikums fallende Ungerechtigkeiten das Volk erbittern und zu einer Revolution verleiten könnte. Indeß beweisen doch diese Thatsachen, daß seine Gerechtigkeitsliebe nicht allzu groß war, da er auf so einseitige Anklagen bestrafte, ohne den Angeklagten zu hören, und ihm das in den Gesetzen gegründete Vertheidigungs-Recht zu gestatten. Dieser unbedingte Glauben, welchen die heimlichen Anklagen bey ihm fanden, bahnte der Verleumdung ein offenes Feld; und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Spione der geheimen Polizey über diesen Punkt, ehrliche Männer anzuschwärzen, und ihnen Verbrechen, welche sie nie begingen, anzudichten, nicht allzu

*) Ich habe wenigstens den Kaiser Leopold nicht blutdürstig gefunden, ob er gleich sehr rachsüchtig war.

gewissenhaft waren, da ein k. k. Hofrath von der Polizey kein Bedenken trug, etwas ähnliches zu thun. Doch wozu noch anderer Beweise, wo die Thatsache selbst spricht! — Hier ist sie.

Der in Oesterreich fast allgemein bekannte Verfasser des Schlendrians, hatte durch den Plan zu einem Tagblatte, das politische Sieb, so sehr den Beyfall des Kaisers erhalten, daß der Monarch ihn seiner Gewogenheit versicherte, und ihn öfters zu sprechen verlangte. Was dem Kaiser so sehr dabey auffiel, war der Titel. Er forschte, was dieses Blatt enthalten sollte:

Eure Majestät: Es werden Ihre Verordnungen darin stehen, und gesiebt werden, wenn der Copist einen Schreibfehler beging; ferner will ich darin alle öffentliche Beamte, die entweder nachläßig, oder partheyisch in ihrem Amte verfahren, sieben; auch sollen manchmal die Thorheiten des Adels durch das Sieb fallen; wiewohl ich fast daran zweifle; denn sie werden zu groß seyn.

Leopold lächelte. Die Verordnungen lassen Sie weg, sagte er, die übrigen aber sieben sie tüchtig! Er gab nun dem Verfasser selbst noch hier und da einiges an, was er dem Plane einverleibt haben wollte, und fragte: wenn das erste Blatt erscheinen würde? Auf die Antwort, daß es vor vierzehn Tagen nicht erscheinen könne, war ihm diese Zeit zu lang. Ich kann es nicht erwarten, sagte er, alle die Menschen gesiebt zu sehen. Machen Sie sobald als möglich. Ich werde Ihnen auch manches zum sieben mittheilen. Der Verfasser, durch dieses gnädige Betragen des Kaisers aufgemuntert, bath ihn, daß er, um das Blatt wohlfeiler und folglich gemeinnütziger machen zu können, von dem auf alle Zeitungen und Tagblättern gelegten Stämpel befreyet werden möchte; auch ersuchte er um Censur-Freyheit, damit er theils nicht gehemmt, theils sein Blatt nicht zu viel gestrichen würde. Sie sollen Stämpelfrey seyn, erwiederte Leopold; doch von der Censur kann ich Sie nicht dispensiren; aber ich werde Ihnen einen Censor geben, der Sie nicht geniren wird.

Schon am folgenden Tage kam das dem Kaiser eingereichte Gesuch, mit einem Handbillete an die böhmische Hofkanzeley herab: Dem Verfasser soll die Befugniß, ein Tagblatt: politisches Sieb, herausgeben zu dürfen, ertheilet, und dasselbe vom Stämpel befreyet werden. Ferner ward ihm, statt der gewöhnlichen Censur, der damalige Vice-Regierungs-Präsident, und Polizey-Präses, Baron von Weber, zum Censor angewiesen, welcher eine eigene Instruction, dieses Blatt betreffend, erhielt. Diese unverkennbare Begünstigung erregte bey der böhmischen Hofkanzeley nicht wenig Aufsehen, und ließ errathen, daß Leopold dieses Blatt samt dem Verfasser seines besondern Schutzes würdige.

Durch die öftern Unterredungen, welche der Verfasser mit dem Monarchen hatte, (er mußte alle Woche zweymal zu ihm kommen) erhielt derselbe immer mehr und mehr die Gunst des Kaisers. Leopold besprach sich mit ihm zu ganzen Stunden und noch länger; erzählte ihm allerley Anecdoten zum sieben, wie er sich ausdrückte, und vertraute ihm so-

gar manches, was ein kluger Fürst nicht so leicht anvertrauen sollte. Doch dieses gehörte unter Leopolds Fehler, daß er gern schwatzte, und mit Geheimnissen, einige wenige vielleicht ausgenommen, gegen diejenigen, die seine Gunst besaßen, nicht zurückhaltend war. Indeß mißbrauchte der Verfaßer des politischen Siebes, so viel mir bekannt ist, die Gunst des Kaisers nicht, und arbeitete aus allen Kräften dem Hoffmannschen Systeme entgegen; rettete auch die Ehre manches Unschuldigen, welche der Herr Verfasser als Jacobiner angegeben hatte.

Hoffmann, dem die Erscheinung des politischen Siebes ein Dorn im Auge war, weil es mehr Absatz, als seine Schriften, hatte; der vorzüglich nicht leiden konnte, daß Leopold seine Gunst noch einem andern, als ihm allein, in einem so vorzüglichen Grade angedeihen lasse; der selbst fürchtete, diese Gunst wohl gar zu verlieren, beschloß, den Verfasser des politischen Siebes zu stürzen, und man sahe, wie er es that. In vielen Zeitungen und Journalen geschahen die bitter-

sten Ausfälle auf den Kaiser, weil er Hoffmannen so besonders gewogen war; am bittersten war ein Aufsatz von Campe in dem Braunschweiger Journale, welcher den Kaiser am meisten schmerzte. Er sprach darüber mit dem Verfasser des politischen Siebes, und überlegte mit ihm, auf welche Art man dem Publicum die Meinung, daß Hoffmann sein Günstling, und Leopold der Mitarbeiter an der Zeitschrift sey, benehmen könne. Der Verfasser des politischen Siebes gab den Rath, durch eine Schrift die litterarischen Blößen des Herrn Hoffmann aufzudecken, um durch diesen Angriff zu zeigen, daß dieser Professor keinen besondern Schutz genieße, weil sonst niemand wagen würde, ihn anzugreifen. Leopold genehmigte es, und trug dem Verfasser auf, diese Schrift zu schreiben, welche auch in einigen Tagen unter dem Titel: Kann ein Schriftsteller, wie Professor Hoffmann, Einfluß auf die Stimmung der deutschen Völker und auf die Denkart ihrer Fürsten haben? An Herrn la Veaux, erschien.

Kaum erhielt Hoffmann Nachricht davon, so eilte er zum Kaiser, und sagte ihm: Der Verfasser des politischen Siebes habe ein Pasquil gegen den Monarchen geschrieben, wozu er von den Freymaurern gemiethet und erkauft worden wäre. *) Leopold, zu geneigt, jeder Anklage zu glauben, ward gegen den vermeintlichen Pasquillanten äußerst aufgebracht. Als dieser, nichts Böses argwöhnend, den folgenden Tag zum Kaiser gehen wollte, ließ ihn Leopold mit den Worten abweisen: Er könne keinen von Freymaurern erkauften und gemietheten Pasquillanten sprechen! Diese Aeußerung befremdete den Verfasser um so mehr, da er sich auch nicht des Gedankens eines solchen Verbrechens bewußt war: daß die gegen Hoffmannen verfaßte Schrift das vermeintliche Paßquill seyn sollte, darauf konnte er um

---

*) Da ich die obige Schrift selbst nicht gelesen habe, so weiß ich nicht, in wie weit sich daraus ein Pasquill auf dem Kaiser folgern ließ.

so weniger verfallen, da sie auf Befehl des Kaisers geschrieben, und mit Bewilligung der böhmischen Hof-Canzeley gedruckt ward. Von seiner Unschuld überzeugt, beruhigte er sich mit dem Gedanken: es müßte ein Irthum seyn, der sich bald zu seinen Gunsten aufklären würde.

Indeß war Leopolds Rache mit dieser dem fälschlich Angeklagten, ohne Untersuchung verurtheilten Manne erwiesenen Beschimpfung noch nicht zufrieden. Den andern Tag mußte die Policey auf Befehl des Kaisers denselben vorfordern, und ihm einen derben Verweiß geben, daß er es gewagt habe, sich der besondern Gnade des Monarchen zu rühmen. Diese neue Beschuldigung eines Verbrechens, woran er eben so wenig, als an das erstere, jemahls gedacht hatte, erregte den Unwillen des Verfassers. Er wollte sich vertheidigen; aber der k. k. Hofrath von Peer ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Läugnen Sie es nicht! sagte er, man kann Ihnen sonst Zeugen vorführen.“ Diese wünsche ich zu sehen, war die Antwort des Beklagten, denn ich

weiß gewiß, daß sie, wenn ich sie jemahls gesprochen habe, und es ehrliche Männer sind, das Gegentheil bezeugen müßen. „Was braucht es viel! erwiederte Peer. Ich selbst habe Ihre Prahlereyen gehöret!“ Man stelle sich das Erstaunen dieses Mannes vor, als er einen k. k. Hofrath, den er an diesem Tage zum ersten Mahle sah, auch sonst nie mit ihm zusammen gekommen war, so bereitwillig fand, gegen ihn falsch zu zeugen. Wenn das ist, erwiederte er dem Herren Hofrathe, so bin ich eines jeden Verbrechens schuldig. Traurig verließ er das Büreau der Policey, und begab sich in banger Erwartung, was noch kommen würde, nach Hause.

So fürchterlich und Verderben drohend das Gewitter über sein Haupt aufstieg, so unverheerend und schnell ging es vorüber. Die böhmische Hof-Canzley nahm sich seiner in einer nachdrucksvollen Vorstellung an, worin sie sagte: wenn der Verfasser der Schrift gegen Hoffmannen ein Pasquillant ist, so ist es auch die ganze böhmische Hof-Canzley. Mit

ihrer Genehmigung ist diese Schrift gedruckt und verbreitet worden, und nach den bestehenden Gesetzen ist derjenige welcher ein Pasquill verbreitet, eben so strafbar, als der Verfasser. Noch mehrere Freunde des verleumdeten Verfassers der Schrift gegen Hoffmannen, verwendeten sich für ihn, und überredeten den Kaiser, das sogenannte Pasquill wenigstens zu lesen, um sich zu überzeugen, in wie weit der Verfasser strafbar sey, oder nicht. Leopold that es, und fand daß der Inhalt ganz so war, wie er selbst befohlen hatte, daß er seyn sollte. Nun reute ihn sein übereiltes Verfahren, wodurch die Ehre eines Mannes, der seine Gunst besaß, und noch nicht ganz verloren hatte, so sehr gekränkt ward. Er beschloß, seinen Fehler gut zu machen, und gab dem Regierungs-Präsidenten, Grafen von Sauer den Auftrag, die ganze Sache auszugleichen.

Während daß man sich Mühe gab, den Kaiser zu überzeugen, der Verfasser des politischen Siebes sey nichts weniger, als ein Pasquillant, kam dieser um die Erlaubniß ein,

außer Landes gehen zu dürfen. Er ward an den Regierungs-Präsidenten verwiesen, und bey dieser Gelegenheit war der nähmliche Herr Hofrath von Peer, welcher sich so bereitwillig zeigte, als der Verfasser in Ungnade verfiel, ein falsches Zeugniß gegen ihn abzulegen, so ausnehmend artig und höflich, weil der Wind von einer andern Seite bließ, daß er ihn nicht bloß bis an die Thüre seines Büreaus, sondern durch die Canzley-Stube bis auf den Corridor begleitete, und ihm das Bureau des Präsidenten durch den Regierungs-Rath Weiß zeigen ließ. Graf Sauer empfing ihn sehr freundlich und gütig; machte ihm einige Complimente über seine Talente, gab ihm Hoffnung, daß der Monarch wieder gegen ihn gnädig werden könne, und both sich an, selbst mit ihm zum Kaiser zu gehen; zu welchem Ende er ihn auf den Dienstag den 28 Februar, Mittags um 12 Uhr zu sich bestellte. Am gesetzten Tage verfügte sich der Verfasser des politischen Siebes zum Präsidenten. Seine Majestät, sagte ihm dieser, sind heute in der Nacht etwas unpäßlich geworden; kommen

Sie Freytag; dann wollen wir zusammen nach Hof gehen. Donnerstag aber den 1sten März starb Leopold, und mit ihm die glückliche Aussicht dieses Mannes. Als er Freytag zu dem Grafen Sauer kam, ging ihm dieser mit den Worten entgegen: Ich bedaure Sie recht sehr, denn Sie haben außerordentlich viel verloren. Ich kann es Ihnen nun gestehen, daß es Seiner Majestät leid war, Sie unschuldig gekränkt zu haben. Sie erließen deßwegen an mich ein eigenes Handbillet, um die Sache zu redressiren, und wollten Sie zur Genugthuung im geheimen Cabinette anstellen. Berufen Sie sich bey dem jetzigen Monarchen auf mich *).

---

*) Es sind die eigenen Worte des Grafen von Sauer. Ich habe die ganze Geschichte aus dem Munde des Verfassers selbst. Er mag es mir verzeihen, daß ich von einem Vertrauen welches er mir in einer freundschaftlichen Unterredung schenkte, einen öffentlichen Gebrauch ma-

Daß Leopold sich von der Unschuld des Verleumdeten überzeugt hatte, daß die falsche Anklage nachtheilig für den Verleumder ward, erwieß sich dadurch, daß Hoffmannen durch einen eigenhändigen Befehl des Kaisers Leopolds verbothen ward, künftig die kaiserlichen Handbillets in die Wiener Zeitschrift aufzunehmen; daß der Rector Magnificus den Auftrag erhielt, den Vorlesungen dieses Professors beyzuwohnen, um dem Monarchen Bericht darüber zu erstatten, ob er Fähigkeit habe, auf der Universität vorzulesen; und daß Hoffmann der Professur entsetzt ward.

Dem Rathe des Grafen von Sauer zu Folge verfügte sich der Verfasser des politischen Siebes zu dem Thronfolger Franz II. Dieser empfing ihn mit einer herzlichen Güte. Gestand, daß ihm Unrecht geschehen sey, und entließ ihn mit den Worten: Sie haben

---

che. Ich and um o weniger Bedenken, es zu thun, als ich glaube, daß ihm das Ganze nicht nachtheilig eyn kann.

Recht; ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Geben Sie mir nur seinen Fingerzeig; denn ich (er klopfte ihn auf die Schulter) habe nichts gegen Sie, und mißbillige, was mein Vater that.

Durch die Güte des neuen Monarchen gerührt, durch seine Versicherungen mit Hoffnungen belebt, verfügte sich der Verfasser nach Hause, um den verlangten Fingerzeig schriftlich aufzusetzen. Aber er gab zehn Fingerzeige, ohne daß ihn ein einziger auf die rechte Straße geführet hätte; und er würde vielleicht noch zwanzig gegeben haben, wäre nicht Herr von Schloisnig, damahliger Hof- und Cabinets-Rath, so gütig gewesen, ihm zu sagen: Sie bemühen sich umsonst! Sie werden nichts erlangen; denn ich bin Ihr Feind, weil Sie meinen Freund Gemmingen in der Schrift gegen Hoffmannen beleidiget haben. Wenn der Kaiser ohne Ihre Einwilligung nichts thun darf, erwiederte der Verfasser, so danke ich Ihnen recht sehr daß Sie mir durch

dieses offene Geständniß die Mühe und die Zeit ersparen, die ich verliere, wenn ich mit dem Monarchen spreche. Er verließ die Cabinets-Canzley, ohne jemahls wieder den Herrn von Schloisnig, noch den Kaiser Franz zu sprechen.

Man hat die Zahl der geheimen Spione unter Leopolds Regierung auf zwey tausend angegeben; aber ich glaube, daß sie noch größer war. Hoffmann allein besoldete eine Menge junger Leute, vorzüglich arme Studenten, welche in den Caffee-Häusern und in den Schulen ihre Mitschüler ausforschen mußten, welche vom Jacobinismus verpestet wären, und welche es nicht wären! Das Geld hierzu empfing er aus des Kaisers eigenen Händen, und ein glaubwürdiger Mann hat mich versichert, daß Hoffmann zu diesem Endzwecke über dreyßig tausend Gulden erhalten habe. Wenn nun dieser einzige Spion mit seinen Helfers-Helfern während der kurzen Zeit der Leopoldinischen Regierung so viel kostete, welche ungeheure Summen mußte der Staat hergeben, um diese Bandi-

ten, welche die Ehre seiner Bürger meuchlings mordeten, zu bezahlen! Und welchen Nutzen verschaffte diese Anstalt dem Monarchen und dem Lande? Wurden die Unterthanen glücklich? Wurden sie besser und moralisch vollkommener? Gewiß nicht! An die Stelle der Offenherzigkeit des freyen ungezwungenen Tones, der alle Gesellschaften belebte, der Munterkeit und fröhlichen Laune, traten Heucheley, Zwang, Mißtrauen und Furcht. Die gesellige Freude wich dem Trübsinne und Mißvergnügen. Man ward verschlossen gegen seine Freunde; keiner traute mehr dem andern; hielt jeden Menschen, oft sogar seinen Bruder, für einen Verräther: wie sehr mußte bey einer solchen Stimmung die Moralität verlieren.

Unter Leopolds erklärten Günstlingen hatte Fürst Carl von Lichtenstein den ersten Rang. Er wußte sich die Zuneigung des Monarchen so sehr zu erwerben, daß er fast nie von Leopolds Seite weichen durfte, und denselben überall begleiten mußte. Dieser Fürst besaß ein gutes Herz; war stets fröh-

lich und munter, ein vortreflicher Gesellschafter, liebte das Vergnügen in einem sehr hohen Grade, und man sagte, daß ihn Leopold vorzüglich dieser letzteren Eigenschaft wegen so sehr lieb gewann. Um ihn so viel als möglich stets bey sich zu haben, ernannte er ihn, wiewohl sich Fürst Carl vorher nie, weder den innern noch auswärtigen Staats-Geschäften gewidmet hatte, zum geheimen Cabinets-Director, und man hat mich versichert, daß er sogar, weil des Fürsten Vater sehr viele Schulden hinterließ, einmahl hundert tausend Thaler für ihn bezahlt habe. Dafür war aber auch Fürst Carl dem Kaiser mit ganzer Seele ergeben. Er hatte keinen anderen Gedanken, als dem Monarchen immer neue Freude, abwechselndes Vergnügen zu verschaffen, und opferte gern seine Nächte auf, wenn er dem Monarchen dadurch eine frohe, selige Stunde erkaufen konnte. Leopolds Tod ward sicher von keinem Menschen in der ganzen Monarchie aufrichtiger betrauert, als von diesem Fürsten; aber auch keiner verlor so viel, als eben er.

Zu den lobwürdigen Thaten Leopolds gehören die Verbesserungen derjenigen Gefängnisse, welche für Verbrecher, die ehemals den Tod verwirkt hatten, bestimmt sind. Er hob die äußerst grausame, die Qualen des langsamen Todes übertreffende, und doch ganz zwecklose Strafe des Schiffziehens auf, welche Joseph eingeführt hatte; verordnete eine menschlichere Behandlung der im langwierigen harten Gefängnisse schmachtenden Verbrecher, und befahl, denselben wöchentlich dreymahl Fleisch und Gemüß zu reichen, da sie sonst lebenslänglich zu Wasser und Brod verurtheilt waren. Er schaffte das ekelhafte Schauspiel ab, welches durch öffentliche Bestrafung mit Stockstreichen auf dem hohen Markte gegeben ward, und befahl dergleichen Strafen in dem Zuchthause zu vollziehen.

Unter seine neuen Einrichtungen gehören auch die in den Vorstädten zu Wien eingeführten wöchentlichen Gerichtstage: Eine Anstalt, welche in Rücksicht auf Nützlichkeit, eine der vortrefflichsten ist. Um die so häufig eingerissene Proceßir-Wuth zu hemmen, vorzüglich

aber um rabulistischen Advocaten die Gelegenheit zu entziehen, daß sie nicht so leicht die unwissenden Partheyen, welche sich bey ihnen Rathes erholten, zu Prozessen verleiten konnten, befahl er, daß an einem Tage in der Woche in jeder Vorstadt ein Gericht gehalten werden sollte, wobey ein Magistrats-Rath, der Grund- oder Vorstadt-Richter, und ein Auscultant vom Magistrate sitzen sollten. Hier versammeln sich nun die streitenden Partheyen, jedoch ohne Advocaten. Der Magistrats-Rath vernimmt beyde Theile, suchet jedem sein Recht und Unrecht begreiflich zu machen, und sie mit einander zu vergleichen, doch stehet es jeder Parthey frey, wenn sie mit dem hier gefällten Spruche unzufrieden ist, den gewöhnlichen Weg Rechtens bey dem Magistrate durch einen förmlichen Proceß einzuschlagen. Durch diese Verfügung sind nun die gerichtlichen Streitigkeiten in der Hauptstadt sehr vermindert worden, und mir schrieb ein würdiger Magistrats-Rath, daß er allein in einem Jahre vier tausend einige zwanzig Klagen geschlichtet habe, wovon nur

zwey zum förmlichen Processe kamen, zehn durch richterlichen Ausspruch entschieden worden, die übrigen alle aber in Güte verglichen worden sind. Ohne diese vortrefliche Anstalt also würden vielleicht, gering gerechnet, zwanzig tausend Processe das Jahr hindurch mehr geführt, und die armen Leute um ihr geringes Eigenthum durch manche habsüchtige Rechtsfreunde, oder, wie man sie vielmehr nennen sollte, Rechtsfeinde gebracht worden seyn. Jeder dieser Magistrats-Räthe erhält für seine Bemühung jährlich zwey hundert Gulden.

Vorzüglich sorgte Leopold dafür, daß die Gerechtigkeits-Pflege einen raschen Gang gehe, und er war unerbittlich strenge gegen jene Richter, welche sich einer Nachlässigkeit, oder gar Bestechung schuldig machten. Ich kann hier um so weniger ein Beyspiel mit Stillschweigen übergehen, da es theils als Beweis von der strengen Gerechtigkeits-Liebe Leopolds, was die öffentliche Justiz-Pflege betraf, theils aber vorzüglich darum wichtig ist, weil dieser nähmliche Richter unter

Franz II. zur Untersuchung eines merkwürdigen Criminal-Processes erkieset ward.

Dem Kaiser ward angezeigt, daß in dem Criminal-Gefängnisse, die Schrane genannt, seit langer Zeit ein des Diebstahles angeklagter Inquisit säße, der noch nicht eine Commission gehabt habe. Leopold befahl, die Sache alsogleich zu untersuchen, und da sich die Anzeige richtig befand, suspendirte er den dieser Nachlässigkeit schuldigen Magistrats-Rath Martinolli von Amt und Besoldung bis auf weitere Verfügung, trug zugleich demselben auf das geschärfteste auf, sich über die Ursache dieser verzögerten Justitz-Pflege deutlich auszuweisen.

Leopold hatte mir den Fall erzählt, und fügte folgende Worte hinzu, die seinem Herzen Ehre machen: Das kann ich nicht ungestraft lassen! Sich der Person eines angeblichen Verbrechers versichern, heischt das Wohl und die Sicherheit des Staates; aber man muß so schnell als möglich zur Ueberzeugung gelangen, damit, wenn er

was der Fall seyn kann, schuldlos ist, nicht zu lange unschuldig gestraft werde; denn es ist schon eine Strafe in Verwahrung zu sitzen. Da ich in einigen Tagen wieder zum Monarchen kam, begegnete mir die Gattin dieses Magistrats-Rathes auf der Treppe. Ihre Augen waren verweint; ihre Miene äußerst traurig und niedergeschlagen. Sie flößte mir Mitleiden ein, und ich beschloß, den Monarchen um Gnade für Martinolli zu bitten. Doch kaum trat ich in das Zimmer, so rief mir Leopold schon entgegen: Stellen Sie sich vor. Ich habe die Vertheidigung des Martinolli bekommen. Das ist zu arg! Gesunden Verstand sollte doch jeder Christen-Mensch haben; aber das ist so unvernünftig, wie man es nur von einem Narren erwarten kann *). Er las mir nun selbst die Vertheidigung vor, welche folgende in ihrer Art sehr merkwürdige Ursachen enthielt.

---

*) Es sind die eigenen Worte des Kaisers.

Erstens sey es erst anderthalb Jahre, daß Inquisit sitze.

Zweytens habe er gedacht, daß an demselben nicht so viel gelegen sey, weil er ein Dieb ist *).

Drittens würde ihm ja dadurch, je länger er sitze, die Gelegenheit benommen, früher wieder stehlen zu können.

Der Kaiser erzählte mir auch, daß die Gattin des Martinolli zu ihm zur Audienz kommen wollte; Aber fuhr er fort, ich habe sie nicht vorgelassen; denn so ein schlechter Judex verdienet keine Gnade **).

---

*) Wie! Martinolli wußte schon, daß Inquisit wirklich ein Dieb ist, ohne ihn noch untersucht zu haben? Man kann daraus sehen, wie geneigt Martinolli war, jemanden für schuldig zu erkennen, wenn er auch keine Beweise dafür hatte. Ich werde mich auf diese Note bey einer anderen Gelegenheit im Verfolg der Geschichte des Kaisers Franz II. beziehen.

**) Es sind wieder die eigenen Worte des Kaisers.

Leopold war wirklich so aufgebracht gegen Martinolli, daß er ihn cassiren wollte. Nur die häufigen Vorbitten, welche für ihn geschahen, bewogen endlich den Monarchen, daß er ihn nach einem Monate wieder in Amt und Besoldung einsetzte.

Ich könnte noch mehrere Beyspiele anführen, welche beweisen, daß Leopold nichts weniger, als Nachlässigkeit im Amte verzieh; aber ich will mit seiner innern Staats-Verwaltung, wovon ich bereits alles, was das wichtigste ist, angeführt habe, diese wenigen Blätter nicht weiter anfüllen, um Raum für einige seiner Thaten in Bezug auf auswärtige Geschäfte zu gewinnen.

Da Leopold den Thron bestieg, war Oesterreich von der einen Seite im offenen Kriege mit der Ottomannischen Pforte begriffen, von der andern Seite sah es sich von Preußen mit einer blutigen Fehde bedrohet. Leopold, der auch noch Unruhen im Innern zu bekämpfen hatte, beschloß, dem Türkenkriege, selbst mit den größten Aufopferungen ein Ende zu machen, um das Ungewitter, wel-

ches vom Preußischen Horizonte, von fern und langsam gegen Oesterreich aufstieg, abzuleiten. So kam die Reichenbacher Convention, und, als Folge von dieser, der Friede mit der Pforte zu Stande, welcher das Verhältniß beyder kriegführenden Mächte, eine unbedeutende Grenz-Berichtigung in Croatien ausgenommen, auf den nähmlichen Fuß, wie vor dem Ausbruche des Krieges, wieder herstellte.

Diese Reichenbacher Convention, und der Friede mit der Pforte erfuhren das Schicksal, welches die meisten Handlungen der Könige trifft: sie wurden von einigen gelobt, von andern getadelt. Ich will die Gründe beyder Partheyen anführen, ohne zu entscheiden, auf welcher Seite mehr oder weniger Grund zum Loben oder Tadeln war.

Diejenigen, welche die nicht allzu ehrenvolle Reichenbacher Convention, den gewiß nicht vortheilhaften Frieden mit der Pforte billigten; und die Nothwendigkeit der einen und des andern aus den critischen Zeitumstän-

den folgerten, berufen sich auf das Zeugniß einsichtsvoller Politiker, welche dem Kaiser Joseph den Friedensbruch mit der Pforte als den größten Staatsfehler, den er jemals beging, vorwarfen, da er, um seine Neuerungen zu gründen, und die deswegen allenfalls ausbrechenden Unruhen im Innern alsogleich ersticken zu können, Frieden von außen nothwendig hielte. Drohete also der Krieg dem Kaiser Joseph zu einer Zeit, wo noch Ruhe in allen Staaten herrschte, große Gefahren, um so mehr mußte er dem Kaiser Leopold gefährlich seyn, wo die Fackel der Empörung in den Niederlanden schon hell brannte, wo einige unruhige Magnaten in Ungarn die Zeiten der Ragoczy und Teköly zu erneuern droheten, zu diesem Behufe auch schon bey dem preußischen Hofe um Unterstützung angesucht hatten, und ihnen dieselbe wirklich versprochen ward; *) wo die französische Propa-

*) Man war damahls noch nicht durch Pohlen belehrt, wie das damahlige preußische Cabinet zu

ganda sich bemühete, in allen österreichischen Staaten eine Revolution zu bewirken? In dieser critischen Lage konnte Leopold nicht weiser handeln, als durch die Convention mit Preußen den Ungarn alle Hoffnung einer Unterstützung von diesem Hofe zu rauben; vermittelst der Verwendung eben dieses Hofes die empörten Niederländer wieder zum Gehorsam zu bringen; durch den Frieden mit der Pforte die Kriegs-Macht zur Erhaltung der inneren Ruhe verwenden zu können, und auf diese Art alle Plane und Bemühungen der Propaganda zu vereiteln.

Wenn man diese Gründe für sich allein erwäget, so scheinet es, daß Leopold eher Lob, als Tadel verdiente, da er so große ihm drohende Gefahren nur mit einigen Aufopferungen noch so glücklich abwendete, ohne noch mehr, da beynahe das Ganze auf dem Spiele

---

halten gewohnt war, was es in solchen Fällen versprach, und wie es zu unterstützen pflegte, sonst hätte man sich über diese Gefahr leicht beruhigen können.

stand, zu verlieren. Stellt man aber diesen Gründen die Einwendungen der Gegner an die Seite, so scheinen sie auch wieder etwas von ihrem Gewichte zu verlieren, und man wird versucht, den Kaiser Leopold einer kleinen Uebereilung zu beschuldigen, daß er einen Frieden so bereitwillig unterzeichnete, den die Feinde selbst nie erwartet haben *).

Bellgrad, Orsowa, Widdin, Dubicza, Schabacz, Choczim und mehrere andere feste Oerter befanden sich in österreichischen Händen; die Armee des Groß-Veziers war nicht nur ge-

---

*) Als der preußische Gesandte zu Constantinopel der Pforte die Reichenbacher Convention bekannt machte, und ihr zugleich die Bedingungen, unter welchen der Friede zwischen Oesterreich und dem ottomannischen Reiche geschlossen werden sollte, mittheilte, wollte der Divan die Möglichkeit gar nicht glauben, daß Oesterreich bey den großen Vortheilen, die es hatte, zu einem für dasselbe so nachtheiligen Frieden nur das Ohr, um so weniger die Hände wirklich biethen würde.

schlagen, sie war gänzlich zerstreut; die Moldau und Wallachey hatten sich den siegreichen rußisch-österreichischen Waffen ergeben; der Pascha von Scutary und die Montenegriner versagten der Pforte den Gehorsam: war bey solchen Umständen die Macht des halben Mondes dem Hause Oesterreich noch fürchterlich und gefährlich?

Unbedeutend war die Gährung in Ungarn aus verschiedenen Gründen. Der Adel allein, nicht das Volk, war mit den Josephinischen Einrichtungen unzufrieden, und deswegen unruhig; und selbst unter diesem herrschte keine Einigkeit. Der eine Theil, an dessen Spitze einige der reichsten Magnaten sich befanden, wollte die alte Verfassung des Vaterlandes ganz umstürzen, und auf den Ruinen derselben eine constitutionelle Monarchie in Verbindung mit den übrigen österreichischen Provinzen, wovon aber diese noch nichts wußten, viel weniger zugestimmt hatten, errichten. Der andere Theil wollte von dieser Revolution nichts wissen, weil er beträchtliche Aufopferungen hätte machen müssen, und verlangte bloß die Wieder-

herstellung der alten Rechte und Freyheiten, wie sie unter den ehemaligen Königen von Ungarn bestanden hatten. Ein dritter Theil, der mäs- sigste, wollte nicht alle Verordnungen des Kaisers Joseph, sondern nur einige, abge- schafft haben. Diese drey verschiedenen Par- theyen waren bey ihren Versammlungen im offenbaren Kriege, und haßten sich einander noch mehr, als die Josephinische Reformation. Was war wohl von diesen unruhigen unter sich nichts weniger als einverstandenen Partheyen zu fürchten? Jede würde der andern entgegen gearbeitet, und sie alle drey sich selbst gestürzt haben. Aber wären sie auch einig unter einan- der gewesen, was hätten sie selbst dann unter- nehmen können? Sich mit den Feinden in eine Verbindung einlassen! Eine zahlreiche, sieggewohnte, dem Monarchen ergebene Armee stand an den Grenzen, stark genug, nicht nur die Angriffe der durch so viele Niederlagen geschwächten Feinde von außen abzuwehren, sondern auch die unruhigen Magnaten im Lande selbst im Zaum zu halten; ja es wäre zu dem letztern nicht einmal eine militairische Gewalt

nöthig gewesen. Waren es Freyheiten, Vorzüge, Rechte des dritten Standes, welche Joseph angegriffen hatte? Nein! Es waren Freyheiten, Vorzüge, Rechte des Adels, welche den nützlichsten Stand im Staate, den Bauer und Bürger zu Boden drückten, ihn aller Menschen-Rechte beraubten und zum Last-Thiere des Edelmannes herabwürdigten. Hätte wohl der dritte und mächtigste Stand die Waffen zur Vertheidigung dieser Freyheiten ergriffen? Nur ein Wink von dem Kaiser Leopold, daß der Bauer von dem Joche des Adels befreyt seyn sollte, eine Million Horja's und Cloczka's *) wäre aufgestanden, und hätte an einem Tage allen Vorrechten und Freyheiten der unruhigen Magnaten ein Ende gemacht.

---

*) Zwey berühmte Anführer der Rebellen in der Wallachey 1786, welche dem Adel, hätte Joseph es ihnen nicht gewehret, außer Stand gesetzt haben würden, drey Jahre hernach seine Verordnungen als Eingriffe in die Rechte der Nation zu erklären.

Die Ungarn hatten am Preußischen Hofe um Unterstützung angesucht, welche ihnen auch versprochen ward! Das ist wahr. Aber standen nicht Oesterreichs Heere, einen Laudon an der Spitze, an Mährens und Schlesiens Grenze schon zum Angriffe bereit, während das Preußen seine Truppen noch immer mobil machte? Leopold durfte nur wollen, und der alte Held hätte die unter seinem Befehle an Sieg gewohnte Armee auf Preußischen Boden geführt, noch ehe Preußen die Anstalten zur Gegenwehre ganz getroffen hätte. Was war dabey zu wagen? Eine Reichenbacher Convention hätte, selbst nach dem unglücklichsten Feldzuge, noch immer geschloßen werden können; ob es gleich wahrscheinlicher war, daß Laudon, für welchen Friedrich der Große selbst viel Hochachtung hatte, von ihm geschlagen ward, aber ihn nie schlagen konnte, daß dieser Held dem Könige Wilhelm dem Frommen so viel in seinem eigenen Lande würde zu thun gegeben haben, daß er Ungarns Magnaten, und den Divan zu Constantinopel hätte vergessen müßen.

Die französische Propaganda gehörte zu den Visionen eines Hoffmann und Consorten. Außer diesen politischen Sonntags-Kindern, sah damals kein Auge in ganz Oesterreich diese jacobinische Kobolde, vor welchen Leopold so sehr zitterte. Und gesetzt, diese Propaganda wäre keine bloße Luft-Gestalt gewesen; sie hätte wirklich bestanden: was hatte Leopold von ihr zu fürchten, da unter seiner Regierung auch nicht ein einziger von den Umständen, welche eine Revolution veranlassen, in den österreichischen Staaten eintrat? Zeiget uns die Geschichte nur ein einziges Beyspiel, daß eine ganze Nation, ohne äußerst drückende Ursachen, bloß zum Scherz so leicht und willig, wie sie die Mode ihrer Kleider wechselt, ihre Verfassung ändert, wenn sie nicht das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit dazu zwinget?

Nach den Gründen dieser Parthey ist es nun freylich unbegreiflich, wie Baron Spielmann, der die so berühmte Reichenbacher Convention schloß, nicht vortheilhaftere Bedingungen unterhandelte. Entweder muß er davon gar nicht unterrichtet gewesen seyn;

oder sie schienen ihm nicht von so großen Belange, nicht von dem Gewichte, welches seine Gegenparthey darauf legte, um es wagen zu können, von seiner Vorschrift: Frieden zu schließen, es koste, was es wolle, abzugehen. Sicher mußte er von der Parthey der ersteren seyn, und nichts anders, als Riesengefahren, welche dem Staate bey dem fortgesetzten Türkenkriege und einem Bruche mit Preußen droheten, vor Augen gehabt haben, da er so sehr außer Fassung gerieth, als der preußische Minister die Uhr, mit der zugesetzten Drohung auf den Tisch legte: Sein König lasse marschieren, wenn Spielmann nicht in funfzehn Minuten unterzeichnete, daß er laut jammerte, weinte, und — unterschrieb *).

---

*) Ein glaubwürdiger Mann, der selbst bey dem Unterhandlungs-Congresse war (ob von preußischer, oder österreichischer Seite? verschweige ich absichtlich, um ihn nicht so leicht errathen zu lassen, und der Verfolgung auszusetzen) erzählte mir diese Anecdote, und setzte hinzu:

Ob die Reichenbacher Convention, und der darauf erfolgte Friede mit den Türken für das wahre Wohl der Monarchie nothwendig war oder nicht, geziemet mir nicht zu entscheiden; doch ist so viel gewiß, daß sich Baron Spielmann durch seine Unterhandlung zu Reichenbach bey dem größten Theile der Einwohner von Wien nicht viel Achtung und Freundschaft erworben hat, welches sich am

---

„Ich würde an Spielmanns Stelle bey dieser Drohung gelacht haben. Es sind zwey gegen eines zu wetten, daß es Preußen mit seiner Drohung nicht Ernst war, und daß man die Uhr geschwind wieder in die Tasche gesteckt hätte, wenn Spielmann mit Entschlossenheit erwiedert haben würde: „ „Und ich bestimme nur zehn Minuten. Wird binnen dieser Zeit nicht unterschrieben, was mein Herr fordert, so lasse ich marschieren.“ „Spielmann war in diesem Augenblicke mehr in Stand, seine Drohung zu erfüllen, als der Gegner.“

besten aus den Gloßen, die sich mancher über sein auf dem Graben neu gebautes Haus erlaubte, schließen ließ.

So wenig sich Baron Spielmann bey seinen Gegnern empfohlen hatte, so zufrieden war Leopold mit ihm. Sein größter Wunsch, Friede! war erfüllt. Er konnte nun mit mehr Ruhe die innern Angelegenheiten besorgen. Den unruhigen Ungarn war alle Hoffnung benommen; und wollten sie, oder andere Provinzen, von der Propaganda verführt, etwas gegen seinen Thron unternehmen, so konnte er nun, da seine Armee nicht mehr wider auswärtige Feinde zu streiten hatte, sein Ansehen mit Gewalt behaupten. Alle diese Vortheile schienen ihm, selbst durch noch größere Aufopferungen, als er hatte machen müssen, nicht zu theuer erkauft.

In Berlin war man nicht weniger mit dieser geschlossenen Convention vergnügt; denn sie legte den Grund zu einer noch engern Verbindung mit Oesterreich, woran damahls dem preußischen Cabinette sehr viel zu liegen schien.

Um Leopolden Beweise zu geben, wie aufrichtig Friederich Wilhelm II. gegen ihn gesinnt sey, und daß er ernstlich beschlossen habe, den unruhigen Großen in Ungarn keine Unterstützung zu gewähren, entdeckte das Cabinet von Berlin dem österreichischen Monarchen alle diejenigen, welche bey Preußen um Hülfe gegen ihren König angesucht hatten, und lieferte sogar alle deßhalb geschriebene Briefe aus *). Nicht minder erfüllte Preußen

---

*) Daß die Politik der Höfe sich erlaube, gegen das Gesetz der Natur zu handeln, und andern zu thun, was sie nicht will, daß ihr geschehe, zweifelte ich keinen Augenblick; aber ich würde es nie geglaubt haben, daß ein Cabinet diejenigen, mit denen es eine lange Zeit unterhandelte, und die es mit leeren Hoffnungen so lange aufzog, bis es seinen Zweck erreicht hatte, zum Dank dafür verrathen könne, wenn ich nicht die unläugbarsten Beweise dafür, aus dem Munde des unverwerflichsten Zeugens, des Kaisers selbst, erhalten hätte. Ein Glück für diese war, daß Leopold, ich will glauben, daß

getreulich seine gemachten Verheißungen in Rücksicht auf die Niederlande. Durch den im Haag unter Englands und Preußens Vermittelung geschloßenen Vertrag, unterwarfen sich die Niederländer, nachdem ihnen Leopold ihre Freyheiten und Vorrechte, oder die so genannte Joyeuse-Entrée, zugesichert hatte wieder unter seinem Zepter, und leisteten den Eid der Treue. So waren also auch die Nie-

---

es aus Großmuth geschah, das Ganze in den Mantel der Vergessenheit hüllte, und diese sträfliche Correspondenz an keinem ahndete, als an dem Grafen Georg von Festeticz, welcher lange Zeit Hausarrest hatte, und eine Untersuchung ausstehen mußte. Doch weiter ging Leopold nicht, wiewohl man für den Grafen eine härtere Strafe gefürchtet hatte. Er ward bloß, von dem Husarenregimente, wo er als Obrist-Lieutenant diente, zu Latour Dragonern in gleichem Range übersetzt. Die Geringschätzung, die er vom Officier-Corps dieses Regimentes erfuhr, zwang ihn bald darauf, die Militair-Dienste auf immer zu verlassen.

derlande zu dem Gehorsam gegen ihren Souverain, von welchem sie abgewichen waren, wieder zurückgeführt. Doch Leopold begnügte sich nicht damit; er wollte auch ihre Liebe besitzen. In dieser Absicht erließ er eine Denkschrift an sie, worin er das Andenken seines großen Bruders ein wenig im Schatten setzte, indem er, eben nicht mit den für Joseph schonendsten Ausdrücken, alles mißbilligte, was Joseph gethan hatte. Doch diese Denkschrift brachte bey den Niederländer die entgegengesetzte Wirkung hervor. Ich war in Brüssel, als sie ankam, und mir sagte bey Gelegenheit, als davon die Rede war, einer der größten Feinde Josephs: Il est vrai; nous haïmes Joseph, mais nous méprisons Léopold!

So trübe der österreichische Horizont bey Leopolds Thronbesteigung war, und so gefährliche Gewitter, als über sein Haupt loszubrechen droheten, so hatte Leopold doch glücklich, wenn gleich nicht zur Zufriedenheit vieler Bewohner seiner Staaten, die finstern Wolken zertheilt, und ihm lächelte im zwey=

ten Jahre seiner Regierung ein heiterer Himmel. Aber auch für die Zukunft sollte kein Sturm seine Tage verdüstern; keine Revolution die Ruhe seiner Staaten stöhren, die Krone auf seinem Haupte wanken machen. Dieses zu verhindern, glaubte er, sey kein besseres Mittel, als das böse Beyspiel, welches Frankreich dem übrigen Europa gegeben hatte, von der Erde zu vertilgen, und die Nationen, vorzüglich diejenigen, die er beherrschte, durch die Erfahrung zu belehren: daß kein Volk ungestraft die Rechte seines Monarchen anzutasten wagen darf. Bey solchen Gesinnungen fanden diejenigen die es auf sich genommen hatten, ihn zur Rettung seines Schwagers und seiner Schwester zu überreden, keine Schwierigkeit, ihren Vorstellungen Eingang zu verschaffen.

Ludwig XVI. war zu schwach, sein Ansehen und seine Macht, welche die National-Versammlung eingeschränkt hatte, durch eigene Kräfte wieder zu erlangen. Der gute Ludwig würde auch vielleicht aus eigenem Antriebe wenig oder gar keine Versuche deßhalb

gemacht haben, wäre er nicht durch die Gewalt der Schmeychelen und Liebe, theils durch kränkende Vorwürfe, von den seinem Herzen theuren Personen dazu gezwungen worden. Die Königinn, und der Graf Artois konnten weniger, als der König selbst, den Gedanken einer beschränkten Monarchie ertragen. Da die Triebfedern, welche von ihnen in Frankreich selbst in Bewegung gesetzt wurden, um die Staatsmaschine wieder in den alten Gang zu bringen, nicht Schnellkraft genug hatten; so sollte auswärtige Hilfe bewirken, was innere eigene Kraft nicht vermochte.

Leopold und Wilhelm, zwey mächtige Monarchen, beyde unumschränkte Beherrscher ihrer Staaten, sollten das Werkzeug seyn, die Monarchie in Frankreich auf den alten Fuß wieder herzustellen, und die Frechen zu bestrafen, welche es wagten, die Nation in ein Recht einzusetzen, das ihr, wie man zu Versailles, Wien und Berlin überzeugt war, nicht gebühre. Man berechnete ganz richtig, daß das eigene Interesse diese zwey

Monarchen bestimmen müße, die Sache Ludwigs zu ihrer eigenen zu machen. Und wahrlich, man bedurfte keiner großen Ueberredungskunst, den Kaiser Leopold, und den König Wilhelm zu überzeugen. Bey der Reichenbacher Convention ward schon vorläufig manches über die Nothwendigkeit einer Coalition verhandelt, und Bischoffswerder, welcher dem Kaiser, der in Italien war, nachreisete, legte die letzte Hand an das große Werk, und bewog Leopolden zum Beytritte zu dem neuen Kreuzzuge wider das politisch heidnische Frankreich.

Pilniz in Sachsen ward zum Versammlungsorte auserseḥen, wo die Coalition ins Reine gebracht werden sollte. Leopold, Wilhelm, Graf Artois, Bischoffswerder und Spielmann waren die Hauptpersonen, welche unterhandelten, und den berühmten Pilnitzer Vertrag zu Frankreichs und des ganzen übrigen Europas Wohl schlossen. Die vornehmsten Puncte waren:

„Die verderbliche neue französische Constitution zu vernichten, und die alte so wohl-

thätige Verfassung der unumschränkten Monarchie wieder in den vorigen Glanz herzustellen."

„Die Urheber und Hauptbeförderer der Revolution zum Schrecken und warnenden Beyspiele für alle Völker Europas auf das strengste zu bestrafen."

„Oesterreich und Preußen sollen durch einige Provinzen Frankreichs für ihre geleistete Hilfe und die darauf verwandten Kosten entschädiget werden."

„Endlich versichern sich Oesterreich und Preußen einander ihre Länder, im Fall daß die Unterthanen des einen, oder des andern Reiches es wagen sollten, sich gegen die alte Ordnung der Dinge zu empören *).

Man wollte eher nichts gegen Frankreich unternehmen, bis nicht die königliche Familie

*) Diese Punkte des Pilnitzer Vertrages theilte mir Leopold selbst mit, als er bey der ersten Nachricht, der König sey entflohen, bey außerordentlich guter Laune war.

durch die Flucht gerettet wäre. Der gute Ludwig ließ sich auch hierzu, wie zu manchen andern Dingen, bereden. Die Flucht war so gut eingeleitet, daß man an dem glücklichen Ausgange derselben nicht im geringsten zweifelte. Doch das Schicksal hatte über ihn ein anderes Loos entschieden; er sollte die Wahrheit der Bibel bestätigen, worin es heißt: Der Herr strafet die Missethaten der Väter bis in das hundertste Glied! Schon war man eine gute Strecke von Paris entfernt; schon näherte man sich den kaiserlichen Niederlanden, an deren Grenzen eine Cavallerie-Escorte in Bereitschaft stand, die königliche Familie zu empfangen, und mit Sicherheit weiter zu bringen; schon ergötzten sich die Königinn und der Graf von Artois an den frohen Aussichten in glücklichere ruhigere Tage, als ein kleiner Umstand, an sich sonst der unbedeutendste, den ganzen Entwurf der Flucht vereitelte, die schönsten Hoffnungen der dabey interessirten Personen zerstörte. Ludwig hatte ein Geschäft vor, das der größte Monarch der Erde, dem hundert

und abermahl hundert bereitwillige Diener zu Gebote stehen, doch keinem auftragen, sondern selbst verrichten muß. Er stieg aus dem Wagen, ward von dem durch dieses Ereigniß berüchtigten Postmeister Drouet erkannt, angehalten, und verhaftet.

Die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs, seiner unter bewaffneter Aufsicht der National-Garden veranstalteten Rückkehr nach Paris, der Vorladung und Vertheidigung vor der National-Versammlung war ein Donnerschlag, den man in Wien um so weniger vermuthet hatte, da die Zeitungen noch an dem nähmlichen Tage Morgens an welchem gegen Abend der hinkende Bothe nachkam, durch eine besondere Beylage die frohe Bestätigung enthielten: daß der König glücklich aus Paris entflohen, und in den österreichischen Niederlanden angekommen sey! Ob man gleich die Flucht des Königs im Publicum zu Wien nicht billigte, weil Ludwig die neue Constitution beschworen hatte; so bedauerte man doch sein Schicksal; denn man fürchtete, die beleidigte Nation würde

den Meineid scharf an ihm ahnden, und überhäufte diejenigen mit Verwünschungen, welche den schwachen König überredet hatten, einem Rathe zu folgen, der ihn und die Tochter der Kaiserinn Maria Theresia der Rache seiner Feinde aussetzten, und die Entwürfe der republicanisch Gesinnten begünstigte.

Die vereitelte Flucht des Königs zerstörte die bereits entworfenen Plane des Angriffs gegen Frankreich. Wäre die königliche Familie glücklich aus Frankreich entkommen, man würde ohne weitere Kriegs-Erklärung die Nation mit ganzer Macht, als Rebellen gegen ihren König, angefallen haben. Dieser Plan mußte nun geändert werden, um den König, den die nun mißtrauisch gemachte Nation für die Folgen dieses Krieges verantwortlich machen könnte, nicht neuen, größeren Gefahren auszusetzen. Es ward daher beschlossen, die neue Constitution zum Schein anzuerkennen, die feindseligen Absichten gegen die Nation so viel als möglich hinter freundschaftliche und friedliche Aeußerungen zu

verstecken, ingeheim aber keine Gelegenheit zu versäumen, die französische Nation so lange zu necken, ihr so viele Ursachen zum Mißvergnügen zu geben, bis sie zum Unwillen gereizt, und den Krieg selbst erklären würde.

Aus diesem zwischen Wien und Berlin verabredeten neuen Entwurfe, läßt sich nun die Ursache begreifen, warum den Emigrirten erlaubt ward, sich an den Grenzen in Belgien, und in Deutschland zu versammeln, in den Waffen zu üben, und kriegerische Vorkehrungen zu treffen? Warum auf alle von der National-Versammlung gemachten Vorstellungen, die Emigrirten von Frankreichs Grenzen zu entfernen, nur leere Ausflüchte entgegnet, und keine die französische Nation befriedigenden Maaßregeln getroffen wurden? Diese Versammlungen der Emigrirten sollten ja zum Zankapfel dienen, die Kriegesflamme über Frankreich zu verbreiten; konnte man sie wohl verhindern?

Den Vorwurf in den Augen von Europa zu vermeiden, als habe man ohne gerechte Ursachen die verheerende Fackel des Krieges

angezündet, zugleich mit größerer Macht Frankreich überfallen zu können, bemühte man sich den Krieg zur Reichs-Sache zu machen, um Deutschland mit in die Fehde gegen Frankreich zu verwickeln. Einige Decrete der National-Versammlung bothen einen schicklichen Vorwand dazu an, der auch sogleich von Oesterreich und Preußen mit begierigen Händen ergriffen ward. Durch diese Decrete geschahen, (man kann es nicht läugnen) Eingriffe in manche landesherrliche Rechte einiger weltlichen und in die Immunitäten etlicher geistlichen Reichsfürsten. Leopold trat nun, als Reichs-Oberhaupt auf; gab sich die Miene, daß der Eyfer für die Vorrechte und Freyheiten der deutschen Reichsfürsten ihn antreibe, eine ernstlichere Sprache, als bisher, zu führen, und wußte alles dahin zu lenken, daß Deutschland in die Falle ging, und die Hände zu einem Kriege both, den es für seine beleidigten Rechte zu führen glaubte, der aber nur zur Erreichung der, Oesterreich und Preußen allein, bekannten Absichten, geführt ward; ohne dieselben, zur

bloßen Aufrechthaltung der weltlichen landeshoheitlichen Rechte, und geistlichen Immunitäten, hätten Oesterreich und — damahls — Preußen gewiß auch nicht eine Musketen-Patrone verschoßen.

Ungeachtet der Krieg gegen Frankreich in dem Cabinette zu Wien und Berlin schon lange beschloßen war, wollte man doch nicht die ersten feindseligen Schritte machen, um den Schein des mit offenbarer Gewalt Angegriffenen, nicht angreifenden Theiles zu behaupten. Man zögerte um so lieber mit dem Ausbruche der Feindseiligkeiten, da sich erstens von dem heftigen leicht aufbrausenden Character der französischen Nation mit allem Grunde erwarten ließ, daß sie ganz sicher zuerst das Schwert ziehen würde; zweytens, weil man noch immer mehr Zeit gewann, an einer Gegen-Revolution im Innern zu arbeiten, welche den großen Schlag von außen erleichtern sollte; und drittens, weil man sich bey erfolgtem Angriffe von Seiten Frankreichs vor den Augen Europas der Folgen dieses Krieges wegen für gerechtfertiget hielt.

Aber alle diese so fein angelegten Plane, so künstlich gewebten Schleyer, wohinter man die wahren Absichten zu verhüllen suchte, konnten doch nicht verhindern, daß nicht die Augen mancher kühnen Politiker durchdrangen, und was hinter diesem Vorhange verborgen lag, entdeckten. Ob es wahr ist, was diese politischen Scharfseher beobachtet haben wollen, daß nähmlich die Ströme von Blut, welche vergossen wurden, die Verheerungen und Grausamkeiten, wodurch sich dieser Krieg vor allen Kriegen vieler Jahrhunderte auszeichnete, dem Pilnitzer Vertrage einzig und allein zuzumuthen seyen, wird niemand so leicht glauben, der mit gehöriger dem Reichs-Oberhaupte schuldigen Ehrfurcht die zur Dictatur gebrachten kaiserlichen Schreiben, und die Kriegs-Darlehns-Patente lieset, worin deutlich stehet, daß man die große Deutschlands und Oesterreichs Kräfte beynahe übersteigende Unterstützung zur nothwendigen Fortsetzung des von der französischen Nation abgedrungenen Krieges bedarf. Es unterlieget auch um so weniger einem Zweifel, da es so klar, wie

der Tag ist, daß Frankreich zuerst den Krieg erklärte; und nach dem Natur=Rechte, ist ja derjenige der angreifende Theil, welcher bloß das Schwert zuerst ziehet, nicht, welcher dem andern gegründete Ursache giebt, das Schwert ziehen zu müßen!!!

So nothwendig dem Kaiser Leopold die Coalition schien, um das Uebel einer Revolution von seinen und andern Staaten abzuwenden; so bestimmte ihn doch nicht diese Ursache allein, derselben beyzutreten. Er hatte eine andere heimliche Absicht, welche er dadurch zu erreichen hoffte; eine Absicht, welche sobald kein Politiker errathen wird und auch kann, und die ich das Glück hatte, aus seinem Munde selbst zu hören. Im Publicum ging das dunkle Gerücht, daß Oesterreich Krieg mit Frankreich haben würde. Man war unruhig über diese Neuigkeit, weil man die verderbenden Folgen eines solchen äußerst kostspieligen Krieges fürchtete. Ich sprach mit dem Kaiser von diesem Gerüchte, und von der Besorgniß, welche deswegen in Wien herrsche. Seine Antwort war: Die Wie=

ner fürchten sich umsonst. Krieg wird mit Frankreich seyn; aber ich werde keinen Antheil daran nehmen. Wenn der Teufel losgebrochen ist, laß ich Preußen sitzen, und bezahle ihm die Reichenbacher Convention! Wie Schade, daß Leopold früher starb, ehe das durch ihn bereitete Ungewitter losbrach! Es würde für Regenten und Staatsmänner nicht nur angenehm, sondern auch zugleich belehrend gewesen seyn, diesen politischen Wettstreit zu beobachten, und zu sehen, wer von beyden, Leopold, oder das damahlige preußische Cabinet, den andern an — Feinheit übertroffen hätte.

Aber ihn mähete die Sichel des Todes den ersten März 1792, ehe er diesen schönen Entwurf ganz ausführen konnte. Er starb so schnell, so unvermuthet, daß die Nachricht von seinem Tode schon erscholl, noch ehe man in Wien wußte, daß er krank sey. In der Nacht vom 27 auf dem 28sten Februar klagte er über eine kleine Unpäßlichkeit die man um so weniger für bedeutend hielt, da

er sich am 28 und 29sten Februar etwas besser befand; ja selbst Morgens am 1sten März sagte man mir, als ich mich nach seinem Befinden erkundigte: er sey ganz wohl; und Nachmittags um halb vier Uhr entschlief er. Sein Geist trat die Reise in die Ewigkeit an, ohne daß er die bey den Catholiken üblichen Sterb-Sacramente empfing. Man ließ zwar in Eile einen Geistlichen kommen; aber nur um das Publikum glauben zu machen, Leopold sey, wie es einem guten catholischen Christen gebühret, von dieser Welt abgetreten.

Ueber die Ursache seines so schnellen Todes ward verschieden geurtheilet. Die Muthmaßung, er sey vergiftet worden, herrschte allgemein; auch ward wirklich ein gewisser Collombeau, Hofmeister bey dem Reichs-Vice-Canzler, Fürsten von Colloredo, nebst zweyen andern, deren Nahmen ich nicht erfahren konnte, in Verhaft genommen. Von dem ersteren hieß es: Er habe dem Kaiser bey der Krönung zu Prag Gift beygebracht. Was auch an der Sache seyn mag, so ist so viel gewiß, daß Leopold seit seiner Zurück-

kunft aus Böhmen beständig an einem Durchfalle litt, der öfters mit heftigem Grimmen verbunden war; auch bekam er eine Stunde ungefähr vor seinem Hinscheiden so fürchterliche Convulsionen, daß sein Gesicht ganz entstellt war, welches die Ursache gewesen, warum man seinen entseelten Leichnam der üblichen Gewohnheit gemäß nicht offen zur Schau ausstellte.

Leopold besaß sehr viele Kenntnisse, vorzüglich war er ein guter Rechtsgelehrter; auch Chymie war eine seiner Lieblings-Wissenschaften. Der Verfasser der 1798 erschienenen Briefe über Italien irret sich also gewaltig, wenn er diesen Monarchen zu dem unwissendesten Ignoranten macht. Ich kann mich auf das Zeugniß aller Gelehrten Deutschlands, welche Gelegenheit hatten, diesen Fürsten, entweder noch als Groß-Herzog von Toskana zu Florenz, oder nach seiner Thronbesteigung der österreichischen Staaten in Frankfurth oder Wien zu sprechen, berufen, und ich bin überzeugt, sie werden mir, was diesen Punct anbelangt, gewiß beystimmen. Ueberhaupt ist

alles, was dieser Verfasser von Leopolden saget, ein Beweiß, daß er selbst mit diesem Fürsten keine Unterredung gehabt haben muß. An Kenntnissen war Leopold reicher als Joseph; aber er besaß nicht das Genie seines Bruders.

Die Beschuldigung welche Leopolden in den angeführten Briefen gemacht wird, daß er gegen diejenigen des weiblichen Geschlechtes, welche für ihn schwache Augenblicke hatten, unmenschlich war, sobald ihre Reize die Zauberkraft verloren hatten; daß er sogar ein schönes Bauern-Mädchen, welches ein Pfand seiner Zuneigung erhielt, auf eine grausame Art verstoßen, und Mutter und Kind im äußersten Elende verschmachten lassen habe, kann ich geradezu nicht widersprechen, weil sich das angeführte Beyspiel auf Florenz beziehet, woher ich keine durch glaubwürdige Zeugen verbürgte Nachrichten besitze. Indeß ist doch diese Beschuldigung mit der mir bekannten Großmuth des Kaisers Leopold gegen die Gräfinn Prczichowsky, und noch andere Freundinnen dieses Monarchen im Widerspruch.

Auch habe ich Unmenschlichkeit nie in Leopolds Character bemerkt; eben so wenig niedriger Geitz und tadlenswürdige Sparsamkeit.

Leopold schätzte die Gelehrten, vorzüglich die berühmten Schriftsteller, weil ihre Feder zu seinem Lobe beytragen konnte, und er mit dem Ruhme eines gelehrten und weisen Fürsten gern bey der Nachwelt glänzen wollte. Zu strenge Redlichkeit war eben nicht sein größter Fehler, und Falschheit ein Hauptflecken in seinem Character. Man durfte ihn nie ganz trauen; denn er täuschte selbst diejenigen, deren Freund zu seyn er sich anstellte *). Sein Wort war kein fester Grund, worauf

*) Aus diesem Zuge des Characters Leopolds, habe ich schon damahls, als er mir die wichtigsten Sachen anvertraute, gezweifelt: ob mir auch sein Mund immer reinen Wein einschenke; oder ob seine feine italienische Politik nicht eine versteckte Absicht habe, mich mit falschen Ver-

sich eine Hoffnung bauen ließ. Er versprach meistentheils jedem alles; aber er hielt selten oder gar nicht, was er versprochen hatte. Seine Günstlinge hetzte er oft gegen einander, und entdeckte dem einen, was ihm der andere über denselben Nachtheiliges gesagt hatte; überhaupt behielt meistentheils derjenige, der am letzten bey ihm war, Recht, wenn er gleich von den Gründen des andern überzeugt schien. Wer sich seiner Gunst rühmte, hatte dieselbe für immer verloren, und empfand seine Ungnade auf das strengste. Ich sah ein solches Beyspiel an einem gewissen Stiebert, der sehr viel über den Kaiser vermochte. Er hielt sehr darauf, daß man von ihm glauben sollte, er herrsche allein. So viel er den Adel begünstigte, so wenig war

---

traulichkeiten zu hintergehen? Er mag manches, was er mir sagte, nicht so gemeint haben, das gestehe ich gerne ein; aber er sagte es mir wirklich, und darum zeichnete ich es in diesem Beytrag auf.

er demselben wirklich gewogen, und es freute ihn, wenn die Geißel der Satyre diesen Stand traf. Er schien, besonders an Audienztagen, sehr viel zu arbeiten, und hörte diejenigen, die ihm ihr Anliegen zu offenbaren kamen, selten mit Aufmerksamkeit an; ja manche hatten sich kaum dem Tische, wo er saß und schrieb, genähert, als sie auch schon wieder mit seinem gewöhnlichen: Servus! entlassen wurden *)! Fast den ganzen Tag käute er Diabolini, welche er selbst verfertigte, und die aus unendlich hitzigen Ingredienzen zusammen gesetzt waren.

Man betrauerte seinen Tod nicht sehr; ja er ward von vielen sogar gehaßt. Hätte er gelebt, er würde vielleicht die Liebe seiner Unterthanen erworben haben; denn nach dem zu schließen, was er oft mit mir über man-

---

*) Wollte Leopold anzeigen, daß er einen nicht mehr zu sprechen verlangte, so sagte er: Nun, Servus! Und dann mußte er sich entfernen.

che seiner Verordnungen sprach, war er dem Josephinischen Systeme nicht so feind als er sich stellte, es zu seyn. Gewiß würde er manches wieder, was er nothgedrungen that, abgeändert haben, sobald die Ruhe gänzlich wäre hergestellt gewesen, die unselige Revolutions-Sucht sich verloren hätte, die Schwindel-Köpfe durch die später erfolgten Erfahrungen wären belehret worden: daß gewaltsame Umänderung der Verfassung eines Reiches das traurigste, schrecklichste Loos ist, das ein Staat aus der Urne des Schicksals ziehen kann; und daß das Glück des gesellschaftlichen Lebens nicht auf schönen Worten und schimmernden Sentenzen beruhe. Doch, das was er einst seinem Staate hätte seyn können oder wollen, war kein Maaßstab, nach welchem ihn die Einwohner der österreichischen Monarchie beurtheilen konnten. Sie sahen nur, was er gethan hatte; fühlten daß durch ihn Josephs Verlust nicht ersetzt ward, und darum betrübte sie auch sein Tod nicht im geringsten; ja es herrschte fast allgemeiner Jubel, als die Nachricht davon

erscholl, weil man sich von seinem Nachfolger Franciscus II. unendlich viel versprach.

Leopold ward nach den gewöhnlichen Ceremonien und Trauer-Vorschriften in die Gruft seiner Väter beygesetzt, und ihm folgte in wenigen Monaten seine Gemahlinn, Marie Luise, Infantinn von Spanien, mit welcher er dreyzehn Kinder gezeugt hat.

Franciscus II.

Geliebt von allen seinen Unterthanen bestieg dieser Monarch den Thron. Jedermann versprach sich ein goldenes Zeitalter unter seiner Regierung; und sein redliches offenes Betragen, seine Gutmüthigkeit schienen die Erwartungen, welche man sich von ihm machte, zu rechtfertigen. Sein ehrlicher Character entzückte jeden, der mit ihm sprach; denn aus allen seinen Worten leuchtete Wohlwollen, herzliche Theilnahme und gerader Biedersinn hervor: auch kennet sein Herz wirklich keinen Trug, keine Hinterlist, keine Falschheit. Man schätzte ihn dieser Eigenschaften wegen um so mehr, da man dieselben bey seinem

Vater ein wenig vermißt hatte. So geneigt Leopold war, alles zu versprechen, und wenig oder nichts zu halten; so behutsam war Franz mit seinen Zusagen. Er versprach nie etwas unbedingt; ja er schlug sogar öfters gleich ab, was man von ihm forderte, aber mit einem so gütigen, theilnehmenden Tone, daß selbst diejenigen, die fruchtlos bey ihm baten, mit einem Herzen voll Liebe ihn verließen, und alle ihn dieses unverhüllten Betragens wegen schätzten, ihm ihr Zutrauen schenkten.

Ungeachtet dieser guten Eigenschaften verminderte sich doch bald die Liebe seines Volkes; denn man fühlte, durch die Schuld derjenigen, die ihn leiteten, daß er noch weniger, als sein Vater, die Fußstapfen des großen Josephs II. betreten würde.

Die Natur soll ihm seine Geistes-Fähigkeiten sehr stiefmütterlich zugetheilet haben, und die geringen Anlagen, welche in seiner Seele schlummerten, sollen durch seine Erziehung, anstatt geweckt, noch mehr eingeschläfert worden seyn. Graf Colloredo, der=

mahliger Cabinets- und Conferenz-Minister, ein Mann von den beschränktesten Geistes-Fähigkeiten, sehr arm an Kenntnissen, um so reicher aber an Frömmigkeit und Andacht, war der Oberst-Hofmeister des Kaisers, unter dessen Aufsicht der künftige Beherrscher von einigen zwanzig Millionen Menschen aufwuchs, und von welchem er, wie man allgemein behauptet, selbst auf dem Throne noch geleitet wird! Als er von Florenz nach Wien kam, wo er unter den Augen seines Oheims die schwere Herrscher-Kunst erlernen sollte, hatte ein unglücklicher Genius diesen Monarchen verleitet, in der Wahl der Lehrer seines Neffen einen Fehlgriff zu thun. Ein Exjesuit, — In diesem Worte liegt alles begriffen! — Nahmens Diesbach, und Herr von Schloißnig, erhielten diese so wichtigen Stellen. Ersterer unterließ nicht, den Saamen der Frömmigkeit, den Graf Colloredo in die Seele seines Zöglings gestreuet hatte, und welcher auf einen guten, fruchtbaren Boden fiel, sorgfältig zu begießen, vor allem philosophischen Unkraute zu bewahren,

und zur erwünschten Reife zu bringen. Letzterer sollte den Erzherzog in den Rechtswissenschaften unterrichten; aber, so erzählte man es schon damahls, und sagt es noch jetzt in Wien, statt in dem Corpus Juris mit seinem Zöglinge herum zu wühlen, soll es Herr von Schloisnig für das künftige Wohl der österreichischen Staaten nützlicher gefunden haben, denselben in der Kunst, niedliche Vogelbauer zu verfertigen, Unterricht zu geben; auch unterwieß er ihn, auf welche Art Stühle, Tische und Commoden am schönsten und dauerhaftesten mit Firniß zu übertünchen seyen.

Ein glaubwürdiger Mann hat mich versichert, daß diese Beschäftigung des künftigen Thronfolgers, so sehr sie dem Erzherzoge Vergnügen gemacht haben soll, doch nichts weniger, als den Beyfall seines Oheims hatte, und daß dieser seinem Neffen eine solche dem künftigen Beherrscher eines großen Reiches nicht geziemende Verwendung der edlen Zeit, sowohl durch gütige, dann durch ernstliche Ermahnungen auf das nachdrücklichste ver-

wieß. Dieser nähmliche Mann setzte hinzu, wie Joseph mit Mißvergnügen und Bedauren, welches er gegen ihn selbst geäußert haben soll, gesehen, daß seine wohlgemeinten Warnungen fruchtlos waren, weil jeder wissenschaftliche Unterricht den Erzherzog anekelte, und dieser nur in tändelnden eines zum Manne reifenden Jünglings, noch mehr aber eines Thronfolgers unwürdigen Spielen Vergnügen fand, wodurch er sich schon damahls den allgemeinen Tadel zuzog.

Ich muß hier eine Anecdote anführen, welche mir ein Mann erzählte, der selbst Antheil daran hatte, und welche zugleich beweiset, daß schon damahls von den Unterhaltungen des Erzherzoges nicht allzu ruhmvolle Gerüchte verbreitet worden sind. Dieser Mann gab eines von den Tagblättern heraus, welche unter Joseph häufig erschienen. Eine auswärtige Zeitung enthielt die Nachricht: daß der Erzherzog sich mit seiner Gemahlinn durch eine Cammermusik täglich Abends die Zeit verkürzte, wobey die Erzherzoginn die große Baßgeige, der Erzherzog aber die so

genannte Holzfidel, oder wie man es zu Wien benennet: das hölzerne Gelächter spielte. Diese, den Erzherzog freylich nicht allzu ehrende Nachricht, wurde von dem Herausgeber in sein Tagblatt aufgenommen, welches der Erzherzog und seine Gemahlinn lasen. Franz ward gewaltig darüber aufgebracht, beschwerte sich bey dem Grafen von Cobenzl *) über diese Vermessenheit, und trug ihm auf, dem Herausgeber einen scharfen Verweiß, wegen der Aufnahme dieser Nachricht zu geben.

Graf Cobenzl hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich dem künftigen Beherrscher durch die Bereitwilligkeit und Eile, mit denen er dessen Aufträge erfüllte, zu empfehlen. Der Herausgeber ward in die Staats-Canzley berufen, und Graf Co-

---

*) Graf Cobenzl war unter dem Fürsten von Kaunitz Director der Haus- und Staats-Canzley, und besorgte die auswärtigen Geschäfte.

benzl redete ihn mit ernster Amtsmiene an:

Was unterfingen Sie sich, diese Nachricht aufzunehmen?

Herausgeber. Weil sie in einer auswärtigen Zeitung stehet, und ich alles aufnehmen darf, was in fremden Zeitungen enthalten ist.

Graf Cobenzl. Der Erzherzog sind sehr darüber aufgebracht.

Herausgeber. Das ist mir leid, und ich gestehe, daß ich gar nicht glaubte, dadurch Seine königliche Hoheit zu beleidigen.

Graf Cobenzl. Sie hätten sie nicht aufnehmen sollen.

Herausgeber. Warum nicht? Ist die Nachricht falsch, so ist sie zu klein, zu unwürdig, um sich darüber ärgern zu können, und der Erzherzog kann, oder sollte wenigstens sie verachten; ist sie wahr, so wird er dadurch gewarnt, sich künftig in Acht zu nehmen, Veranlassung zu solchen Nachrichten zu geben.

Graf Cobenzl. Wissen Sie, daß Ihr Blatt verbothen werden kann?

Herausgeber. Deßwegen nicht, so lange Kaiser Joseph lebt.

Graf Cobenzl entließ mit einem ungnädigen finstern Gesichte den Herausgeber, und seine Drohung ward, sobald Franz auf den Thron kam, erfüllt.

Diese Anecdote beweiset, daß der jetzige Kaiser schon damahls Feind der Preßfreyheit war.

Ich habe einige von dem Hofstaate des Kaisers Josephs gesprochen, welche mich einhellig versicherten, daß sich der Erzherzog und Schloisnig nach den Unterrichts-Stunden, meistentheils mit gewissen gymnastischen Spielen unterhielten, wodurch oft ein solches Getöse, ein so großer Lärmen entstand, daß Joseph, über dessen Zimmern Franz wohnte, gezwungen ward, hinauf zu schicken, um Ruhe zu gebiethen; und daß man einst den Erzherzog mit verbundenen Augen soll angetroffen haben, wie er eben bemühet war, seinen Lehrer zu haschen.

Ich will die Wahrheit aller dieser Züge aus den Jünglings-Jahren Franzens eben nicht verbürgen; aber unwidersprechlich wahr ist es, daß diese Gerüchte von ihm allgemein in Wien erzählt wurden, und im Auslande noch jetzt nach erzählt werden; daß Leopold selbst gefühlt, mir selbst gestanden hatte, daß die Erziehung des künftigen Thronfolgers äußerst vernachlässiget worden sey; daß er denselben aus dieser Ursache zur Arbeit und Thätigkeit anhielt, zu welchem Ende Franz alle Donnerstage Audienz geben, und dem Kaiser Leopold über die ihm eingereichten Bitt- und andern Schriften kurze Auszüge und Berichte darüber machen mußte, um mit dem Gange der Geschäfte nur einiger Maaßen bekannt zu werden. Auch Aufsätze über allerley Staats-Angelegenheiten mußte sowohl Franz als auch sein Bruder, der jetzige Groß-Herzog von Florenz, ausarbeiten, welche dann Leopold beurtheilte, und die Fehler, die sie gemacht hatten, ihnen zeigte und verbesserte.

Diese Methode hätte für den jetzigen Monarchen sehr nützlich seyn können, wenn er nur mit einigen Vorkenntnissen versehen war; aber er schien diese nicht zu haben, weil er, wie man mich versicherte, keinen einzigen Aufsatz selbst ausgearbeitet hat, sondern dieselben von Schloisnig, oder einem seiner Canzley-Schreiber verfertigen ließ *). Audienz mußte er nun freylich selbst geben, weil wohl nicht gut ein anderer an seinen Platz sich hinstellen konnte; daß ihm aber dieses Geschäft nicht allzu angenehm gewesen seyn mußte, läßt sich daraus abneh-

---

*) Ich habe dieses aus dem Munde eines im geheimen Cabinette des jetzigen Kaisers angestellten Mannes, der mir sagte, daß er selbst einen solchen Aufsatz ausgearbeitet habe, um dem Erzherzoge, dessen Arbeiten immer schlechter, als die Arbeiten seines Bruders, ausfielen, und weßwegen er von Leopolden sehr bittere Verweise erhielt, den Beyfall des Kaisers auch einmahl zu erwerben.

men, weil er, als er den Thron bestieg, die Audienzen ganz abschaffte, und sie nur dann wieder einführte, als das Mißvergnügen darüber im Publicum zu laut ward. Seine Audienzen als Erzherzog dauerten von 8 Uhr Morgens bis Mittag um 11 Uhr. Hier nahm er die Bittschriften ab, hörte auch an, was man ihm sagte, und entließ dann jeden, der ihm etwas einreichte, mit den Worten: Ich werde meinen Vater davon unterrichten. Nie soll er sich in das Detail irgend einer Sache eingelassen, nie nach Belehrung und Aufschlüsse geforscht haben. Das letztere ist durch folgende Anecdote als wirklich wahr bestätiget.

Kaiser Joseph hatte eine Preisfrage aufgegeben; welches die besten Mittel wären, dem Wucher ohne Strafgesetze Einhalt zu thun? Ein österreichischer Schriftsteller verfaßte einen Aufsatz über Wucher und Wucher-Gesetze; da aber Joseph starb, noch ehe der Aufsatz geendet war, so übergab der Verfasser denselben dem Kaiser Leopold. Der Monarch las ihn, versicherte den Ver-

fasser seines Beyfalls, und sagte ihm: Bringen Sie diesen Aufsatz meinem Sohne! Sagen Sie ihm nur, daß ich Sie damit sende. Er soll seine Meinung darüber sagen. Ich möchte gern, daß er im juridischen Fache einige Kenntnisse erhielte *). Dem Auftrage des Kaisers Folge zu leisten, begab sich der Verfasser zu dem Erzherzoge, und überreichte demselben seinen Aufsatz. Franz gerieth in Verlegenheit; machte wohl dreißig Bücklinge, und sagte weiter nichts, als: Das ist recht schön! Ich bin Ihnen verbunden. — Ich werde meinen Vater davon unterrichten!

Dieses Betragen des damahligen Erzherzoges verrieth das Bewußtseyn, daß sein Lehrer die juridischen Collegia nicht mit allzugroßem Fleiße, nicht mit allzu vollkommner

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes hat mir die Anecdote selbst erzählt.

Gründlichkeit gelesen habe; daher seine Verlegenheit, welche aus dem Mißtrauen in seine eigenen Kenntniße entsprang. Dieses Mißtrauen in seine eigenen Kräfte hat ihn auch auf den Thron begleitet, und ist die Ursache, warum er es nicht waget, etwas für sich selbst zu thun; sondern immer erst seine Minister und Hofstellen um Rath fraget. Es verdienet zwar keinen Tadel; ja es ist weise und lobenswerth, wenn ein Monarch, besonders ein junger, nicht alles aus sich selbst schöpfen will, sondern bey alten, erfahrungsreichen, geschäftskundigen Männern nach Rath forschet; aber er muß ihnen nicht blindlings folgen, sondern erst prüfen, und dann selbst wählen. Er muß nie sagen: Rathet und handelt statt meiner; sondern sagt! was dünkt euch? Was würdet ihr thun, damit ich das mit dem was ich denke, was ich zu thun willens bin, vergleichen kann. Schränkt er sich bloß auf das erstere ein, so empfängt er von seinen Hofstellen und Ministern keinen Rath, sondern Befehle. Dieses soll der Fall bey dem jetzigen Kaiser seyn; und es

wird sehr wahrscheinlich, wenn man erwäget, was alles in seinem Nahmen schon geschehen ist. Gewiß würde des Kaisers gutes, vortrefliches, menschliches Herz in manchen Fällen anders entschieden und gehandelt haben, wenn seine Minister nur Rath= nicht Befehlgeber wären.

Franz hatte bey seiner Thronbesteigung keine Schwierigkeit im Innern zu bekämpfen. Ihm ward mit Vergnügen in Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol gehuldiget; mit den größten Freudens=Bezeugungen die Krone von Ungarn und Böhmen aufgesetzt. Der Jubel herrschte an diesen feyerlichen Tagen nicht bloß in den Hauptstädten; auch auf dem Lande war man fröhlich, vergnügt, entzückt über seine Thronbesteigung, denn der Ruf von seinem guten Herzen hatte sich bis in die niedrigsten Hütten verbreitet. Er konnte an diesem Tage mit mehr Recht, als sein Vater den Denkspruch

Opes regum Corda Populi!

wählen; denn noch nie besaß ein Monarch diesen Schatz in solchem Ueberflusse wie Franz

in den ersten Tagen seiner Regierung. Ach! daß seine Minister ihn dieses Reichthums sobald beraubten!

Sobald mit Leopolds Tode die Krone der österreichischen Monarchie auf sein Haupt kam, ward das geheime Cabinet seines Vaters alsogleich aufgelöst, und dasjenige, was er als Erzherzog hatte, an dessen Stelle gesetzt *). Colloredo erhielt die Würde eines Cabinets-Ministers, und Schloisnig ward zum Cabinets-Rathe ernannt. Diese zwey Männer, denen beyden es an hinlänglichen Fähigkeiten, dem letzteren aber noch besonders an Rechtschaffenheit fehlte, leiteten

---

*) Hier folgte Franz dem Beyspiele seines Vaters. Auch Leopold hob das geheime Cabinet seines Bruders auf, ob es gleich aus sehr geschickten und fähigen Männern zusammengesetzt war, errichtete ein ganz neues, das aus Leuten bestand, die er aus Italien mitgebracht hatte, und welche mit den österreichischen Geschäften gänzlich unbekannt waren.

nun alle Geschäfte, und beherrschten unumschränkt die österreichische Monarchie.

Nur Colloredosche und Schloisnigsche Geschöpfe wurden jetzt zu öffentlichen Aemtern befördert, nnd von dem letzteren zwey Neffen ins geheime Cabinet gesetzt, welche, wie man mich versicherte, kaum recht schreiben können. Man kann sich also leicht einen Begriff machen, wie vollkommen die Geschäfte, wenn alle übrige Amtsstellen auch mit solchen geschickten Männern versorgt wurden, betrieben werden mußten.

Leopold hatte schon die Preßfreyheit in ziemlich enge Gränzen eingeschlossen; aber Franz schränkte sie ganz ein; oder, richtiger, er hob sie völlig auf. Der Andächteley, den geistlichen Vorurtheilen, dem lächerlichen Aberglauben, welche unter der Regierung seines Vaters ohnehin schon sehr begünstiget wurden, öffnete er vollends alle Thore, und die gesunde Vernunft ward in allen österreichischen Staaten für Contrebande erklärt.

Diese und mehrere andere Einrichtungen, welche den Ruhm des jungen Monarchen so

sehr im Schatten setzten, und dem allgemeinen Wohle nichts weniger, als nützlich waren, mißfielen dem größten Theile der Nation, und man sah mit Betrübniß, wie zwey Männer das Staats Ruder führten, welche nicht die geringste Fähigkeit hierzu besaßen. Einige würdige, gelehrte, verdienstvolle Männer, die das Zutrauen eines Josephs und auch eines Leopolds besaßen, vereinigten sich aus reiner Vaterlandsliebe, aus uneigennützigem innigem Wohlwollen für den Kaiser, dem jungen Monarchen die Augen zu öffnen. Alles ward angewendet; kein Mittel, welches rechtschaffene Männer sich erlauben können, blieb unversucht, dem ehemaligen Oberst-Hofmeister, dem einstigen, nur den Nahmen führenden Lehrer der Rechtswissenschaft das unbegränzte Zutrauen des Kaisers zu entziehen. Lange Zeit blieb der Sieg zwischen beyden Partheyen unentschieden. Man wünschte, daß die gute Sache triumphiren möchte; es schien so gar, daß sie die Oberhand behalten würde; — Ach! daß doch jeder Schein täuschen muß! Der entscheidende Tag erschien.

Ein großer Theil des Publicums, der um das Geheimniß wußte, daß an dem Sturze dieser beyden Günstlinge gearbeitet werde, harrte voll banger Erwartung dem Ausgang des Kampfes entgegen, und schickte im Geheim inbrünstige Wünsche gen Himmel, daß der Bund der Rechtschaffenen nicht fallen möchte. Ein Mann von Ansehen, der ein wichtiges Amt bekleidete, und mit an der Spitze des Bundes stand, schrieb mir an diesem Tage: Heute wird es sich entscheiden, ob Oesterreichs Wohl über schwächliche Gunst die Oberhand erhalten werde oder nicht. — Eine bange Ahndung sagt mir, daß unser Bestreben fruchtlos seyn wird. Diese Ahndung traf, leider! ein. Franz, noch immer an Gehorsam und Ehrfurcht gegen seinen Oberst-Hofmeister gewohnt, zu dankbar gegen seinen Lehrer in manchen Künsten, die noch immer seinen angenehmsten Zeitvertreib ausmachen, ließ die Wagschale, worin Oesterreichs Wohl lag, auffliegen, und Colloredo und Schloißnig siegten. Die

wahrhaft patriotische Parthey, welche keinen andern Endzweck hatte, als den Ruhm des Monarchen zu erhalten, die wahre Glückseligkeit seiner Staaten zu befördern, unterlag gänzlich, und ward, zum Lohne ihres gutgemeinten Bestrebens, bey dem Monarchen jacobinischer Grundsätze verdächtig gemacht. Alle gutgesinnte redliche Patrioten trauerten über die Niederlage des Bundes; aber sie mußten ihren Schmerz tief in ihrem Innern verschliessen, wollten sie sich nicht dem nähmlichen schwarzen Verdachte aussetzen.

Dieser Sieg des Grafen Colloredo und des Herrn von Schloisnig führte ihr Ansehen und ihre Macht auf die höchste Stufe. Wer Unterstützung verlangte, wer sein Glück zu gründen suchte, schloß sich an einen dieser Allgewaltigen an, je nachdem er von diesem oder jenem nach den Verbindungen, Bekanntschaften und Empfehlungen, die er hatte, eher etwas erwarten konnte. Unter denjenigen, welche sich an den Grafen Colloredo anschlossen, um durch dessen Allgewalt zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, war einer

der vorzüglichsten, Graf Franz von Saurau. Er entspringt aus einer armen steuerischen Familie, und hat zu Wien als Stiftling im Theresianum unter den Jesuiten seine Studien vollendet. Er ist ein Mann in den besten Jahren, voll Fähigkeiten und Kenntnisse; besitzt sehr viel Thätigkeit, und einen rastlosen Fleiß. Er gehört unter jene mit der kältesten Ueberlegung handelnden Menschen; ist geschmeidig, wie ein Aal; nimmt jede Gestalt an, wie ein Chamäleon, und weiß sich vortreflich in seine Leute zu schicken. Unter Joseph ein aufgeklärter Mann, ein erklärter Feind der geistlichen Vorurtheile, des religiösen Aberglaubens; unter Leopold und Franz ein fleißiger Kirchenbesucher und orthodoxer Gläubiger.

Graf Saurau begann seine politische Laufbahn im Jahre 1783 oder 1784 als Crais-Commissar zu Draskirchen unweit Wien, ward von da zum Gubernial-Rathe nach Prag befördert, und kam 1788 als Regierungs-Rath und Stadt-Hauptmann nach Wien. Als Leopold die Regierung antrat, sah er sich

1791 zum Hofrathe befördert, ohne jedoch ein Departement, oder, wie es in Oesterreich heißt, Referat, zu erhalten. Da er in dieser Eigenschaft bis zur Regierung Franz II. blieb, uud nichs zu thun hatte, so unterhielt er sich manchmahl in Gesellschaft der Grafen Herberstein — Molk, Carl Harrach und Joseph Pergen mit der Feldjagd, wo es sich dann unglücklicher Weise zutrug, daß durch einen unvorsichtigen Schuß auf ein Strohdach Feuer entsprang, welches beynahe das ganze Dorf in die Asche legte, und einen Schaden, der gerichtlich beschworen auf siebenzehn tausend Gulden angegeben ward, *) verursachte. Die Gemeinde klagte um Schaden-Ersatz. Mir ist der Ausgang dieses Processes nicht bekannt; doch zweifle ich nicht, daß bey der strengen unpartheyischen Gerechtigkeitsliebe der obersten Justizstel-

*) Es war gerade nach der Erndte-Zeit, und das Getreide eben in die Scheunen eingeführt.

le *) die Unglücklichen sicher werden entschädiget worden seyn.

So fest Colloredos Macht gegründet war, so unumschränkt er herrschte, so mußte er doch seine Gewalt mit seinem Mitregenten **) Schloisnig theilen. Man hätte glauben sollen, daß Einigkeit beyde beseelt habe, da sie ihre Erhaltung einzig und allein darauf dauerhaft gründen konnten; aber wo ist Einigkeit bey Menschen zu erwarten, welche nur ihre Privat-Absichten zum einzigen Ziele ihrer Handlungen machen? Des Gra-

---

*) Dieser Gerichtshof hat sich durch den geraden Weg, den er gehet, durch seinen Muth, dem Monarchen, wenn durch dessen oder der Minister Machtsprüche jemanden Unrecht geschehen soll, dreuste nachdrückliche Vorstellungen zu machen, in ganz Oesterreich allgemeine Hochachtung, und zwar mit Recht erworben.

**) In Wien nannte man den Grafen Colloredo und den Herren von Schloisnig nicht anders, als die beyden Kaiser!

sen Colloredo Plane waren nicht immer dem Vortheile des Herren von Schloisnig günstig. Jeder wollte nur seine Günstlinge befördern; was war natürlicher, als daß einer dem andern entgegen arbeitete?

Man wird begreifen, daß ein Mann, wie Schloisnig, der an Gewalt das Gleichgewicht hielt, dem Grafen Colloredo und seiner Parthey verhaßt seyn mußte. Auch hatte man nichts Angelegentlicheres zu thun, als diesen gefährlichen Nebenbuhler zu stürzen. So schwer das Unternehmen war, einen Mann, dem der Kaiser mit vieler Liebe zugethan war, dem er seine Geschicklichkeit in manchen ihn äußerst unterhaltenden Künsten zu danken hatte, um dessen Gunst zu betrügen; so war doch von der andern Seite der Versuch lange nicht so gefährlich und unausführbar, als er es zu seyn schien, da Schloisnig selbst an dem glücklichen Ausgange des gegen ihn angelegten Planes arbeitete. Dieser Mann, dem es an Verstand, Klugheit und Geschmeidigkeit fehlte, um sich auf seinem allgemein beneideten, und eben

deßwegen sehr schlüpfrigen Posten zu erhalten, machte sich durch seinen Stolz, durch die ungeschickten Aeußerungen seiner mächtigen Gewogenheit, oder seines furchtbaren Hasses selbst diejenigen zu Feinden, die er begünstigte, und gab dadurch seinen Gegnern die besten Mittel zu seinem Sturze *). In der festen Ueberzeugung, daß es unmöglich sey, ihm die Gunst seines Zöglings zu rauben, betrug er sich, wie man sagte, unbescheiden sogar gegen die Kaiserinn. Wenn auch dieser Vorwurf übertrieben seyn sollte, so ist doch so viel gewiß, daß er es an gehöriger Aufmerksamkeit und hinlänglicher Ehrfurcht gegen die Monarchinn sehr oft fehlen ließ. Eine Sünde, die ihm um so weniger zu verzeihen ist, da er sehr gut wußte, daß Maria

---

*) Welcher Mensch, der nur ein wenig Welt- und Hof-Klugheit besessen hätte, würde sich so bloß gestellt haben, als Schloisnig in der Antwort, die er dem Verfasser des politischen Siebes gab, sich zeigte.

Theresia alles über ihren Gemahl vermochte. Seine Gegner benutzten seinen Mangel an Klugheit, schmeichelten der Kaiserinn bey jeder Gelegenheit, wußten sie noch mehr gegen Schloisnig aufzubringen, und es gelang ihnen, diese Frau, die das Herz, und folglich den Willen des Kaisers in ihren Händen trug, mit in den Bund zu ziehen. Durch diesen mächtigen Allirten siegte Graf Colloredo und seine Parthey. Schloisnig ward plötzlich, ehe er diesen Schlag auch nur vermuthete, vom Hofe entfernt, und fiel mit einem jährlichen Gehalte von zehen tausend Gulden, (denn ihn ganz zu verderben, konnte man von dem guten Herzen des Kaisers nicht erlangen) in Ungnade.

Daß Schloisnig durch die Kaiserinn gestürzt worden ist, war in Wien kein Geheimniß; aber die Art, wie man ihn um die Liebe und das Zutrauen des Monarchen brachte, ist nur wenigen bekannt. Ich erfuhr sie durch einen im Cabinette angestellten Mann, welcher betheuerte, daß er sie von einer der Cammerdienerinnen erfahren habe.

Ich will die Anecdote so mittheilen, wie sie mir geschrieben ward. Schloisnig war auf dem Puncte, sich zu vermählen. Die Kaiserinn fragte ihn nach seiner Braut, und verlangte das Porträt von derselben zu sehen. Schloisnig erwiederte; daß er damit Ihre Majestät gleich bedienen könne. Er zog eine Capsel aus der Tasche, worinn auf der einen Seite das Porträt, auf der andern ein Spiegel war, und überreichte sie der Kaiserinn mit den Worten: „Hierin werden Eure Majestät meine Geliebte sehen!“ Die Kaiserinn öffnete die Capsel, aber unglücklicher Weise für den Schloisnig, von der Seite, wo der Spiegel war, und sah, sehr natürlich, — ihr eigenes Bild. Sie nahm das für eine feine, ihr selbst gemachte Liebes-Erklärung, stellte sich ganz aufgebracht über diese Vermessenheit, eilte auf der Stelle zum Kaiser mit dem Corpus delicti in der Hand, erzählte den ganzen Fall, und forderte augenblickliche Genugthuung, daß Schloisnig sich erfrecht habe, seine Augen bis zu seiner Monarchinn, der Gemahlinn seines

Kaisers, der ihn mit Wohlthaten überhäufte, zu erheben. Auf diese Anklage, und das ungestüme Dringen der Kaiserinn sey nun Schloisnig auf der Stelle entlassen worden. Ob diese Anecdote wahr ist, ob sie bloß ersonnen ward, den Herrn von Schloisnig desto sicherer zu stürzen, will ich nicht entscheiden.

Mit dem Sturze dieses Mannes wuchs das Ansehen und die Macht des Grafen Colloredo und seiner Parthey. Freylich beherrschte diese noch nicht einzig und allein den Kaiser; auch seine Gemahlinn hatte eine entschiedene Gewalt über ihn, und lenkte den Monarchen nach ihrem Wohlgefallen. Wäre Maria Theresia eine Catherina II. so wäre die Folgsamkeit des Kaisers ein Glück für seine Staaten; aber — doch ich enthalte mich alles Urtheiles über diese Monarchinn, und will statt desselben einige Anecdoten von ihr anführen. Eine sehr würdige Dame erzählte einem meiner Freunde folgendes: Als in Gegenwart der Kaiserinn die Rede vom Theater vorkam, und man den Verlust des

guten Geschmackes, welchen Lessing auf die deutsche Schaubühne gebracht hatte, sehr beklagte, erwiederte Maria Theresia darauf: Da bin ich nicht ihrer Meinung. Ich habe Lessings Emilia Galotti mit einem Mahle genug, denn das Stück macht mir erschreckliche lange Weile; hingegen den Bettel-Studenten kann ich hundertmahle hinter einander sehen. In der That ist diese Posse das Lieblings-Stück des Hofes; und man hat mich versichert, daß wenn beyde Majestäten sich einen recht vergnügten Abend im Theater machen wollen, so muß der Bettel-Student gegeben werden. Dieß mag als Beweis ihres Geschmackes dienen. Nun eine Anecdote, welche ihr Herz und ihren Verstand characterisiret.

Ein Transport gefangener Franzosen, welche nach Ungarn gebracht werden sollten, hielt in der Gegend um Wien, zu Baumgarten und Hütteldorf, Rasttag. Die Fürstinn Paar, eine geborne Gräfinn Buquoi, eine Dame voll Verstand, voll Kenntnisse, von

einem edlen Herzen, hatte daselbst ihren Sommer-Aufenthalt genommen. Sie sah diese unglücklichen Gefangenen, abgerissen, ausgehungert, matt und entkräftet in den Hütten. Ihr Herz, das mitleidsvoll bey den Leiden ihrer Nebenmenschen schlägt, konnte nicht ungerührt das Elend dieser armen Schlachtopfer des Krieges ansehen. Sie vergaß in diesem Augenblicke, daß diese unbewaffneten, vom Hunger entstellten Gefangenen als Feinde der Armeen des Kaisers gestritten hatten, und sah nur den unglücklichen Menschen in ihnen. Sie ist Mutter. Ihre Söhne dienen vor dem Feinde. Vielleicht, dachte sie, fühlen meine Söhne in diesem Augenblicke ein gleiches Schicksal; und wenn sie ein mitleidiges Herz finden, das sich ihrer erbarmet, das harte Loos ihrer Gefangenschaft lindert, wie froh werden sie seyn! Ich will an diesen Unglücklichen thun, sagte sie, hingerissen von diesen Betrachtungen, zu sich selbst, was ich wünsche, daß meinen Söhnen geschehen möchte! Sie ließ daher Brot, Fleisch, Wein und Geld unter die

Gefangenen vertheilen, und erndete Segen und Dank von ihren Lippen. Diese edle Handlung der Fürstin Paar ward der Kaiserinn hinterbracht, welche dieselbe sehr mißbilligte. Man beschuldigte die Fürstinn unpatriotischer Gesinungen, und gab die Schuld davon einer alten französischen Gouvernante, welche seit einigen zwanzig Jahren in dem fürstlichen Hause ist. Da man glaubte, daß die Fürstin Paar solche schlechte Grundsätze von dieser Französinn erhalten, so ließ die Kaiserinu der Fürstinn erstens ihren Allerhöchsten Unwillen wegen des geäußerten Mitleids gegen gefangene Feinde zu erkennen geben, und ihr zugleich andeuten, daß man ihr den Hof verbiethe, wofern sie diese Französinn nicht auf der Stelle entließe.

Der erhabenen Fürstinn Paar war die Wahl zwischen dieser Alternation gar nicht schwer. Sie antwortete: „Sie hätte nie „geglaubt, daß sie durch eine Handlung, „welche aus dem Gefühle gegen das Elend „ihrer Mitmenschen entsprang, den Unwil„len der Monarchinn verdienen könnte;

„ hauptsächlich da man sie von Jugend an
„ gelehrt habe: daß der unbewaffnete Krie-
„ ger, nicht mehr als ein Feind, sondern
„ nur als Mensch zu betrachten sey. Un-
„ möglich könnte sie sich entschließen, eine
„ Person, die ihr durch viele Jahre das
„ schwere Geschäft der Erziehung erleichtert
„ und mit ihr getheilt habe, in dem unbe-
„ hülflichen Alter zu entlassen. Dieß würde
„ die größte Undankbarkeit seyn; und sie
„ wolle lieber Zeitlebens den Hof meiden, als
„ sich eines Undanks schuldig machen.« Man trieb die Beleidigung gegen diese Fürstinn so weit, daß man den Verfasser der sogenannten Eipeldauer Briefe die ungezogensten Ausfälle auf diese Dame erlaubte, vielleicht gar zu thun befahl. Aber die edle Fürstinn beantwortete mit verachtendem Stillschweigen, was so eine erbärmliche Feder, (und erbärmlich wäre die Feder des größten Schriftstellers, wenn sie sich erkaufen ließe) gegen sie verbreitete. Herr Richter hat sich durch diesen Aufsatz geschändet. Er und seine Eipeldauer Briefe werden lange schon verges-

sen seyn, wenn diese erhabene Dame noch immer in den Herzen aller edlen, vernünftigen Menschen leben wird; auch die Nachwelt wird sich ihrer erinnern; denn dieser einzige Zug ihres Herzens weißt ihrem Nahmen einen Platz in der Geschichte an, den eine Kaiserkrone allein nicht geben kann.

Selbst mit der Kaiserinn theilte Colloredo und seine Parthey die Gunst des Monarchen nicht gern; aber man fühlte, daß es nicht so leicht ist, dieselbe durch Intrigue um das unbeschränkte Zutrauen ihres Gemahls zu bringen; daß man, mißlänge der Versuch, an seinem eigenen Sturze um so sicherer gearbeitet hätte, da die Kaiserinn, welche die schwache Seite des Monarchen genau kennet, dieselbe benutzen würde, ihre Feinde zu verderben. Man beschloß daher, sich des Einflusses der Kaiserinn so lange mit Vortheil zu bedienen, bis Zeit und Umstände eine Gelegenheit darbiethen würden, diese gefährliche Nebenbuhlerinn aus dem politischen Wirkungskreise mit guter Art zu verdrängen; und auch diesen Plan wußte Colloredo und

seine Parthey nach einigen Jahren durchzusetzen, und die Kaiserinn aus dem Staats- und Conferenz-Rathe, wo sie allezeit gegenwärtig war, zu entfernen. Bis man es dahin hatte bringen können, gebrauchte man sie, um etwas durchzusetzen, was man aus gewissen Ursachen nicht selbst in Vorschlag bringen wollte, und es gelang jedes Mahl.

Der Wille des Kaisers war auf diese Art ganz in den Händen des Grafen Colloredo, oder vielmehr in den Händen derjenigen, die dem Cabinets- und Justiz-Minister ihren Kopf leihen, wenn er in der Geschwindigkeit den seinigen nicht zu finden weiß *); und man glaubte nun nichts mehr zu wagen, wenn man den großen Entwurf, welcher im

*) Man hat mich versichert, daß selbst Graf Colloredo weiter nichts, als die Maschine ist, welche von seiner Parthey, oder eigentlich nur von einigen Herren derselben in Bewegung gesetzt wird.

geheim gemacht ward, ausführte. Da aber voraus zu sehen war, daß derselbe viele Gegner und Widersacher haben werde, so wurden alle diejenigen, welche den Absichten und Planen des Grafen Colloredo entgegen arbeiten könnten, von den wichtigsten Staats-Aemtern entfernt *), und das von Leopold eingeführte System, in so fern es mit diesen Entwürfen nicht überein stimmte, ward wieder gänzlich umgeändert.

---

*) Man konnte so gerade diese Männer nicht entlassen, wollte man nicht Stoff zu einem gefährlichen Mißvergnügen geben. Was that man also? Man setzte sie entweder mit ihrem ganzen, öfters noch mit einem erhöhten Gehalte in den Ruhestand, obgleich die meisten Männer in den besten Jahren sind, welche dem Staate noch lange Jahre dienen könnten. Der Staat erhielt also eine unnütze Ausgabe, von einigen hundert tausend Gulden, und das zu einer Zeit, wo der kostspieligste Krieg seine Finanzen ohnehin zerrüttete.

Um vor naseweisen Tadlern ihrer Handlungen im Publicum gesichert zu seyn, um überhaupt das Ansehen dieser Parthey auf eine furchtbare Art zu befestigen, beschloß man, der geheimen Policey noch mehr Ausdehnung und Gewalt zu geben, als ihr vom Kaiser Leopold ohnehin schon eingeräumet war. Um dieses durchzusetzen, war es nöthig, sowohl die öffentliche, als geheime Policey von der niederösterreichischen Regierung, mit welcher Leopold sie vereinigt hatte, wieder zu trennen, weil man sich von dem damahligen Regierungs- und Policey-Präsidenten, Grafen von Sauer keine Mitwirkung zu ihren Absichten versprechen konnte. Die Policey ward daher zu einer eigenen unmittelbar unter dem Kaiser stehenden Hofstelle ernannt, Graf Pergen, welchen Leopold Altershalber in den Ruhestand versetzt hatte, wieder zum Präsidenten derselben erwählt, und Graf Saurau zu seinem Gehülfen bestimmt; oder wie es im österreichischen Stilo Curiae heißt: ihm ad latus gegeben. Man bewunderte im Publicum die sich verjüngende Kraft des Gra-

sen Pergen; denn ohne diese hätte er, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, da er schon zwey Jahre seines Alters wegen zum Dienste untauglich befunden ward, zwey Jahre später aus eben dieser Ursache noch untauglicher seyn müssen, und seine Wiederbeförderung zu dieser Stelle wäre entweder eine Beschuldigung gegen den Kaiser Leopold gewesen, daß er ungerecht gegen diesen Minister gehandelt, weil er ihn einer erdichteten Ursache wegen des Dienstes entlassen; oder sie wäre ein Beweis einer kleinen Inconsequenz des Kaisers Franz geworden.

Verachtete man schon die geheime Policey unter Leopold, so ward sie nun vollends verabscheuungswerth durch diejenigen Thaten, mit welchen sie ihr Daseyn kund machte. Um dem Monarchen die Nützlichkeit dieser Anstalt einleuchten zu lassen, bediente man sich der Methode des Herren Exprofessors, Leopold Aloys Hoffmann. Man schreckte den jungen, unerfahrenen, ohnehin furchtsamen Monarchen beständig durch seyn sollende heimliche Verschwörungen gegen seine Person, und

drohte ihn mit der Gefahr einer Revolution, welche beynahe schon bis zum Ausbruche reif sey. In so weit befolgte man nun ganz Hoffmanns Maxime, sich wichtig und nothwendig zu machen. Aber man konnte bloß allein dabey nicht stehen bleiben. Es war mit Grund zu fürchten, daß die leeren Drohungen am Ende ihre Kraft verlieren möchten; daß irgend einer ihrer Feinde dem Kaiser die Frage in den Mund legen könnte: Wo sind denn diese Urheber einer Verschwörung und Revolution? Man mußte also weiter gehen, als Hoffmann, der nur immer diese vorgeblichen Jacobiner-Versammlungen entdecken wollte; man mußte das Ansehen gewinnen, sie wirklich entdeckt zu haben. Da man unumschränkte Macht in Händen hatte, so war die Ausführung dieses Entwurfes sehr leicht. Man ließ ohne weiteres eine Menge angeblicher Jacobiner gefänglich einziehen, welche zum Beweise dienen sollten, daß diese Schreckbilder, womit man den Kaiser immerwährend zu ängstigen gesucht hatte, nicht aus der Luft gegriffen wären.

Nichts war leichter, als solche unschuldige Schlachtopfer aufzufinden, welche selbst Veranlassung zu einigem schwachen Argwohn im Publicum gegeben hatten, daß sie des angeblichen Verbrechens allenfalls schuldig seyn könnten. Ungeachtet des durch Leopold eingeführten Zwanges im Reden und Schreiben herrschte doch noch immer die unter Joseph eingewurzelte Gewohnheit: seine Meinnng über politische und religiöse Gegenstände frey heraus zu sagen. Der Krieg gegen Frankreich mußte alle redliche, vernünftige, wahre österreichische Patrioten unzufrieden und mißvergnügt machen. Der Ausgang desselben war, ohne die Gabe der Weissagung zu besitzen, beynahe mit Gewißheit vorher bestimmt zu verkünden, wenn man nur einige Kenntnisse in der Geschichte besaß. Diese biethet uns so manche Beyspiele dar, daß eine ganze Nation, der es ernstlich darum zu thun war, ihre Freyheit, sie mag nun eingebildet oder wirklich seyn, zu erlangen, dieselbe auch behauptet hat; man findet aber kein Beyspiel, daß eine solche Nation, wenn sich

auch die größte Macht gegen sie vereinigte, unter das Joch, das sie abgeschüttelt hatte, wieder gebeugt werden konnte. Es ließ sich also nach den Regeln der Probalität schließen: daß dasjenige, was vier, fünf und mehrere Mahle geschah, sich eher wieder ereignen werde, als dasjenige, was noch nie erfolgt ist, wenn es auch in die Reihe der möglichen Dinge gehört. Man konnte also zehen gegen eines wetten, daß sich Frankreich gegen alle Coalitionen der Welt als Republik behaupten würde.

Ferner mußte es jedem für das Wohl seines Vaterlandes gutdenkenden Oesterreicher einleuchten, daß diese Monarchie gar nichts gewinnt, wenn auch dasjenige, was bloß möglich war, gegen alle Wahrscheinlichkeit erfolgte, und Frankreich wieder in die alte monarchische Regierungs-Form eingezwungen würde. Dieser Krieg entvölkerte seine Provinzen, und das ohnehin nicht im Ueberfluß umlaufende Numerar strömte aus dem Lande ohne alle Hoffnung, daß es je wieder langsam zurückfließen werde.

Diese und ähnliche Bemerkungen wurden nun von einigen der angeblichen Jacobiner theils an öffentlichen Orten, theils in Gesellschaften geäußert, worüber sich freylich die Erzpatrioten kreuzten. Sie ließen ferner laut ihren Widerwillen, ihre Unzufriedenheit merken, und mißbilligten die Fortsetzung eines Krieges, der das Land erschöpfte, bey dem immer höher steigenden Preise der Lebensmittel bey dem verminderten Erwerbe, und dem drükenden Kriegs-Darlehn den Wohlstand des Bürgers und Bauers zu Grunde richtete, und den Staat vielleicht der schrecklichen Gefahr aussetzen könnte, die greulichen Folgen einer Revolution, die man verhindern wollte, zu empfinden. Vielleicht setzten einige noch den Wunsch hinzu: daß die unumschränkte Monarchie eine feste dauerhafte Constitution hätte, und die Nation über Krieg und Frieden entscheiden dürfte!

Dergleichen geäußerte Meinungen waren hinlänglich, diese Männer in den Argwohn gefährlicher Anschläge bey dem Publicum zu

bringen, und mehr wollte man nicht, um das Verfahren der Policey zu beschönigen *).

Bey der großen Anzahl geheimer Spione, welche seit der Einführung der neuen politischen Inquisition noch täglich vermehret ward, mußten die Gesinnungen solcher Männer, welche nicht die Gabe hatten, das Schwarze weiß zu nennen, dem Policey-Minister bald bekannt werden. Man beschloß daher diesen sich darbiethenden Vorwand zu benutzen, die gefährlich scheinenden Männer als wirklich gefährlich einzuziehen, um dem Kaiser dadurch

---

*) Ich selbst prophezeihete 1792 an öffentlicher Tafel bey dem Jägerhorn: daß Frankreich sich als Republik behaupten, und Oesterreich die Niederlande samt der Lombardey verlieren würde. Eine Menge Erzpatrioten fielen über mich her, und schimpften mich einen Jacobiner, einen französischen Emissar. Wie froh bin ich, daß ich noch in dem nähmlichen Jahre aus den österreichischen Staaten reiste! Vielleicht würde ich diese meine Gabe der Vorhersagung nun auf einer Festung büßen.

zu beweisen, wie nützlich und nothwendig eine geheime Policey zu seiner und des Staates Sicherheit sey; zugleich auch ihm begreiflich zu machen, was für kluge, thätige, wachsame Männer diese Anstalt leiten. Und dieses geschah im August 1794.

Man getraute sich damahls noch nicht, allzu viel Aufsehen zu machen, weil man nicht von der Wirkung überzeugt war, welche ein solches Verfahren auf das Publicum hervorbringen könnte. Aus dieser Ursache wurden die Unglücklichen in der Nacht von der Seite ihrer Gattinnen, aus den Armen ihrer Freunde, Eltern, Geschwister unvermuthet gerissen, und in das Policeyhaus geführt. Da man nicht bloß die Absicht hatte, diese sogenannten Jacobiner einzukerkern, um sie unschädlich zu machen; sondern um sich durch die abgewendete Gefahr Verdienste zuzueignen, und sich zu höheren Ehrenstellen empor zu schwingen, so mußte man der Sache einen Anstrich von großer Wichtigkeit geben. Man zog daher einen mystischen Vorhang über das Ganze, um dem Publicum Glauben

zu machen: es ståken große Dinge da-
hinter.

Für den kalten unbefangenen Beobachter mußte es lächerlich seyn, alle die Anstalten zu sehen, welche getroffen wurden, einem Uebel vorzubeugen, das nicht einmahl, als wirklich, in dem Gehirne derjenigen Leute, welche den guten Kaiser damit zu erschrecken suchten, existirte. Jedem mußten Don Quixots Windmühlen einfallen, nur mit dem Unterschiede, daß der arme irrende Ritter die Riesen, Kobolde und Zauberer, mit welchen er zu kämpfen glaubte, doch in seiner Einbildung wirklich sah. Graf Pergen und Saurau aber, die innerliche Ueberzeugung hatten, daß alles das nur ein von ihnen erfundenes Gaukelspiel war! — — Das Militair bekam Befehl, alle Posten, welche vorher wegen der schwachen Besatzung unbesetzt waren, alsogleich wieder zu beziehen. Die Stadtthore wurden, was vielleicht seit einem Jahrhunderte nicht der Fall war, ausgebessert, und zum verschließen eingerichtet; mit einem Worte: man betrug sich so, als wenn eine feindliche

Armee vor den Thoren, oder hundert tausend Aufrührer wirklich schon im Anzuge gegen die Stadt wären.

Die guten Wiener sahen sich erstaunt einer den andern an. Jeder fragte: Was wohl das alles zu bedeuten habe? und keiner wußte diese Frage zu beantworten. Endlich brachten nach einigen Tagen Emissare der geheimen Policey das Gerücht ins Publicum: Die eingezogenen Verbrecher wären lauter Jacobiner, welche eine Revolution haben veranlassen wollen, die schon in einigen Tagen ausgebrochen wäre, hätte nicht Jehova, welcher über seine Gesalbten (nur in Frankreich nicht) wachet, den Grafen Pergen und Saurau die Verschwörung (ob durch persönliche Erscheinung, oder nur im Traume? ward nicht hinzugesetzt) noch früh genug entdeckt.

Dieses erste Gerücht gab Stoff zu allerley Bemerkungen, und sollte zugleich der Probierstein seyn, um zu erfahren; wie das Publicum diese Posse aufzunehmen geneigt wäre. Nun; wollte dieser und jener gefährli-

che Gesinnungen an diesem und jenem entdeckt haben. Man erinnerte sich ihrer frey geäußerten Meinungen über den französischen Krieg; und der große Haufe zweifelte nicht mehr, daß alle Erzjacobiner wären. Da die geheime Policey sah, daß man so bereitwillig war, dem ersten ausgestreuten Gerüchte zu glauben, so schritt sie weiter. Neue Emissare mußten die Sagen verbreiten *). Die Jacobiner haben die Schlagbrücke durch in die Pfosten gegrabenes Pulver in die Luft sprengen wollen, um die Verbindung der Leopoldstadt mit der Stadt zu hemmen; das Holz auf den Holzstätten hätte sollen an verschiedenen Orten zugleich angezün-

---

*) Derjenige, von welchem ich die ausführliche Erzählung dieser Thatsachen habe, versicherte mich, daß er selbst alle diese ausgestreuten Gerüchte aus dem Munde eines Menschen gehört habe, der ihm als ein Policey-Spion zuverlässig bekannt war.

det werden, und bey der daraus allgemein entstandenen Verwirrung habe die Revolution unter dem Geschrey: **Es lebe die Freyheit!** ausbrechen, die kaiserliche Familie ermordet, der Adel und die begüterten Bürger, welche aristocratisch gesinnt wären, ausgeplündert werden sollen. Die guten Wiener segneten und kreuzten sich vor allen den Greuelthaten; doch schien es ihnen etwas unbegreiflich, wie und durch wen diese Revolution hätte bewirkt werden können, da sie selbst ehedem nicht das geringste davon gehört hatten; auch nicht von irgend einem nur auf die entfernteste Weise aufgefordert wurden, dazu auf irgend eine Art mit zu wirken, da doch, wie sie glaubten, ohne Mitwirkung des größten Theils der Einwohner ein so großes Werk unmöglich ausgeführt werden kann!

Man kann sich leicht vorstellen, daß die ganze Sache viel Aufsehen erregte. Der vernünftigere Theil des Publicums, freylich der kleinste, zweifelte an allen den ausgestreuten

Gerüchten, und durchsah den Plan der geheimen Policey; aber es war zu gefährlich, laut davon zu sprechen, und jeder schwieg. Indessen verfolgte die politische Inquisition ihre Wege. Es war nicht rathsam, bey den wenigen Schlachtopfern, welche in den ersten Tagen eingekerkert wurden, stehen zu bleiben. Man begriff sehr wohl, daß das Publicum, wenn es sich von der Ueberraschung, worein es durch die erste Nachricht von einer so nahen Revolution versetzt ward, erholt hätte, anfangen würde, mit kälterem Blute darüber nachzudenken; daß es bey reiferer Erwägung des Ganzen leicht zu der Einsicht gelangen könnte: Es sey ja unmöglich, daß diese Menschen, die man eines solchen Verbrechens beschuldigte, ein so großes, viel umfassendes Werk hätten zu Stande bringen sollen; und das vielleicht gefährliche Folgen für die Urheber solcher ausgestreuten Gerüchte aus diesem Nachdenken, aus dieser Einsicht entstehen könnten. Um also der Sache mehr Anstrich von Wahrscheinlichkeit, größerer Ausdehnung, bedeutenderer Wichtigkeit

zu geben, wurden in Ungarn, Gallizien, Steuermark, Kärnthen und Crain noch eine Menge Leute, welche durch freye Reden den Argwohn jacobinischer Grundsätze gegen sich erregt hatten, eingezogen, von denen man im Publicum vorgab: daß sie mit den zu Wien verhafteten Jacobinern in genauer Verbindung gestanden seye, um in ihren Provinzen, zur Beschleunigung der in Oesterreich auszubrechenden Revolution, das nehmliche Feuer des Aufruhres anzufachen. Ja man verhaftete selbst in Wien noch mehrere Personen, und verbreitete dadurch so viel Schrecken, daß viele vernünftige Männer, welche sich bewußt waren, sie hätten der Regierung über verschiedene politische und religiöse Gegenstände nicht an allen Orten zu Dank gesprochen, sich fürchteten, es stehe ihnen ein gleiches Schicksal bevor.

Während daß man im Publicum noch nicht recht einig werden konnte, was alle die Verhafteten denn wirklich verbrochen? Wie sie die angeschuldigten Greuelthaten hätten ausführen wollen? Welche Strafe ihn

zuerkannt werden würde? und mehr derglei-
chen Fragen, setzte man von Seiten der ge-
heimen Policey die Untersuchungen auf die
strengste geheimnißvolleste Art fort, und
riß das Publicum mit einem Male aus sei-
ner Ungewißheit, ob denn auch diese soge-
nannten Jacobiner wirklich so sehr schuldig
wären? durch die öffentliche Bestrafung der-
selben, indem einige zum Tode, die übrigen
zum langwierigen strengen Festungs-Arreste
verurtheilt wurden.

Wenn es wahr ist, daß diese unglückli-
chen Menschen bloß als unschuldige Opfer ver-
borgener Absichten der geheimen Policey ge-
fallen sind, so kann man nicht ohne Ab-
scheu an das Daseyn dieser politischen Inqui-
sition denken, welche ohne Scheu, mit kal-
tem Blute mehr denn dreyßig Menschen ver-
nichtete, um den Kaiser zu überreden, daß
ihre unumschränkte, tyrannische Macht, wel-
che sie über alle österreichische Staaten aus-
übet, für die Sicherheit seines Thrones
nothwendig sey, und um sich durch die schein-
bare Erhaltung der Ruhe ein Verdienst zu

machen, welches die Vorgesetzten dieser scheuß- lichen Anstalt zu den höchsten Ehrenstellen des Reiches berechtiget.

Mir geziemet es nicht, hierüber zu ent- scheiden. Meine Pflicht, als Geschichtschrei- ber, ist nur, die Thatsache, welche mir glaubwürdige Männer über dieses wichtige Er- eigniß in dem letzten Jahrzehente des aufge- klärt seyn sollenden Jahrhundertes mitgetheilt haben, getreu anzuführen. Mögen die Zeit- genossen, möge die Nachwelt einst entschei- den: ob die Gründe wichtig genug waren, daß man diese Unglücklichen für unschuldige Schlachtopfer der geheimen Policey halten konnte?

Es ist ein äußerst bedenklicher Umstand, daß die geheime Policey selbst ohne Beyseyn eines andern gerichtlichen Commissars die er- ste, oder sogenannte Vorher- Untersuchung machte; daß sie erst dann, als der Proceß ganz eingeleitet gewesen, und von eben der geheimen Policey zur Criminal- Untersuchung geeignet erklärt ward, eine Commission von zwey Magistrats- Räthen niedersetzte, wobey

der Adjunct des Policey-Ministers, Graf Saurau stets selbst präsidirte; folglich Kläger und Richter zugleich machte, da ihr doch nach den Gesetzen, nur die Obliegenheit des erstern, nie das Amt des letztern zukommt.

Diese Commission erhob die Anklage der Policey, die Beweise, und die Aussags-Protocolle; und es sind gegründete Ursachen da zu vermuthen, daß sie nicht allzugewissenhaft dabey verfahren habe. Das Verhör selbst glich einer förmlichen spanischen Inquisition zu den Zeiten Philipps II. Der Angeklagte, nachdem er fünf auch sechs Wochen und noch länger gesessen, ehe er die erste Commission hatte, ward gefragt: „Wer sind Sie? Wie hieß ihr Vater? Wie heißen Sie? Wo sind Sie gebohren? Wie alt? Was für eine Religion? u. s. w. Dieses Verhö dauerte bey manchem einige Tage, ohne die eigentliche Ursache zu berühren, warum der Angeklagte verhaftet ward. Nach zwey oder drey Tagen endlich fragte man ihn: Warum er im Gefängnisse sitze?

Gab der Angeklagte die Antwort: Das sey ihm nicht bekannt, und er wünsche und hoffe es zugleich, daß er es jetzt von seinen Richtern erfahren werde! so hieß es: „Man „wird Ihnen Dinte, Feder und „Papier geben, damit Sie aufschrei„ben können, was Sie verbrochen „haben!“ Erwiederte der Unglückliche: Er sey sich keines Verbrechens bewußt, folglich könne er weder mündlich noch schriftlich ein Geständniß machen; so bedeutete man ihm: „Er solle sich nur recht besin„nen, so würde ihm schon etwas „einfallen.“ Auf die Einwendung: — daß kein Inquisit nach den Gesetzen verbunden sey, sein Ankläger zu seyn; sondern daß ihm bloß gebühre, sich gegen das angeschuldigte Verbrechen zu vertheidigen; oder im Fall er das nicht könne, die Wahrheit des angeschuldigten Verbrechens freywillig zu gestehen! — sagte man ihm: „Er habe dem „Gerichte keine Form vorzuschreiben, „wie es verfahren müsse! Wolle er „nicht sagen, was er verbrochen

„habe, so würde seine Strafe nur „härter ausfallen: denn gestraft „würde er auf jeden Fall werden, „er möge bekennen oder nicht."

Diese Abweichung von aller rechtlichen Form; denn wo ist es je erhört worden, daß man von dem größten Verbrecher, der auf der That selbst ertappt ward, gefordert habe: er solle sich anklagen? — diese nach der in Oesterreich bestehenden Criminal-Gerichts-Ordnung ungewöhnlich eingerichtete Commission, wobey Graf Saurau, dem das Amt eines Präsidenten gar nicht zukam, den Vorsitz hatte; und den er hätte ausschlagen müssen, wenn ihm derselbe auch vom Kaiser selbst wäre aufgetragen worden, erweckt den gegründeten Verdacht, daß die geheime Policey ihrer Sache nicht so ganz versichert war, sonst hätte sie dieselbe dem gewöhnlichen Laufe überlassen; daß folglich Graf Saurau durch seine Gegenwart habe verhindern wollen, daß die Untersuchung dieses Processes keinen andern Ausgang gewinnen möchte, als den die Policey wünschte.

Und welche Männer wurden zu Commissaren gewählet? Ein Magistrats-Rath Martinolli, ein Mann, gegen dessen moralischen Character aus verschiedenen Ursachen die höchsten Bedenklichkeiten eintraten *), daß er der Bestechung fähig, und folglich durch eine schöne runde Summe dahin zu bringen gewesen sey, sich ganz nach den Absichten der geheimen Policey zu fügen, da er einst bloß aus Bequemlichkeit keinen Anstand nahm, einen Inquisiten für schuldig zu halten, ohne ihn einmahl noch verhört zu haben.

Dieser Martinolli stack, wie das gemeine Sprichwort saget, in Schulden bis über die Ohren. Oefter als einmahl, hatte er Crida angemeldet **), wobey sich seine Gläubiger alles seines Haus-Geräthes, und der Hälfte seiner Besoldung bemächtigten; die andere Hälf-

*) Man kann sich hier dessen erinnern, was von ihm schon ist gesagt worden.

**) Sich insolvent erklärt.

te war auch schon auf mehrere Jahre an Wucherer, welche auf die Besoldungs-Bogen der Beamten Gelder leihen, verpfändet. Martinolli befand sich daher immer in Geldverlegenheit, da sein Credit so ganz gesunken war, daß er kaum zwanzig Gulden aufzubringen wußte. Er hatte eine zahlreiche Familie, welche im Elende schmachtete, manchen langen Tag hungern mußte, während daß ihr Hausvater das wenige erborgte Geld in Gasthäusern, und bey leichten Geschöpfen des andern Geschlechtes verschwelgte. Wer kann sich bey einem solchen Manne, selbst mit dem größten Glauben an Menschen-Tugend, des Verdachtes erwehren: daß dieser Richter sich habe bestechen lassen können? *)

---

*) Daß ich mir nicht den geringsten Zusatz zu dieser kleinen Biographie des Martinolli erlaube, wird mir jeder wahrheitliebende Wiener — freylich nicht öffentlich; wer dürfte das wagen! aber doch in seinem Herzen bezeu-

Noch ein Umstand des gegründeten Verdachtes gegen Martinolli tritt hier ein. Während der Untersuchung verfügte er sich in das Haus eines der Verhafteten: „Wo ist das Geld? fragte er.“

Sie haben die Schlüssel zu seinem Schreibkasten. Untersuchen Sie! denn ich weiß es nicht.

Martinolli untersuchte, und fand bey acht hundert Gulden. Auf die Versicherung, daß man nicht wisse, ob noch mehr vorhanden sey, weil der Verhaftete stets alles Geld unter seiner Verwahrung gehabt habe, steckte Martinolli diese Summe ein, ohne, was er doch hätte thun sollen, eine Quittung darüber auszustellen, und ging damit fort, mit

---

gen. Die ferneren Beweise können bey dem Magistrate in Wien aus den gegen Martinolli eingereichten Schuld-Klagen erhoben werden. Note des Mittheilers dieser Thatsachen.

der Versicherung, daß die Familie eine Quittung erhalten, und auch das Geld in einigen Tagen wieder bekommen solle. Es verflossen vierzehn Tage, und die Familie des Verhafteten bekam weder Quittung noch Geld. Da sie nun nichts mehr zu leben hatte, so ging die Frau zum Grafen Saurau, dem sie die Sache erzählte. Sie haben keine Quittung erhalten? Das ist unrecht, sagte Saurau. Gehen Sie nur nach Hause, ich werde gleich Anstalt treffen, daß Sie das Geld bekommen sollen. Indessen hatte Martinolli das Geld zu seinem Gebrauche verwendet, und die Familie erhielt von ihm nichts, als seine Quittung, die er ihr mit einem sehr groben Verweise, daß sie dieser Kleinigkeit wegen Seine Excellenz überlaufen hätte, einhändigte. Von diesem Gelde wurden der Familie nach geendigtem Processe ungefähr dreißig Gulden zurück gegeben, mit dem Bedeuten: das Uebrige wäre für die Verköstung des Verhafteten ausgegeben worden. Wie prächtig muß dieser im Kerker gelebt haben, da er in

weniger als in zwey Monaten acht hundert Gulden verzehrte!

Freylich mußte Martinolli alles anwenden, daß die Angeklagten schuldig befunden wurden. Bey ihrer, nach anerkannter Unschuld, freyen Entlassung, wäre vielleicht der Rechnungs-Ausweis über die verzehrten acht hundert Gulden bemängelt *) worden, und bey strenger Gerechtigkeit hätte Martinolli, als ein untreuer Beamte, der das ihm anvertraute Gut angriff, wenigstens Cassation zu erwarten gehabt. Sonderbar bleibt es aber indessen doch, daß Graf Saurau, dieses grobe Verbrechen eines Richters, der das Depositum, welches ihm heilig seyn muß, angriff, nicht scharf geahndet hat!

Martinollis Gehülfe scheint, außer daß er ein außerordentlicher Liebhaber der

*) Es wäre die Unrichtigkeit desselben dargethan worden.

Jagd ist, und sehr viel Neigung zur Beförderung hat, weniger verdächtig.

Orlandini Stabs-Auditor beym Hof-Kriegs-Rathe, soll einer der blutgierigsten Menschen seyn, welche die Erde je hervorgebracht hat, und kein größeres Vergnügen kennen, als ein Todes-Urtheil auszusprechen.

Eine Commission, die aus solchen Männern bestehet, und wobey der Haupt-Ankläger selbst präsidiret, hat nicht nur den Schein, sie hat gegründeten Verdacht der höchsten Partheylichkeit wider sich.

Indessen sollte man glauben, daß die anderen Gerichtshöfe in Oesterreich und Ungarn in eine solche offenbare Ungerechtigkeit nicht würden eingestimmt haben.

Dieser Einwurf scheinet von einigem Gewichte; aber er verschwindet, wenn man alle Umstände näher prüfet. Diese Gerichtshöfe erhielten erst den von der geheimen Policey vorher schon eingeleiteten Proceß, wo die Beweise der Anklage von der eben angeführten Commission bereits untersucht, und

als vollkommen gültig und rechtskräftig anerkannt waren. Man wählte zu allen Commissionen nur solche Leute, von deren Bereitwilligkeit man beynahe überzeugt war, und vermied sorgfältig, daß solche Räthe nicht zugelassen wurden, welche genau die Acten untersucht hätten. Warum stemmte sich die geheime Policey so heftig dagegen, daß die Untersuchung dieses Processes nicht vor das Staats-Conseil käme? Warum bemühete sie sich, als sie glaubte, dieses nicht verhindern zu können, wenigstens den würdigen Staats-Rath E * * *, dessen Rechtschaffenheit und Gerechtigkeits-Liebe bekannt war, von der Commission auszuschließen? Ihr Bemühen war indeß nicht fruchtlos. Das Staats-Conseil, und also auch der würdige Staatsrath E * * *, bekamen keine Sylbe von diesem ganzen Processe zu sehen.

Besonders merkwürdig sind die Antworten einiger Räthe, die mit bey den Commissionen saßen, welche sie den Anverwandten dieser Unglücklichen gaben. Ein Hofrath sagte:

„ Ich kann Ihnen nichts mehr sagen, als: „ Man wollte Strafbare finden! “

Ein anderer Hofrath gab zur Antwort: „ Ich habe meine Pflicht erfüllt, und „ stimmte nach meinem Gewissen. „ Man wird mich oben freylich scheel „ (schief) dafür ansehen, aber es sey! „ — Ich fand sie unschuldig!

Ein dritter äußerte sich etwas heftig: „ Ich begreife nicht, wie sich Graf „ Pergen in so einen Dr... mischen „ konnte. — An der ganzen Sache „ ist nichts.

Selbst Graf Pergen entschuldigte sich bey der Gattin eines solchen unglücklichen Schlachtopfers mit diesen Worten: Ich bin unschuldig!

Der Kaiser tröstete einen Verwandten auf folgende Art: „ Gedulden Sie sich! S'ist ja schon zu Ende, und es wird so nit (nicht) viel ausfallen. “

Also selbst der Monarch wußte nichts von dem Processe; glaubte noch, als er schon zu Ende war, daß die Strafen nicht

groß seyn würden! — Wer kann sich da des Verdachtes erwehren, daß diese geköpften, gehenkten, lebenslänglich eingekerkerten sogenannten Jacobiner wohl unschuldig verurtheilt seyn mögen.

Graf Saurau hat durch sein Betragen seinen Ruhm sehr bemakelt. Wenige Tage, ehe der Magistrats-Rath, Prandtstätter eingezogen ward, versicherte ihn Graf Saurau: er habe nichts zu fürchten! Wußte er damahls wirklich noch nicht, daß Prandtstätter ein Mitschuldiger sey? Unmöglich! Damahls war ja schon die ganze angebliche Verschwörung entdeckt, waren ja schon alle Mitverbündete verrathen! Oder wollte er ihn nur sicher machen, damit er nicht entwiche? — Wozu sich einer Unwahrheit gegen einen so großen Verbrecher bedienen, den er ja Kraft seiner Pflicht hätte alsogleich festhalten sollen, und vermöge der Gewalt als Policey-Vice-Präsident, auch festhalten konnte? — Oder war es bey ihm damahls noch nicht entschieden, ob er seinen Schulgespann, seinen Jugendfreund, seinen

Bruder, als Freymaurer, gleichfalls seinen Absichten aufopfern sollte?

Der strengste Richter, wenn er auch unerbittlich gegen das Verbrechen ist, empfindet doch, ist sein Herz nur ein wenig menschlich, Mitleid gegen den Verbrecher, um so mehr noch gegen dessen unschuldige Verwandte. Graf Saurau kannte dieses Gefühl nicht. Als die Gattin eines solchen unglücklichen Schlachtopfers zu ihm kam, ihn ersuchte ihren Mann los zu lassen, und hinzusetzte: „Wenn Eure Excellenz meinen „Gatten auch noch ein Jahr sitzen lassen, so „wird man ihn doch nichts erweisen können; „denn ich bin überzeugt, daß er unschuldig „ist.“ Erwiederte Graf Saurau, anstatt die Unglückliche zu trösten, sie zu versichern, daß es ihn freuen werde, ihren Mann unschuldig zu wissen, mit einem sehr beissenden Tone: „Wenn Sie von der Unschuld Ih„res Mannes gar so sehr überzeugt sind, „warum kommen Sie denn zu mir?“ Auch ließ er die arme Frau, welche der Schmerz, so viele schlaflose Nächte entkräftet hatten,

beständig vor sich stehen; da man doch in Wien einem Weibe, das nicht zu der gemeinsten Classe gehöret, stets einen Stuhl anträgt.

Und was soll man sagen von den niedrigen Kunstgriffen, deren man sich bediente, unschuldige Leute zu fangen? War es der Würde eines geheimen Rathes angemessen, daß er seinen einstigen Schulgespann unter dem Vorwande vertraulicher Gespräche auszuhohlen, daß er ihnen Manches mit dem schmeichlerischen: „Wir sind ja alte Freunde, und dürfen keine Geheimnisse für einander haben!“ abzulocken suchte? Verträgt es sich mit dem erhabenen Begriffe, den man sich von einer Hofstelle zu machen pflegt, jemanden durch unerlaubte List in die Falle zu führen, um einen Vorwand zu haben, ihn für schuldig zu erklären, weil man auch keinen Schein irgend einer Schuld gegen ihn aufbringen konnte? Dieses geschah einem jungen Manne. Er ward bey der wüthenden Jacobiner-Jagd öfters vor die Policey gefordert, wo man ihn des Umganges mit den

Verhafteten mit aller Gewalt schuldig haben wollte. Da er sich aber mit den unverwerflichsten Zeugen ausweisen konnte, daß er keinen einzigen von ihnen nicht einmahl kenne, vielweniger jemahls gesprochen habe; da er sich auf angesehene Familien berufen konnte, wo er, seinen Geschäfts-Stunden ausgenommen, die übrige Zeit zubrachte, daß auch nicht ein verdächtiges freyes Wort über seine Zunge geschlüpft war; so mußte man ihn jederzeit, weil die Ungerechtigkeit zu sehr in die Augen gefallen wäre, jedoch gegen sein Versprechen, daß er die Stadt nicht eher verlassen wolle, bis er von dem Verdachte ganz gereiniget sey, auf freyen Fuß setzen. Indeß verdroß es die geheime Policey gewaltig, daß dieser junge Mann, den sie so gern den übrigen Gefangenen zugesellt hätte, ihren Händen entgehen sollte, und sie nahm zur List ihre Zuflucht, ihn zu fangen. An einem Morgen brachte ihm ein Weib einen Brief. Er erbrach ihn, und fand folgende Zeilen: „Lieber Freund! Meine Gefangen„nehmung und die Ursache derselben wird

„Ihnen bekannt seyn. Es biethet sich mir „eine Gelegenheit dar, daß ich mich mit ei„ner Summe Geldes loskaufen kann. Ra„then Sie mir, was ich thun soll, und „helfen Sie mir mit dem Gelde aus. Ich „ersuche Sie um eine schriftliche Antwort.“ Da er den Brief gelesen hatte, fragte er die Frau, „von wem sie ihn erhalten hätte?“ Die Antwort war: „Von einem der Staatsgefangenen.“ Dieses fiel dem jungen Manne auf. Er wußte, wie streng diese unglücklichen Menschen bewacht würden; daß ihnen nicht erlaubt wäre, mit jemanden zu reden; um so weniger konnte er sich vorstellen, daß sie aus ihrem Gefängnisse sollten schreiben können. Die ganze Sache ward ihm verdächtig. Er fertigte daher das Weib mit den Worten ab: „Da er den Herrn gar nicht kenne, so wisse er ihm auch nichts auf sein Billet weder mündlich noch schriftlich zu antworten.“ Ein guter Genius gab ihm dieses ein; denn wie er sich genau nach diesem Weibe erkundigte, so fand es sich, daß es die Frau eines Policey-Spiones war, daß

die Policey also, hätte er geantwortet, ihn durch seinen Brief einer gehabten Bekanntschaft mit den Jacobinern würde überwiesen und gleichfalls gemordet haben.

So wichtig diese angeführten Gründe an und für sich selbst schon sind, den Verdacht zu bestärken, daß man diese unglückliche Menschen gewissen zu erreichenden Absichten schuldlos aufgeopfert habe; so treten dennoch mehr Umstände ein, welche diesem Verdachte den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit verschaffen. Die ganze Untersuchung blieb, von dem ersten Augenblicke an, da sie anfing, bis zu ihrer gänzlichen Beendigung, in den dicksten Schleyer eingehüllt. Das Publicum erfuhr, außer den absichtlich ausgestreuten Gerüchten, von dem ganzen Vorfalle nichts Legales, als das gefällte Urtheil mit dem Ausdrucke: N. N. wird durch den Strang vom Leben zum Tode hingerichtet werden wegen Staats- und Landes-Verrath! Aber worin dieser bestanden? welches die Beweise waren, wodurch er des Verbrechens überzeugt ward? das fand man nicht gut,

das Publicum davon zu unterrichten. Wie der Proceß geendet war, mußten alle Acten und Aussags-Protocolle, welche man sonst der Ordnung nach in dem Archive des Criminal-Senats offen aufbewahret, versiegelt bey der geheimen Policey niedergelegt werden. Warum das? Scheinet es nicht, daß die geheime Policey befürchtete: es könnte ein unbefangener, redlicher Mann über diese Acten gerathen, und bey aufmerksamer Durchlesung derselben Dinge darin finden, welche in den Mantel der Vergessenheit für immer eingehüllt bleiben sollen?

Warum wurden nur diese zwey Magistrats-Räthe, welche bey der ersten Commission saßen, jeder mit 200 Ducaten beschenkt? Warum ihnen nebst dem Geschenke noch eine jährliche Zulage, jedem von 500 Gulden, für ihre Person bewilliget? Warum ihnen das Versprechen ertheilt, daß sie bey der ersten Gelegenheit befördert werden sollten? Sie thaten ja weiter nichts, als ihre Pflicht,

daß sie förmlich angeklagte Verbrecher untersuchten, und über sie, was Rechtens war, erkannten. Dafür werden sie ohnehin vom Staate bezahlet, warum sie noch besonders, auf eine so außerordentliche Art belohnen? Bestand dieser Bund gegen den Kaiser wirklich, war eine Revolution entworfen, und nahe dem Ausbruche, welcher noch durch die frühzeitige Bestrafung der Verbrecher verhindert ward, und wollte man diese vom Staate glücklich abgewendete Gefahr belohnen; so waren sie es nicht, welche Belohnung verdienten, sondern diejenigen, welche die Gefahr entdeckten. Sie, als Richter, konnten und durften ja von Rechtswegen nichts anders thun, als die gegen die Verbrecher angeführten Beweise untersuchen, die Zeugen abhören, und mit den Inquisiten confrontiren. Ihnen hatte also der Staat nichts zu danken; und doch wurden nur sie belohnt! War ihnen vielleicht die geheime Policey so große Verbindlichkeit schuldig, daß sie sich verpflichtet hielt, diese ersten Untersuchungs-Commissare, welche den Proceß einleiteten,

dem Monarchen zu einer ausgezeichneten Belohnung zu empfehlen?

Wenn man alle diese Gründe erwäget, so läßt sich beynahe nicht mehr zweifeln, daß alle diese Schlachtopfer unschuldig gefallen sind. Diese Vermuthung wird fast zur Gewißheit, wenn man noch dazu die Menschen, welche Oesterreich haben revolutioniren sollen, in allen ihren Lagen, Verhältnissen und Umständen betrachtet: Man findet, wo nicht eine gänzliche Unmöglichkeit, doch wenigstens den höchsten Grad von Unwahrscheinlichkeit, daß sie ein solches Verbrechen hätten begehen können; sie wären folglich, würden sie auf so einen Gedanken verfallen seyn, entweder aller ihrer Sinnen beraubt gewesen, und dann konnte man nicht Wahnsinnige strafen. Oder sie waren bey gesunder Vernunft, und dann konnte ihnen so etwas gar nicht beyfallen, da sie nicht ein einziges Mittel dazu in ihrer Gewalt hatten.

Es ist überhaupt schon lächerlich zu glauben, daß Menschen eine Revolution hervorbringen können; denn diese wird ein-

zig und allein nur durch die Umstände veranlaßt *). Wer die österreichischen Staaten nur ein wenig kennet, dem wird es einleuchten, daß daselbst sobald noch nicht, und zu dieser Zeit am wenigsten, günstige Umstände für eine Revolution zu fürchten seyn können.

---

*) Wenn ein Staat sich auf eine sichere Art gegen Revolutionen schützen will, so entferne er die Umstände, wodurch diese erzeugt werden, und alle Jacobiner der Welt können ihm dann nicht mehr gefährlich seyn. Daß doch die meisten Regenten diese Wahrheit nicht beherzigen, und gerade dadurch, wie sie einer Revolution vorbeugen wollen, die Umstände mit Gewalt herbey führen, durch welche unumgänglich eine Revolution in ihren Staaten zum Unglücke ihrer Völker erfolgen muß. Der einzige jetzt regierende König von Preußen hat Klugheit genug, solche Umstände, welche der öffentlichen Ruhe gefährlich seyn können, zu entfernen. Fährt er so fort, so wird die Krone keinem Monarchen der Welt fester auf dem Haupte sitzen, als Friedrich Wilhelm III.

Aus dieser Ursache durften also die angeblichen Jacobiner auf eine freywillige Beywirkung des größten Theiles der Nation aus Mangel günstiger schon eingetretener Umstände nicht rechnen. War es ihre Absicht, eine Revolution zu veranlassen, so mußten sie erst die hierzu nöthigen, ihre Absicht befördernden Umstände mit Gewalt herbeyführen; mußten sich der Mitwirkung des Volkes durch ungeheure Bestechungen erst versichern. Daß sie dieses zu thun wirklich versucht hätten, war eines der Verbrechen, dessen man sie beschuldigte, und welches man im Publicum durch die Emissare der geheimen Policey verbreiten ließ, da man vorgab, daß diese Jacobiner durch den Aufkauf alles Getreides um Wien herum eine Hungers-Noth hätten veranlassen wollen.

Wahr ist es, nichts kann ein Volk, vorzüglich in Wien, leichter zum Aufstand bringen, als Hungersnoth. Man sah davon ein Beyspiel in eben dieser Residenzstadt 1788, wovon ich im Verfolg dieser Geschichte reden werde. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser

Umstand, wäre derselbe erwiesen, den unläugbarsten Beweiß für eine beabsichtete Revolution darböthe; aber die große Frage ist nur: Welche Mittel hatten sie in Händen, diesen Zweck erreichen zu können?

Ohne ein großer Meister in der Rechenkunst zu seyn, kann man sich doch einen so ziemlich bestimmten Ueberschlag machen, welche Summe allenfalls erforderlich wäre, um alles Getreide nicht nur in der Gegend um Wien, denn dieses allein würde nicht von großem Nutzen seyn, sondern auch in dem so nahen Ungarn, dergestalt aufzukaufen, daß keines nach dieser Hauptstadt gebracht werden könnte. Ich zweifle sehr, ob der Hof selbst so viel baares Geld besitzet, daß er eine Hungers-Noth durch einen solchen Aufkauf erzwingen könnte. Um die Ungereimtheit dieses den sogenannten Jacobinern angeschuldigten Verbrechens noch mehr in das Licht zu setzen, wird es nicht am unrechten Orte seyn, hier anzuführen, was die meisten derselben im Vermögen hatten.

Gotthardy, war ein banqueroutirter Caffee-Sieder von Pest in Ungarn; erhielt dann eine Policey-Commissars-Stelle daselbst von dem Kaiser Joseph, und ward unter Leopold aus den schon angeführten Ursachen zum k. k. Titular-Rathe mit zweytausend Gulden Gehalt ernannt. Außer diesem Gehalte besaß er wohl nicht hundert Kreuzer eigenes Vermögen.

Joseph Prandtstätter, einer der jüngsten Magistrats-Räthe. Seine Besoldung betrug jährlich tausend Gulden, wovon er, seine Mutter, und seine Schwestern sparsam leben mußten.

Hebenstreit, Platzlieutenant von Wien, und Adjutant des Generals Harrach, besaß, außer seiner Gage, gar nichts; denn er war von armen Eltern aus Böhmen, und hat vom Gemeinen auf gedienet.

Eben so wenig hatten die übrigen einiges Vermögen, den einzigen Hackl ausgenommen, welcher durch den Glückstopf ein Capital erworben hatte, das man auf achtzig tau-

send Gulden schätzte; ob ich gleich selbst diese Summe für übertrieben halte.

Also diese Menschen hätten zur Absicht haben sollen, durch den Aufkauf alles Getreides eine Hungers-Noth zu verursachen? Sie, deren ganze Baarschaft nicht hingereicht hätte, eine Oesterreicher Metze aufzukaufen, und diese vorzubehalten? — Wer kann so etwas im größten Rausche glauben?

Es wäre freylich auch möglich gewesen, daß sie, wie man glaubte, das Geld hierzu von der Propaganda erhalten haben, folglich kein eigenes Vermögen brauchten. Läugnen läßt sich die Möglichkeit dieses Falles nicht; aber bey näherer Beleuchtung zerstiebt dieses Phantom, und man findet nichts, als Luft, woraus es gebildet war. Wenn die Propaganda so viel Geld hergeschossen hätte, als zu einem so großen Ankaufe erforderlich gewesen wäre *); so würden diese Herren,

---

*) Vielleicht hielt Martinolli die acht hunder Gulden, deren er sich bediente, für ein Geld der Propaganda.

wo nicht den ersten, doch einen späteren Gebrauch von diesem Gelde gemacht haben, sich selbst ein bequemeres Wohlleben zu verschaffen, als sie ihrer Dürftigkeit wegen führen mußten; sie würden, vorzüglich Prandtstätter, der sich vor Schulden kaum zu bergen wußte, wenigstens ihre Gläubiger befriediget haben, um sich diese ungestümen Gäste vom Halse zu schaffen, und so Ruhe zu erlangen: aber das alles unterblieb, ungeachtet der ungeheuren Summen, welche zu ihrem Gebothe sollen gestanden haben. Doch wir wollen annehmen, daß aus Liebe zu einer Revolution die Selbstverläugnung bey ihnen so weit gegangen wäre, daß sie der Freyheitssucht ihr eigenes Selbst aufgeopfert hätten, so würde man doch hier und da Anstalten zu einem solchen Ankaufe, und einige Vorräthe haben vorfinden müssen. Wo bestanden nun diese? War wohl eine Metze von ihnen aufgekauften Getreides vorhanden? Man kann dreust behaupten, daß nicht ein Korn gefunden ward. Ist es daher nicht höchst warscheinlich, daß sie, da man weder ein Corpus delicti dieses

Verbrechens, welches doch unumgånglich håtte da seyn müssen, vorfand, eine solche Absicht aus Mangel des Geldes gar nicht haben konnten; oder sie wåren, wenn sie dieselbe hatten, im höchsten Grade verrückt gewesen; denn nur ein dem Irrhause entsprungener kann ohne alles Geld Millionen Metzen Getreides aufkaufen wollen.

Aus eben dieser Ursache konnten sie sich nicht die Mitwirkung des Volkes durch Bestechung verschafft haben, oder auch nur verschaffen wollen; denn es mußte dem Dümmsten aus ihnen bekannt gewesen seyn: daß Hans Hagel — auf die bessere Classe von Bürgern war ohnehin nicht zu rechnen; — durch keine leeren Versprechungen, wenn sie auch in den niedlichsten Versen, oder in der zierlichsten Prose gemacht werden, sondern nur durch klingende Beweggründe zu gewinnen ist. Daß sie nicht einen ihnen bekannten, oder von ihnen erkauften Anhånger hatten, bewieß die Ruhe, welche sowohl bey ihrer Verhaftnehmung, als bey Vollziehung der wider sie gefällten Urtheile

herrschte. Wären nur hundert mitverstandene jacobinisch Gesinnte unter dem Pöbel gewesen, sollte sich da nicht, wo nicht mehrere, doch wenigstens einer gefunden haben, welcher verwegen und entschlossen genug zu dem Versuche gewesen wäre, durch Feuer-Anlegen, oder auf eine andere Art seine Anführer zu retten? Es ward nichts unternommen, die Unglücklichen zu befreyen, was man doch allgemein im Publicum bey der Voraussetzung, daß sie schon eine Menge Anhänger haben müßten, weil der Ausbruch der Revolution so nahe gewesen seyn sollte, vermuthete.

Bedenkt man ferner, wer diese Menschen waren, die so gefährlich haben seyn sollen? so ist man fest überzeugt: daß es ihnen eben so möglich war, eine Revolution zu bewirken, als den Himmel zu stürmen. Eine Nation zu einem so großen Werke verleiten, können nur Männer von großem Ansehen; Männer, die in besonderer Achtung stehen, ein allgemein anerkanntes Uebergewicht haben, welches ihnen Einfluß auf

das Volk verschafft, und wodurch sie die öffentliche Meinung zu leiten im Stande sind. Das war nun bey keinem einzigen der Fall. Es gab zwar einige sehr gute, sogar vortrefliche Köpfe darunter; aber keiner besaß so viel Ansehen, genoß einer so besonderen ausgezeichneten Achtung beym Volke, daß er durch seine Meinung die Menge mit sich hätte fortreißen können. Aber es befanden sich auch Menschen darunter, die sich nicht einmahl von dem Worte: Revolution! einen klaren Begriff machen konnten. Unter diese ist Hakl zu rechnen. Man kann die tiefeste Unwissenheit, die größte Stupidität, die gänzliche Abwesenheit dessen, was man Geist und Seele nennet, nicht besser vereinigt darstellen, als in der Person dieses Unglücklichen. Da in Wien bekannt ward, Hakl sey als Jacobiner eingezogen worden, lachten die dummesten Bürger darüber und sagten laut: Es wäre eine Satyre auf die Jacobiner, daß man diesen Menschen dazu rechne. Hakl hatte nur Sinn und Gefühl für Essen und Trinken.

Ich bin überzeugt, daß er sich unter dem Worte Revolution nie etwas anderes, als ein französisches Ragout, gedacht hat. Und dieser Mann hätte den österreichischen Thron erschüttern, hätte an einer Revolution arbeiten sollen?

Aus allen diesen Umständen leuchtet es nun klar, wie die Sonne, ein: daß diese Schlachtopfer jene Verbrechen, die man ihnen anschuldigte, nicht begehen konnten, ja nicht einmahl begehen wollten. Allzufreye, unbedachtsame Gespräche konnten höchstens ihre Schuld seyn. Und wird man daran zweifeln, sobald man weiß: daß ein würdiger Mann, der dem Staate durch einige dreyßig Jahre die wesentlichsten Dienste geleistet hatte, der die Achtung einer Maria Theresia, eines Josephs, eines Leopolds besaß, stets ein ruhiger, stiller Mann war, eines so furchtsamen Characters, daß er sich nicht einmahl getraute, in seinem Hause eine Hauptveränderung vorzunehmen; daß dieser Mann bloß deswegen, weil er ein allzufreyes in einem comischen Style abgefaßtes Lied

welches im fröhlichen Cirkel einer Gesellschaft bey Tische abgesungen ward, anhörte, über ein halbes Jahr im Gefängnisse schmachten mußte, dann seines einträglichen Amtes entsetzt, und aus den österreichischen Staaten verbannt ward? Wird man noch zweifeln, wenn man erfährt: daß dieses nähmliche Lied den Verfasser desselben zum Galgen führte, ohne daß irgend ein damahls bestandenes Gesetz eine solche Strafe für dergleichen Verbrechen erkannte?

Indessen hatte die Policey ihren Zweck durch dieses politische Auto-da-Fe erreicht. Graf Saurau ward geheimer Rath, und bald darauf Regierungs-Präsident *) wo-

*) Der gewesene Regierungs-Präsident, Graf Sauer, ein Mann in den besten Jahren, der geliebt nnd geachtet war, auch es seiner Rechtschaffenheit wegen verdiente, ward ohne daß man nur eine halb gegründete Ursache, angeben konnte, in den Ruhestand versetzt und der Staat mußte wieder eine Pension mehr bezahlen.

bey er noch immer die Geschäfte der Policey leitete.

Da man den Kaiser durch die Verhaftung und Bestrafung so vieler Jacobiner, welche der österreichischen Monarchie den Sturz gedroht hatten, überzeugte, daß er seine Sicherheit, die Aufrechthaltung seines Thrones nur der geheimen Policey zu verdanken habe, so ward ihre Macht noch mehr erweitert, und sie kann nun zermalmen, wen und wie es ihr beliebt. Gewiß hatte man zu Madrid unter Philipp II. nicht so sehr bey dem Worte Inquisition, gezittert, als man jetzt in Wien schreckhaft zusammen fährt, wenn von der geheimen Policey gesprochen wird. Auch war noch kein heimliches Gericht, von den Zeiten der Vehme, bis auf Venedigs Staats-Inquisition, so furchtbar, als diese geheime Anstalt. Ihre Gewalt ist unumschränkt. Alle ihre Verordnungen, welche an die untergeordneten Policey-Directionen in den Provinzen ergehen, fangen nicht mit der sonst gewöhnlichen Curial-Formul an: „Seine Majestät verordnet u. s. w.“ sondern:

„Seine Excellenz, Graf von Pergen, haben befohlen u. s. w." Dieses beweiset, daß sie unmittelbar nach Willkühr handelt, ohne vorher dem Kaiser, was doch alle Hofstellen jetzt noch, wenigstens zum Scheine thun müssen, Bericht zu erstatten, und dessen Gutachten abzuwarten.

Die Anzahl der nur in Wien besoldeten Policey-Spione beläuft sich ohne Uebertreibung wenigstens auf funfzehn tausend. Leute von allen Ständen, vom ersten Adel an, bis zum niedrigsten Taglöhner, vom Erzbischoffe, bis zum Meß-Priester, von der Creuz-Stern-Ordens-Dame, bis zur gemeinen Gassen-Nymphe, treiben dieses schändliche Gewerbe, schleichen im Finstern herum, und lauern auf jedes Wort, das gesprochen wird. So ungeheuer diese Menge von Banditen ist, so schien ihre Zahl der geheimen Policey noch nicht hinreichend, und es ward 1799 durch eine Verordnung allen k. k. Beamten anbefohlen, ja sogar ein Eid darüber abgenommen, vermöge dessen sie sich verpflichten mußten, alle diejenigen dem Staate, das heißt: der ge-

heimen Policey! anzugeben, welche zu freye Meinungen äußern. Großer Gott! welch ein schrecklicher Zustand für einen rechtschaffenen Familien-Vater, der nothgedrungen ist von seinem Amte zu leben, und jetzt keine andere Wahl hat: entweder mit seiner Familie zu erhungern, oder einen niederträchtigen heimlichen Anzeiger zu machen! *)

---

*) Wenn Oesterreich ohne geheime Spionerey nicht bestehen kann, so ist diese Verordnung sehr weise. Die geheime Policey kann nun alle besoldete Spione entlassen, und der Staat ersparet dadurch Millionen. Freylich kann man dieses ängstliche Lauern auf jedes Wort, dieses furchtsame Beobachten jeder Miene mit dem Posaunenrufe, welcher der ganzen Welt verkündet: Wie sehr Franz II. von seinem Volke geliebt wird, und wie glücklich sich dieses Volk unter seinem Zepter fühlet! nicht recht zusammen reimen. Die Nachwelt wird einst in Versuchung gerathen zu glauben: daß diese Liebe mehr aus Furcht, als aus innerlicher herz-

Sichtbar sind in Wien die Wirkungen dieser geheimen Spionerey. Aus allen Gesellschaften ist jedes Zutrauen gewichen. Man spricht kaum mehr vom Wetter ohne Furcht und Zagen. Der Gatte fürchtet von der Gattinn, der Vater vom Sohne verrathen zu werden. Die besten Freunde mißtrauen selbst dann einer dem andern, wenn sie sogar unter vier Augen sprechen, und an keinem Orte in der Welt hört man jetzt sich selbst die Warnung so oft wiederholen: Auch die Wände haben Ohren! Aber man kann sich auch keinen Begriff machen, wie weit die Tyranney dieser politischen Inquisition gehet. Als Buonaparte nicht weit von Wien stand, sagte ein guter Mann, der mit einigen Männern von Range über diese Angelegenheit in einem Caffeehause sprach: Buonaparte muß ein großer General seyn! Gleich den andern Tag ward er auch schon

---

licher Empfindung von dem größten Theile der Nation geäußert ward.

vor die Policey gefordert, und bekam einen tüchtigen Verweis, daß er sich unterfangen habe, einen feindlichen General zu loben! Man wollte ihn sogar des Landes verweisen; doch rettete ihn das noch vor dieser Strafe, daß er in einem angesehenen Privatdienste stand, wo man ihn nicht entbehren konnte. Er kam also bloß mit einem Verweise durch; jedoch ward ihm bedeutet, daß er, würde er sich noch einmahl eines solchen Verbrechens schuldig machen, ohne weiteres abgeschafft werden sollte.

Guter Kaiser! bey deinem so wohlwollenden, menschlichen, vortreflichen Herzen ist deine Regierung grausamer, als die Regierung des Dyonisius von Syracus! Dieser ließ doch den Marsias, einen seiner vornehmen Staats-Bedienten, aus der Ursache hinrichten, weil diesem Marsias träumte, er habe dem Tyrannen die Kehle abgeschnitten, und einem oft im Traume das vorzukommen pflegt, woran man viel bey Tage gedacht hat; aber die deine Gewalt mißbrauchenden Tyran-

nen morden in deinem Nahmen unschuldige Menschen, welche auch nicht einmahl solche Verbrechen, deren man sie beschuldigte, geträumt haben! Wüßtest du, wie sehr du an Liebe bey deinem Volke, an Achtung im Auslande verlierest, und an wahrem Ruhme bey der Nachwelt verlieren wirst, daß du ein solches Ungeheuer, geheime Policey genannt, frey und unangebunden in deinen Staaten herum wüthen lässest, du würdest dasselbe wieder in die Hölle, woraus es zum Unheile deiner Staaten sich losriß, zurückschicken, und für immer daselbst an unauflösbare Fesseln schmieden. Aber dir sind alle die Greuelthaten unbekannt; du hast keinen wahren Freund, der dir den Spiegel vorhielte, um dich darin erblicken zu lassen, was deine Vertrauten thun, und so bist du — zu bedauern! — —

Die geheime Policey darf von der Staats-Casse so viel Geld fordern, als sie will. Sie braucht sich wegen der Verwendung der Gelder bey der Staats-Buchhalterey durch keine Rechnungs-Belege auszuweisen, was alle

übrige Stellen thun müssen; sie darf weiter nichts, als angeben: zum geheimen Gebrauche. Ein glaubwürdiger Mann von der Staats-Buchhalterey hat mir die Versicherung zugeschickt: daß die Summen, welche jährlich zum geheimen Gebrauche ausgezahlt werden, einige Millionen betragen.

Diese Entdeckung einer Revolution, welche in den österreichischen Staaten habe ausbrechen sollen, zog eine Umänderung der Josephinischen Strafgesetze nach sich. Joseph hob alle Todes-Strafen auf, den einzigen Fall ausgenommen, wo bey wirklich ausgebrochenem Aufruhre jemand mit den Waffen ergriffen wird, und sich also des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Staates durch offenbare Thätlichkeit schuldig gemacht hat. Ein solcher Verbrecher sollte auf der Stelle durch ein Standrecht mit dem Stricke vom Leben zum Tode hingerichtet werden. Dieses Strafgesetz ward nicht nur für diesen Fall bestätiget, sondern auch noch dahin ausgedehnt, daß vom Tage der Kundmachung dieses Gesetzes an, alle diejenigen,

welche sich eines solchen Staatsverbrechens, wenn es auch nicht zum Ausbruche kommt; alle, welche sich der bloßen Mitwissenschaft desselben, wenn sie auch nicht Theil daran nehmen, schuldig machen, mit dem Stricke gestraft werden sollen. Unter diesen den Galgen verwirkenden Staats-Verbrechen wurden auch alle Schriften mit begriffen, welche das Verfahren der Regierung und ihre Verordnungen, oder auch nur die angesehenen öffentlichen Staats-Beamten critisiren.

Durch dieses Gesetz hatten nun alle, welche das Licht scheuen und einen gegründeten Tadel fürchten mußten, ein sicheres Bollwerk erhalten, hinter welchem sie ungehindert, und frey vor allem Angriffe, nach Wohlgefallen, handeln konnten. Wer darf es noch wagen, dem sein Hals lieb ist, den Monarchen von ihrem Unfuge, den sie öffentlich und ohne Scheu treiben, zu unterrichten? Wer darf es wagen, der Dollmetscher der Nation zu seyn, und ihre Klagen vor dem Thron zu bringen? Der schriftliche Weg ist zu dem Monarchen durch den Galgen verschranket, und daß ihm

mündlich nichts hinterbracht werde, was ihn aus dem Schlummer wecken könnte, dafür ist gesorgt. Alle, die ihn umgeben, sind Geschöpfe der das Ruder führenden Minister, welche den Monarchen sorgfältig bewachen, damit ihn niemand allein spreche, der Ansehen und Gewicht haben könnte, ihre Macht zu stürzen. Die öffentlichen Audienzen dürfen sie nicht fürchten. Wehe demjenigen der es wagen wollte, auf diesem Wege etwas gegen sie zu unternehmen, oder auch nur etwas Böses zu sagen! Da der Kaiser ihnen alles mittheilet, was man ihm bey Audienzen mündlich oder schriftlich entdeckt, so würde die Sonne zum letzten Mahle über einen solchen Verwegenen aufgegangen seyn.

Man fand, daß Leopold die Lese- und Schreib-Freyheit noch nicht genug eingeschränkt habe. Noch brach hier und da ein Lichtstrahl durch die verschlossenen Fensterladen, dessen Glanz sie nicht ertragen konnten von welchem sie fürchteten, daß er, würde er in einem Brennpunkt concentriret, ein für sie gefährliches Feuer entzünden könnte. Ein

neues Censur-Edict sollte alle Ritzen und Spalten so dicht verkleistern, daß auch nicht der Schatten eines Lichtes durchzudringen vermöchte. Die Censuren erhielten den geschärftesten Auftrag, die wachsamste Aufsicht über alle Bücher und Schriften zu haben, und alles zu verbieten worin der allerkleinste gefährlichste Grundsatz enthalten wäre. Diese Strenge erstreckt sich selbst auf diejenigen Bücher, welche zwar für die gute Sache geschrieben worden sind, aber doch ein einziger französischer Grundsatz, sey es auch nur, um ihn zu widerlegen, enthält *).

---

*) Dieses scharfe Verboth wird die österreichischen Schriftsteller in der schweren Kunst üben, etwas zu widerlegen, ohne es zu berühren. Diese Methode ist so schlimm nicht, als sie beym ersten Anblicke scheinet. Sie erleichtern das Widerlegungs-Handwerk außerordentlich, und hat auch den großen Vorzug, daß man auf solche Art jeden viel leichter und geschwinder überzeugen kann, sobald er den Statum quaestionis gar nicht kennet. Herr Leopold

Damit die schädliche Aufklärung weder im Lande, noch, so viel es sich vermeiden läßt, auch außerhalb, wenigstens nicht durch einheimische Schriftsteller, befördert und verbreitet werde, so darf keiner bey schwerer Geld: ja sogar auch körperlicher Strafe, je nachdem der Inhalt des Buches ist, sein Manuscript außer Landes drucken lassen, wenn die Censur den Druck desselben im Lande verbothen hat. Die Lesebibliotheken mußten die Verzeichnisse der auszuleihenden Bücher der Censur einsenden, woraus diejenigen als verbothen zum Ausleihen gestrichen wurden, welche eines etwas zu freyen Inhaltes über politische oder religiöse Gegenstände waren. Darunter waren nun eine Menge begriffen, welche unter Joseph mit Bewilligung der Censur gedruckt und öffentlich verkauft wur-

---

Aloys Hoffmann, und Herr Lorenz Leopold Haschka sind in dieser Kunst vortrefliche Meister. — Aber worin bestehet diese Kunst? Im Schimpfen!

den. Alle diese Vorkehrungen schienen indessen noch nicht hinlänglich, die schädliche Seuche der Aufklärung auszurotten. Man beschloß daher, um die österreichischen Unterthanen vor allem ansteckenden Gifte zu bewahren, auch die Privat-Bibliotheken zu reinigen, und zu verhindern, daß aus denselben keine pestartige Luft verbreitet würde. Nebst dem also, daß es ein Staats-Verbrechen ist, gewisse gefährliche Bücher selbst zu besitzen, so wird es noch ein agravans, dieselben durch Ausleihen an andere zu verbreiten. Ferner muß, sobald jemand stirbt, der eine Büchersammlung hinterläßt, welche verkauft werden soll, das Verzeichniß davon, ehe die Versteigerung statt haben darf, in die Censur geschickt werden. Befinden sich nun einige verbothene Werke darunter, so werden diese ohne weiteres confisciret, und der Werth davon den Erben — nicht ersetzt; — weil der Staat weniger verpflichtet ist, für das Eigenthum der Wittwen und Waisen, als für ihr politisches und moralisches Seelenheil zu sorgen.

Diese Censur-Strenge hat den Buchhandel in allen österreichischen Staaten ganz darnieder gedrückt. Diejenigen, welche unter Josephs Regierung so viel erworben haben, daß sie nun von ihren Renten leben können, treiben denselben noch als Belustigungs-Geschäft, um ihre alten Artikel, die noch nicht verbothen sind, nach und nach abzusetzen, ohne sich mit neuem Verlage zu befassen; die übrigen aber nähren sich vom Nachdrucke, oder sie gehen wenn sie hierzu nicht genug Geschicklichkeit besitzen, nach und nach zu Grunde. Die meisten Buchdruckereyen, welche unter Joseph voll auf zu thun hatten, feyern Wind, und erlöschen, wodurch denn eine Menge Leute brodlos, und an den Bettelstab gebracht wurden *).

---

*) Ein Buchdrucker aus Wien, von welchem ich diese Thatsachen erhielt, setzte hinzu: Ich hatte ein kleines Vermögen, das ich unter Joseph zur Errichtung meiner Buchdruckerey verwendete, weil ich mich auf die damahls bestandenen Gesetze verließ. Freylich hätte ich wis-

Unbedeutend war, was Leopold II. zur Begünstigung des Aberglaubens und der lächerlichen Andächteley that, gegen das, was unter Franz II. dafür geschieht. Unter seinem Vater steckten die geistlichen Scapine, Scaramuze, Arlequine und Hanswurste, welche Joseph II. von der Bühne ganz verjagt hatte, nur die Köpfe zwischen den Coulissen hervor; aber unter Franz II. traten sie in vollem Costüme wieder frey auf die Bühne, verdrängen vollends die gesunde Vernunft, und treiben ihre Gaukeleyen und Possenspiele unter lautem Beyfall-Klatschen des Hofes und

---

sen können, daß in einer unumschränkten Monarchie kein Gesetz lange gilt, und mein Vermögen lieber zum Wucher anwenden sollen; denn dieser wird am längsten in Oesterreich bestehen. Mein Zutrauen auf die Regierung hat mich also zum Bettler gemacht; doch bin ich deßwegen nicht muthlos. Ich denke: Gott hat es einst gegeben, der Teufel nimmt es nun in der Gestalt der geheimen Policey wieder, vielleicht giebt es Gott doch noch einmahl!

der Minister, ohne allen Scheu vor dem Volke. So finster war es nicht zu den Zeiten der Ferdinande, als es nun in Oesterreich anfängt, schwarze dunkle Nacht zu werden. Der Geist des damahligen Zeitalters entschuldiget manche fromme That dieser Monarchen; aber was kann Franz II. zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts entschuldigen, wenn er, anstatt durch eine tapfere Armee, und geschickte Generale, den Feind mit Ablässen schlagen will? Und doch that er es im Jahre 1794! Freylich muß man, um gerecht zu seyn, gestehen, daß der erste Gedanke dazu nicht aus seinem Kopfe kam. Der Cardinal Migaczi brachte diese Posse in Vorschlag, und der gute Kaiser willigte ein. Pius VI. dem Joseph II. die Reise des Kaisers Heinrichs IV. nach Rom einiger maßen vergalt, und ihn durch seine weise Reformation der geistlichen Misbräuche zwang, nach Wien zu kommen, Pius VI. ward aus eben der Kaiserstadt, wo schon eine Maria Theresia keine seiner Bullen ohne das Placitum regium anerkannte, und wo ihr gro-

ßer Nachfolger das usurpirte Ansehen desselben gänzlich vernichtete, mit den gehorsamsten, kindlichsten Bitten um die Ertheilung eines Jubiläi, oder vollkommenen Ablasses ersucht, welches Gesuch Pius VI. der seinem so frommen Sohne nichts abschlagen konnte, mit Freuden bewilligte. Zur Erlangung dieses vollkommenen Ablasses wurden in einer feyerlichen Procession die vier Hauptkirchen, zu Sanct Stephan, zum heiligen Michael, bey den Schotten auf der Freyung, und die Burgpfarre bey den Augustinern besucht, welcher Franz und seine Gemahlinn, die ganze kaiserliche Familie, sogar die kleinsten Erzherzoge, der ganze Hofstaat, alle Minister, alle Hof- und untergeordnete Stellen mit der größten Andacht beywohnten, und dem Volke ein erbauendes Beyspiel des frommen Glaubens gaben.

Dieses Jubiläum sollte einen doppelten Zweck bewirken. Erstens, und keine andächtige Seele zweifelte daran, hatte man die feste Ueberzeugung, daß von diesem Augen-

blicke an, die Franzosen überall würden geschlagen werden; zweytens sollte zum Probiersteine dienen, vermittelst dessen die guten getreuen Unterthanen von den Jacobinern unterschieden werden könnten. Der geheimen Polizey-Logik nach schloß man so: Wer nichts auf Ablässe hält, der ist kein guter catholischer Christ; wer kein guter catholischer Christ im ausgedehntesten Verstande dieses Wortes ist, der kann auch kein guter getreuer Unterthan seyn; folglich sind alle, welche diesen Ablaß nicht gewinnen, eingefleischte Jacobiner. Wirklich sah man Spione bey den vier Kirchen aufgestellt, welche genau Acht geben mußten, ob gewisse Personen, deren Grundsätze verdächtig waren, die Kirchen nach der vorgeschriebenen Ordnung besuchen, und sich so des Ablasses theilhaft machen. Nicht minder mußten diese Spürhunde an allen öffentlichen Orten den Leuten auf den Zahn fühlen, was selbige von diesem Ablasse halten. Diese Maaßregeln zwangen denn manchen vernünftigen Mann, das Possenspiel mitzumachen, um den Verdacht, er sey ein Jacobiner, von sich abzulehnen.

Es übersteigt alle Begriffe, wie träge, nachlässig und verworren jetzt der Gang der innern Geschäfte ist. Unter Leopold II hatte sich zwar schon jene schnelle von Joseph II eingeführte Geschäfts-Betreibung verloren; aber die Geschäfte giengen, wenn gleich keinen raschen, doch einen ordentlichen Schritt. Unter Franz II hingegen stocken selbige nicht nur öfters, sondern sie befinden sich in einer chaotischen Lage. Mich haben glaubwürdige Geschäfts-Männer versichert, daß sehr oft Bitt- und andere Schriften, welche an die Kriegs-Canzeley gehörten, an die ungarsche Hof-Canzeley, Schriften hingegen, welche dieser zur Entscheidung hätten vorgelegt werden sollen, an das Directorium gesandt wurden, und so umgekehrt. Diese Unordnung ist denn auch Ursache, daß die Bittsteller oft zehen, ja noch mehrere Mahle anfragen müssen, ohne einen Bescheid auf ihr eingereichtes Gesuch zu erhalten. Man sendet sie von Herodes zu Pilatus, und ist man des Überlaufens müde, so fertiget man sie damit ab: Ihre Schrift sey verlegt worden, sie sollen nur in einigen Monaten wieder anfragen.

Der Sporn, welcher die Beamten zur Thätigkeit antreibet, die Wachsamkeit des Monarchen, ist abgestumpft. Franz II. handelt nicht selbst; er läßt seine Stellen für sich handeln. Bey seiner Thronbesteigung that er es aus Mißtrauen in sich selbst; nun aus Gewohnheit. Dieses unbedingte Zutrauen schmeichelte und behagte unstreitig den ersten Beamten. Man suchte also, sich dabey zu erhalten, und den Monarchen von den Geschäften, so viel als möglich, immer mehr zu entfernen. Dieses gelang so gut, daß Franz, ungeachtet der anscheinenden Theilnahme an der Regierung, doch von dem Ganzen nichts mehr erfährt, als was man für gut erachtet, ihn wissen zu lassen. Der Präsident einer jeden Stelle kann nach seiner Willkühr handeln. Dieser, um nicht ein Sklave seines Dienstes seyn zu müssen, hält nicht so strenge auf Dienst, Fleiß und Ordnung bey den Hofräthen; welche sich aus der nähmlichen Ursache wieder nachsichtsvoll gegen die Unterbeamten betragen; und so gehet es bis auf den letzten herab. Diese gänzliche Abwesenheit

des Kaisers von den Geschäften erzeugt den größten Stellen-Despotismus, welcher so weit gehet, und so unversteckt sich zeiget, daß man allgemein in Wien nun überzeugt ist, man müsse, um etwas zu erlangen, die Genehmigung des Präsidenten und referirenden Hofrathes zu erhalten suchen; denn wollen diese nicht, so wird man abgewiesen, wenn auch der Monarch zehenmahl es versprochen und zugesagt hat. Man weiß Beyspiele, daß der Monarch gnädig sein Wort gab, dieses oder jenes solle gewiß geschehen, und doch ward dem Bittsteller sein Gesuch abgeschlagen; aber nie wurde das verweigert, was der Präsident oder Hofrath zugesagt hatten. Ob solche Willkührlichkeiten der Stellen einem Monarchen Achtung und Zufriedenheit mit seiner Regierung im Allgemeinen erwerben können? ist eine Frage, welche von Ministern und Präsidenten sicher bejahet wird.

Um den Monarchen zu verhindern, daß er nicht doch einmahl darauf verfalle, sich mit dem Wesentlichen der Geschäftsleitung abgeben zu wollen, ist man unablässig bemü-

het, ihn mit kleinlichen Unterhaltungen in seinem häuslichen Cirkel zu beschäftigen, wozu die Kaiserinn treulich mitwirket. Diese Frau, welche ihren Gemahl mit ehelicher Treue und Zärtlichkeit liebet, ihm auch jedes Jahr mit einem Pfande ihrer heißen Liebe beschenket, die kein größeres Glück kennt, als den Kaiser stets an ihrer Seite zu haben, sich so ungern von ihm trennet, daß sie ihn bey allen öffentlichen Functionen, welche durch ihn, als Kaiser und König, doch selbst persönlich, und nicht durch Stellvertreter, verrichtet werden müssen, überall begleitet, was sonst nie gewöhnlich war; diese Frau hat keinen andern Gedanken, als stets neue Unterhaltungen und Spiele zu erfinden, um ihrem Gemahle die lange Weile zu vertreiben, und ihn so an ihrer Seite fest zu halten. In dem Sommer-Schlosse zu Laxenburg, dem Lieblings-Aufenthalts-Orte beyder Majestäten, werden Marionetten-Spiele gehalten; auch von der Hofdienerschaft, dem Kaiser und der Kaiserinn selbst andere geschmackvolle Lust- und Singspiele aufgeführet, als da sind: die fürchterliche Hexe Megära von

Hafner, wobey die Monarchinn die Hauptrolle zur Zufriedenheit aller Zuschauer gespielet haben soll. Da aber dieses nur Unterhaltungen für den Abend sind; da der Tag auch angenehm und kurzweilig zugebracht seyn will, so weiß das erfinderische Genie der Monarchinn die langsam schleichenden Stunden desselben durch allerley Ergötzlichkeiten zu beflügeln. Man fängt mit der Angel Fische; fährt in Kähnen auf dem Teiche herum, wobey seine Majestät der Kaiser das Ruder sehr geschickt zu führen wissen; spielet wieder zur Abwechslung blinde Kuh, oder Verstecken, und verscherzet so in aller Unschuld den größten Theil des Tages. Zu den letztern Unterhaltungen, weil sich selbander doch nicht gut blinde Kuh und Verstecken spielen läßt, werden die Cammermädchen, oder, wie sie in der Wiener-Hofsprache heißen: Cammermenscher und einige vertraute Günstlinge aus dem geheimen Cabinette und der Dienerschaft gezogen.*)

---

*) Dieser kaiserliche Zeitvertreib ist kein Geheimniß. Ganz Wien spricht davon, und macht, jeder nach

Eine solche kaiserliche Unterhaltung soll einem verdienstvollen, würdigen und berühmten Manne das allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, und denselben aus seiner Wohnung vertrieben haben. Baron von Swieten, welcher sich um Litteratur und Aufklärung so große Verdienste in Oesterreich erwarb, unter Joseph Studien- und Censur-Präsident, auch kaiserlicher königlicher Hof-Bibliothecar bekleidete, unter Leopold das Studien- und Censur-Präsidium verlor, weil er ein zu großer Freund der Aufklärung war, und unter Franz ganz vernachlässiget wird, hatte seine Wohnung an der kaiserlich-königlichen Bibliothek,

---

seiner Art, verschiedene Glossen darüber. Man hat mich versichert, daß die Mitspielenden selbst sich der hohen Gnade, zu diesen Spielen gezogen zu werden, öffentlich rühmen. Möchten doch die Großen einsehen lernen, daß sie keine gefährlichere Spione haben, als ihre Diener, und vor denen wenigstens das zu verbergen suchen, was die Anständigkeit nicht gern bekannt werden läßt, wenn man anders nicht stumpf gegen allen Ruhm ist!

wovon einige Fenster in der zwischen der Bibliothek und der Burg befindlichen Graben gingen. Baron von Swieten, ein großer Freund der Musik, selbst ein guter Clavierspieler, und geschickter Tonsetzer, hat öfters Musiken bey sich, wo die Werke der größten Meister gegeben werden. Nun fügte sich, daß an einem solchen Tage, wo eben bey dem Baron große Musik und eine Gesellschaft von einigen hundert Personen war, Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserinn in dem Graben sich erlustigten, und Franz, seinen künftigen Thronfolger, den kleinen Erzherzog Ferdinand, in der Schieb-Truhe*) herumgefahren haben soll. Einer der anwesenden Gäste sah dieses Spiel, und rief zum Fenster hinaus: Ein Kaiser könnte sich auch auf eine nützlichere und anständigere Art beschäftigen! Diese Stimme aus der Luft war ein Donnerschlag in den kaiserlichen Ohren. Man wußte nicht gleich, woher sie erschallte, und forschte auf das sorgfältigste darnach. Endlich war

*) Im Schiebkarren.

man nach langem hin und her rathen einig, daß sie nirgends anders habe herkommen können, als aus der Wohnung des Baron van Swieten. Den andern Tag ward derselbe sogleich zum Monarchen berufen, welcher ihm seinen allerhöchsten Unwillen über diese Frechheit bezeigte, und ausdrücklich von ihm verlangte, bey Vermeidung der gänzlichen Ungnade, den Verwegenen zu nennen, welcher sich erkühnte, die Unterhaltung des Monarchen auf eine so ungezogene Art zu tadeln. Van Swieten entschuldigte sich mit seiner gänzlichen Unwissenheit dieses Vorfalles, und zeigte die Unmöglichkeit, dem Verlangen des Monarchen Folge leisten zu können, weil er erstens unter so vielen Menschen nicht eines Jeden Thun und Lassen habe bemerken noch weniger wissen können, wer in diesem Augenblicke an dem Fenster stand. Lange wollte Franz diese sehr gegründete Entschuldigung nicht gelten lassen. Endlich stand er doch von seiner Forderung, den Verbrecher zu nennen, ab; der Baron van Swieten wurde mit sichtbaren Zeichen seines Mißfallens entlassen und erhielt noch an dem

nähmlichen Tage den Befehl die Wohnung zu räumen.

Ich will die Wahrheit dieser Anecdote nicht verbürgen. Aber so viel ist wahr, daß Baron van Swieten wirklich seine Wohnung, welche seit langer Zeit immer von dem Hof-Bibliothecar bewohnt ward, in möglichster Eile verlassen mußte, und daß die Fenster, welche in diesen Graben giengen, weil er nicht sobald ein anderes Haus finden konnte, auf der Stelle zugemauert wurden. Auch haben mich Männer, deren Wort Glauben verdienet, heilig versichert, daß man allgemein in Wien diese Anecdote, als die Ursache, warum van Swieten ausziehen mußte, angegeben habe.

Es würde vielleicht doch gefährlich seyn, dem Monarchen fühlen zu lassen, daß er nur den Namen eines Herrschers führe, seine Günstlinge aber die Gewalt desselben besitzen. Man suchet daher Seine Majestät in der Meinung, als herrschen Sie durch ihre Minister, dadurch zu erhalten, daß man Sie eine Menge unwesentlicher Aenderungen machen läßt. Darunter gehöret nun bald die Absonderung dieser oder jener

Stellen von einander; bald wieder die Vereinigung einiger bisher getrennten Stellen; die Umschaffung der ehemaligen böhmisch-österreichischen Hof-Canzley in das jetzige Directorium, und mehr dergleichen, woraus nicht der geringste Vortheil für den Gang der Geschäfte erwächst. Mit solchen Wichtigkeiten beschäftiget man den guten Monarchen, und hält ihn damit ab, sich mit den wesentlichen Regierungs-Geschäften zu befassen.

Nie wurden im Ministerium und bey Besetzung der Präsidenten- und anderer Stellen so viele Veränderungen getroffen, als unter Franzens Regierung. Man hat Beyspiele, daß mancher Präsident, kaum einer Stelle vorgesetzt war, sich kaum mit dem Gange der Geschäfte seines Departemens bekannt gemacht, und einige Routine dabey erworben hatte, als er auch schon wieder abgesetzt, oder befördert ward; je nachdem er den allgewaltigen Lenkern des Staats-Ruders mehr oder weniger mißfiel. Das Directorium hatte in Zeit von drey höchstens vier Jahren drey Directorial-Minister; den Grafen Leopold Collowrat, den Grafen Rottenhahn,

und den Grafen Lasczansky. Ob die Geschäfte dabey gewinnen? mögen diejenigen entscheiden, welche genauer damit bekannt sind. Daß aber nicht Sorge für das allgemeine Wohl Schuld an diesen vielfältigen Veränderungen seyn mag, unterlieget keinem Zweifel. Diese würde erst sorgfältig prüfen, ehe sie eine so wichtige Stelle besetzt, und nicht so schnell wieder abdanken, oder befördern. Ersteres ist ein Beweis der Untauglichkeit; und sie giebt nicht so leicht dem Untauglichen ein Amt; letzteres setzt Verdienste voraus, welche man sich in so kurzer Zeit bey einem neuen Amte nicht erwerben kann. In keinem Staate sind die Ehrenstellen schwankender, als wo zwey oder drey Günstlinge das Ruder führen. Jeder will nur seine Geschöpfe befördert wissen; und so ist die Cabale in ernstloser Thätigkeit, und stürzet bald diesen, oder jenen, je nachdem es ihr persönlicher Vortheil, und die Erhaltung ihrer eigenen Größe für dienlich erachtet.

Das Beste, was unter dieses Monarchen Regierung geschahe, ist der Entwurf eines neuen

bürgerlichen Gesetzbuches, da das Josephinische höchst unvollständig, unbestimmt, mit einem Worte: äußerst fehlerhaft ist. Hier befolgte Franz unstreitig einen weiseren, zweckmäßigeren Plan, als Joseph, welcher von einem einzigen Manne, dem Hofrathe Kees, seine Gesetze machen ließ. Man kann diesem Manne nicht absprechen, daß er wirklich viele Kenntnisse und Geschicklichkeit besitzt, auch ein großer Rechtsgelehrter, ein guter Arbeiter, ein sehr thätiger Mann ist; aber die Kräfte eines einzelnen, und wäre er der Weiseste, reichen zu einem solchen Werke nicht hin. Sollen die Gesetze gut seyn; so müssen sie sich auf die Denkungs- und Empfindungsart der Nation gründen; müssen, so viel als möglich, anwendbar auf alle vorkommende Fälle seyn; wie kann der einzelne Mann einer so viel umfassenden Forderung Genüge leisten? Diesem Fehler wich Franz dadurch aus, daß er sehr weislich eine eigene Commission ernannte, welche die bestehenden Gesetze untersuchen, das Fehlerhafte darin verbessern, und das Mangelnde ergänzen sollte. Sobald das Gesetzbuch entworfen war, mußte es an alle Gerichtstellen zur Ein-

sicht geschickt werden, welche ihre Bemerkungen darüber schriftlich mitzutheilen hatten, hauptsächlich aber anzeigen mußten: ob die Gesetze auf alle ihnen vorgekommene Fälle paßten. Es ließ sich erwarten, daß dieses neue Gesetzbuch die alten Theresianischen nnd Josephinischen Gesetzbücher an Vollkommenheit sehr weit zurück lassen würde. Man hat mich versichert, daß der neue Codex, ob er gleich nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, doch wirklich sehr viele Vorzüge vor seinen Vorfahren habe, und einen Platz unter den bessern neuen Gesetzbüchern anderer Reiche verdiene; ja daß er sogar den ersten unter den besten hätte behaupten können, würden bey der Commission, welche die Gesetze entwarf, mehr Philosophen als Rechtsgelehrte, beygesessen haben. Das hätte nun freylich seyn müssen, Gesetze entwerfen sollen eigentlich nur die Philosophie, die Rechtsgelehrten nichts, als prüfen. Indessen siehet man doch daraus, wie geneigt Franz ist, wirklich gute Rathschläge zu befolgen; man siehet daraus, daß er recht gern das Wohl seiner Staaten befördern

möchte, und daß Oesterreich unter seiner Regierung bey dem guten vortrefflichen Herzen, das er von der Natur erhielt, sehr glücklich seyn würde, hätte er lauter rechtschaffene, weise und biedere Rathgeber an der Seite.

Ungerecht ist die Beschuldigung, die man dem Kaiser machet, als hätte er die Veranlassung zu diesem, man kann mit allem Rechte behaupten, für ganz Europa, ja selbst für die andern Welttheile so verderblichen Kriege gegeben. Nein! Franz zündete die wüthende Fackel des Krieges nicht an; seine Hand entfesselte nicht das Ungeheuer, welches so viele Jahre hindurch fruchtbare Aecker verheerte, Städte und Dörfer in rauchende Schutthaufen verwandelte, Millionen Menschen erwürgte. Pilnitz war die Cyclopen-Höhle, wo die Donnerkeile des Krieges gegen Frankreich geschmiedet wurden; und Franz veranlaßte nicht den Pilnitzer Congreß. Die Crone saß noch kaum auf seinem Haupte, als diese unglückliche Fehde begann, wozu Leopold, Friedrich Wilhelm, Artois, Bischofs-

werder und Spielmann den Absagebrief unterzeichneten, und deren Ausbruch die Erklärung der österreichischen Staats-Canzeley im Namen, aber auch nur im Namen, nicht mit Vorwissen des jungen Königs von Ungarn und Böhmen:" daß er ganz den gegebenen Erklärungen seines Vaters getreu bleibe, veranlaßte. Aber daß diese alles verzehrende Fackel fortbraunte, daß sie, da sie zu erlöschen schien, von ihm jetzt wieder angezündet ward, ist so weit seine Schuld, weil er sein Ohr denjenigen neiget, welche aus vollen Kräften die Fesseln zerbrachen, womit redlich gesinnte Männer dieses Höllenungeheuer wieder anschmieden wollten; daß er sich durch ihre Einlispelungen bewegen ließ, denjenigen zu mißtrauen, sie für Jacobiner zu halten, welche zum Frieden riethen. So ward Mak, der sich durch den zwanzig Tage dauernden Krieg Neapels gegen Frankreich am berühmtesten gemacht hat, in den Ruhestand gesetzt, und von der Armee entfernt, weil er nach der Einnahme vor Valenciennes dem Kaiser rieth, Frieden zu schließen, da dieses der

glücklichste Zeitpunkt für Oesterreich wäre, dem Kriege ruhmvoll und vortheilhaft ein Ende zu machen; weil er vorher sagte, daß bey fortgesetzten Feindseligkeiten, nicht nur die gemachten Eroberungen, sondern auch die österreichischen Niederlande, ja selbst vielleicht der Theil von Deutschland jenseits des Rheines verloren gehen müßten. *) So wußte man es

---

*) Dieser Rath, diese Vorhersagung gereichet dem unglücklichen General Mak zum Ruhme; und beweiset, daß es ihm an militairischen und politischen Kenntnissen nicht fehlet. Ich kannte ihn, da er noch Oberlieutenant bey dem Lacischen Carabiner-Regimente war, als einen thätigen, fleißigen, seinen Geist bildenden Mann, der sich mit Eifer auf die Wissenschaften legte. Selbst Maks Feinde müssen ihm das Zeugniß geben, daß er in vielen Fächern nicht gemeine nicht bloß oberflächliche Kenntnisse besitzet. Für seine militairische Verdienste spricht Laudons Zeugniß, welcher der neuern Feldherrn kann es verwerfen? — am besten. Mak hatte sich im Türkenkriege ausgezeichnet, und schwang sich zu dem Range eines Obristen hinauf. Als Laudon die

dahin zu bringen, daß selbst der General Rol-lin, der Lehrer des Kaisers in der Kriegskunst,

---

Oberbefehlshaberstelle bey der Armee übernahm, vertraute er ihm manchen wichtigen Posten an, und empfahl ihn dem Kaiser Joseph mit folgenden Worten: Mak ist zwar nur Obrister; aber er verdient General zu seyn! Man hat Unrecht, daß man diesen Mann wegen des unglücklich ausgefallenen Unternehmens des Ministeriums von Neapel gegen Frankreich so sehr herabwürdiget. Alle Umstände genau erwogen, so fällt auf Maken wohl der kleinste Theil der Schuld; und sein größter Fehler war, daß er es übernahm, eine Armee, welche in den Waffen ungeübt, theils schon mißvergnügt, theils muthlos war, anzuführen. An der Spitze österreichischer Truppen würde er vielleicht mehr gethan haben. Es ist überhaupt ein Fehler, wenn man den Werth eines Mannes und seinen Ruhm nach einer einzigen That beurtheilet, und schändet. Doch leider hat Wieland in seinem Amadis eine große Wahrheit gesungen:

Den Ruhm zu verdunkeln von tausend schönen Thaten,
Darf, leider! uns nur die tausend und eine mißrathen!

der die größte Gunst beyder Majestäten in so hohem Grade besaß, daß sowohl der Kaiser als die Kaiserin ihn öfters mit ihren Besuchen beehrten, in dem Verdacht eines Erzjacobiners fiel, weil er, als ein einsichtsvoller, redlicher Patriot gleichfalls zum Frieden gerathen hatte. Er ward von Wien entfernt und nach Wiener-Neustadt dem bekannten Sprichworte zu Folge: promoveatur ut amoveatur! befördert.

Ein starker Anbläser der ersten Kriegsflammen, war der alte Fürst von Rittberg-Kaunitz, ein Mann, der zwar viele Kenntnisse besaß, Wissenschaften und Künste liebte und schätzte; der Gelehrte und Künstler in seine Gesellschaften, an seine Tafel zog; sich öfters mit ihnen in ein Gespräch einließ, höflich und artig gegen sie war, während daß er Männer vom ersten Adel, selbst Gesandte, oft ohne ein Wort mit ihnen zu reden, stehen ließ, und sie mit Stolz behandelte; der aber auch eine fast unausstehliche Eitelkeit, einen beleidigenden Hochmuth besaß, seinen eigenen Werth und seine Verdienste selbst vergötterte,

und über sich keinen an Weisheit, Einsicht und Kenntnissen erblickte, wodurch seine übrigen Vorzüge gewaltig verdunkelt wurden. Er hatte eine solche Furcht vor dem Tode, daß man ihm nie sagen durfte: dieser oder jener ist gestorben. Selbst das Absterben des Monarchen durfte ihm nicht anders bekannt gemacht werden, als durch die Formel: Seine Majestät der König von Ungarn und Böhmen, (sonst müßte es heißen: Seine Majestät der Kaiser) haben das unterzeichnet.

Fürst Kaunitz that sich von allen seinen Unterhandlungen auf die Allianz mit Frankreich, und die durch ihn zu Stande gebrachte Vermählung Marien Antoinettens, mit Ludwig XVI. am meisten zu gut. Er glaubte, Oesterreich durch diesen Meisterstreich zu einer außerordentlichen politischen Bedeutenheit gebracht, sich selbst aber einen unsterblichen Ruhm erworben zu haben. Dieses sein schönstes Werk ward durch die Revolution zerstöret; denn der Einfluß der Königinn auf den König zum Vortheile Oesterreichs ward durch die neue Con-

stitution zwar nicht aufgehoben, aber doch aller Kraft und Wirkung auf das Interesse beyder Staaten beraubt. Konnte er nun den Franzosen dieses verzeihen? Er, der auf seinen Monarchen, den Kaiser Joseph, nicht gut zu sprechen war, weil dieser ihn nicht bey allen seinen Einrichtungen stets um Rath gefragt hatte? Konnte er diejenige Erzherzogin von Oesterreich, welche er zur Königin von Frankreich gemacht hatte, ihres Ansehens, ihrer Macht, ihres Einflusses auf die Staatsgeschäfte berauben lassen? Mit Freuden stimmte er dem Entschlusse Leopolds bey, Krieg gegen Frankreich anzufachen; mit Entzücken bließ er die Flamme desselben, nach Leopolds Tode, da der neue Monarch sich ihm gänzlich anvertraute, ihm die Leitung der Geschäfte ganz überließ, mit vollen Backen an, daß sie hell aufloderte.

Nach dem Tode des Fürsten Kaunitz kam Baron Thugut an das Staatsruder 1793. Er soll von einer Fischerfamilie abstammen, welche Thunichtgut geheißen hat. Man er-

zählt: sein Großvater habe den Kaiser Carl VI. in einer stürmischen Nacht über die Donau gesetzt, und zum Lohn, daß er den Kaiser ohne Gefahr an das Land gebracht habe, veränderte dieser seinen Namen in Thugut, und ihn in den Adelstand. Man hat auf den jetzigen Staats-Minister aus dieser Ursache folgende Verse in Wien verbreitet:

Als einst dein Ahnherr, Thunichtgut das Ruder führte
Von jenem Kahn, worin bey stürmisch finstrer Nacht
Der Kaiser Carol fuhr, und es so gut regierten,
Daß er den Kaiser hat ganz wohl ans Land gebracht,
Hat Carl nun diesen Dienst in Gnaden zu erkennen,
Thugut, statt Thunichtgut den braven Mann genannt.
Da du des Staates Schiff so schlecht mit deiner Hand
Regierst, soll man dich Thunichtgut auch wieder nennen!

Jedermann erwartete von ihm, da er den Ruf eines geschickten Mannes hatte, daß er, statt das Kriegesfeuer noch mehr anzuschüren, aus allen Kräften beytragen würde, dasselbe zu löschen. Aber der Erfolg zeigte, wie sehr man sich in dieser Erwartung von ihm geirrt hatte. Thugut wußte sich, ungeachtet der erste Adel, den es verdroß, daß ein ganz neu geadelter Baron eine der ersten Würde im Staate erhielt, welche nur für sechzehenahnige Köpfe, wenn sie auch leer sind, geschaffen seyn sollte, sehr gegen ihn arbeitete, nicht nur in seinem Posten zu behaupten, sondern auch nach und nach so die Gunst und das Zutrauen des Monarchen zu erwerben, daß er denselben ganz nach seinem Willen lenket, und von ihm nur einzig und allein angehört wird. Thugut ist ganz das Echo des englischen Ministers Pitt. Was dieser sagt, wiederhallt jener. Ob es bloß aus persönlicher Zuneigung gegen den großen Pitt, und aus Achtung für dessen besondere Talente geschiehet; oder ob der Glanz des englischen Goldes, wie man in Wien sehr viel der Mei-

nung ist, eine so überzeugende Kraft für die Wahrheit alles dessen, was Pitt vorschlägt, besitzet, will ich nicht entscheiden. Daß aber das Wiener Cabinet von England unumschränkt beherrscht wird, nichts thut, und spricht, als was Pitt gethan und gesprochen haben will, ist, leider! durch Thatsachen erwiesen.

So ungerecht und falsch auch die Beschuldigung wirklich seyn mag, welche viele dem Baron Thugut machen; als werde er von Pitt erkauft, um den Kaiser bey den kriegerischen Gesinnungen gegen Frankreich zu erhalten; so würde es doch diesem österreichischen Minister der auswärtigen Geschäfte nicht so leicht seyn, die Ursachen, welche er für die Fortsetzung des Krieges hat, öffentlich bekannt zu machen, und dieselben gegen die gegründeten Einwürfe vor dem Richterstuhle seiner Nation, vor den Augen der ganzen vernünftigen Welt zu vertheidigen. Die Beweggründe, welche Pitt hat, Frankreich zu bekriegen, können unmöglich zur Rechtfertigung,

oder auch nur zur Entschuldigung für Oesterreich dienen. Was hat England in diesem Kriege gewagt? Nichts, als Geld, welches diese Despotin der Meere als Subsidien an Preußen bezahlte, und dem Kaiser gegen hohe Procente wohl versichert darlieh; dagegen gewann es den Alleinhandel der ganzen Welt, und zog dadurch mehr Geld in sein Land, als durch die Subsidien und Darlehne ausflossen. Wenn Pitt die Vortheile seiner Nation vorrechnet, die ihr aus diesem Kriege erwachsen sind, so sind es keinesweges nur vorgespiegelte, oder eingebildete Vortheile; nein! es sind wesentliche, welche nur seine Feinde läugnen können, ohne jedoch das Gegentheil zu erweisen. Auch siehet der größte Theil der Nation diese Vortheile ein, und daher ist es begreiflich, wie Pitt alle seine Vorschläge, alle seine Eingriffe in die Rechte und ehemaligen Freyheiten dieser sonst auf ihre Verfassung so stolzen Nation durchsetzen kann. Der Engländer, welcher im Durchschnitt nur Kaufmann ist, vergißt über die Berechnung des großen Gewinnstes, den er

nun macht, und in Zukunft noch machen kann, gern, daß er in dem Grade ärmer an Freyheit wird, als sein Reichthum an Geld zunimmt. Der Adel, und auch dieser ist größtentheils Kaufmann, glaubt die Erhaltung seiner Vorrechte zu gewinnen, und diejenigen, welche durch diese zwey Beweggründe nicht geblendet werden, betäubt so sehr der Stolz, welchen der Engländer im hohen Grade besitzet, wenn er siehet und höret, wie vor seinen Kriegsschiffen alle Mächte der Erde die Flagge streichen, daß er in diesem Rausche die Fessel nicht fühlet, welche ihm der Despotismus anleget.

Es ist wahr, daß die Abgaben, welche der Britte seinem unumschränkten Beherrscher, dem Pitt, zahlen muß, ungeheuer sind; aber sie übersteigen nicht das Vermögen des Gebers, und sind nichts weniger als drückend. Wer statt zehen Guineen, von denen er zwey dem Staate bezahlen mußte, nun zwanzig gewinnet, kann von den andern zehen gern die Hälfte geben, und er befindet sich noch

immer in sehr großem Vortheil. Nicht nur Deutschland, nicht nur Europa, beynahe alle Welttheile empfinden schon jetzt Brittaniens tyrannische Herrschaft über die Meere. Der ganze Handel ist auf dieser Insel in einem Punkte vereinigt, und sie versiehet allein die übrigen Reiche mit den Produkten, welche wahres Bedürfniß, oder Luxus unentbehrlich gemacht haben. Durch sein Monopol hat es sich zum Säkel-Meister aller Nationen aufgeworfen, und Europa wird künftig nur so viel baares Geld haben, als es dieser Königin der Meere gefällig seyn wird, demselben zu lassen. Wer kann England diese Oberherrschaft entreißen? Frankreich, das allein im Stande wäre, demselben das Gleichgewicht zu halten, hat keine Seemacht, und kann, weil es durch die Mächte des festen Landes von allen Seiten bekriegt wird, gegen welche es seine ganze Kraft anstrengen muß, an die Errichtung einer ansehnlichen Flotte gar nicht denken. Dieses war **Pitts** Absicht, und ist es auch noch: Frankreich, wo nicht ganz zu vernichten, doch wenigstens so zu schwä-

chen, daß es mit aller möglichen Anstrengung der Herrschaft Groß-Brittaniens nicht gefährlich seyn, noch je gefährlich werden kann. Auf diesem einzigen Zweck arbeitete Pitt beständig hin. Die Unternehmung auf Quiberon hatte keine andere Absicht nach der Aussage des unverwerflichsten Zeugens, des Marquis *de Greta* welcher beym Duc de *Bourbon* aide de Camp war, und wegen dieser Unternehmung unterhandelte. Er gestand selbst: „Es war darauf abgesehen, uns „aufzuopfern. England hatte keine andere „Absicht, als die französische Marine gänz„lich zu zerstören, und diesem Reiche auch „das entfernteste Mittel zu rauben, eine „furchtbare Seemacht je wieder errichten zu „können. Darum wurden zu dieser Unter„nehmung meistens nur versuchte und ge„schickte, ehemalige französische See-Officiere „gebraucht, um sie auf die Schlachtbank zu „führen, und durch ihren Untergang Frank„reichs Seemacht für die Zukunft nicht so„bald fürchten zu dürfen, da es demselben „an tüchtigen Seeleuten dann fehlen würde,

„ die es auch keine Hoffnung haben sollte,
„ sobald zu ersetzen, indem selbst die ausgewanderten aufgerieben wurden, um ja nicht
„ wieder einst in ihr Vaterland zurückkehren
„ zu können." Die Fortschritte der alliirten Waffen bekümmerten England gar nicht; ja man findet Beyspiele in diesem Kriege, daß England manchmal sogar seine Alliirten verhinderte, Eroberungen zu machen. Sie sollten ja nicht gewinnen; sie sollten weiter nichts, als Frankreich so sehr beschäftigen, daß England zur See freyes ungezwungenes Spiel hätte, und in andern Welttheilen erobern könnte. Diese Absicht hat es erreicht. Aus allen kriegführenden Mächten kann England allein mit Wahrheit sagen: Ich habe an Geld und an Besitzungen gewonnen; daß es dieselben wieder so leicht verlieren soll, hat es nicht zu fürchten. Es scheint, daß die übrigen Mächte Europens nicht einsehen wollen, wie gefährlich für ihr eigenes Wohl es ist, wenn sie selbst aus vollen Kräften dahin arbeiten, daß die englische Seemacht, welche schon jetzt eine so furchtbare Größe erreicht hat, daß ihr alle

vereinigten Seemächte kaum mehr in Stand sind, die Spitze zu biethen, noch immer zu einem höhern Grade von Furchtbarkeit steigen kann; oder daß sie ihre Ohnmacht fühlen, und sich aus sclavischer Furcht freywillig unter die Befehle Groß=Brittaniens schmiegen, um zu verhindern, daß nicht eine englische Flotte Ihnen an ihren eigenen Küsten noch härtere Gesetze vorschreibe.

Wenn daher Pitt standhaft verharret, den Krieg gegen Frankreich so lange als möglich fortzusetzen, so kann er mit allem Rechte die Nation versichern, daß es ihr Wohl erfordere, mit Frankreich noch sobald nicht, wenigstens so lange nicht, als Frankreich noch einige Kräfte hat, Frieden zu schließen; denn es ist zu vermuthen, daß England um alle die Vortheile, welche ihm Pitt durch so große Aufopferungen verschafft hat, kommen würde, sollte Frankreich in Stand seyn sich den Absichten Englands, Herr des Handels der ganzen Welt zu bleiben, mit Nachdruck zu widersetzen. Freylich erkauft England seine

Vortheile mit dem Verderben des ganzen Europa. Aber: mag die Welt zu Trümmern gehen, wenn nur ich fest stehe! dieß ist Pitts Grundsatz; und wenn er gleich nach den Gesetzen der Menschlichkeit nicht zu billigen ist, so rechtfertiget ihn doch die Politik, und die Vorliebe für das Wohl, die Größe, den Reichthum, die Macht seines Vaterlandes, das einen nicht zu berechnenden Gewinnst dadurch erhält.

Kann aber Thugut das nähmliche seiner Nation sagen, was Pitt der englischen Nation mit allem Rechte sagt? Und, wenn er es sagt, wird der Oesterreicher ihm so auf sein bloßes Wort glauben, wie der Engländer seinem Minister wirklich glaubet, weil er durch den sichtbaren Vortheil von der Wahrheit der Worte Pitts überzeugt ist? Ich glaube, es würde dem Baron Thugut äußerst hart fallen, wenn er — nicht die in diesem Kriege errungenen Vortheile, sondern nur, daß Oesterreich nichts durch denselben verlor, — beweisen sollte. Doch hier-

von wird sich die Gelegenheit darbiethen, an einem andern Orte zu sprechen.

Der Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen ward von Seiten Frankreichs auf die bestimmte Erklärung Oesterreichs, daß es in die Forderungen Frankreichs nicht einwilligen werde, im April 1792 erklärt. Oesterreich und Preußen waren schon im Geheim dazu gerüstet; denn beyde Mächte hatten ja diesen Schlag nicht nur vorgesehen, sondern sogar bereitet. Indeß betrug die ganze vereinigte Macht höchstens achtzig tausend Mann, welche unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig ganz Frankreich erobern, zerstückeln, die neue Constitution vernichten, und in dem Theile, welcher für das Königreich Frankreich bestimmt blieb, die alte Monarchie wieder einführen sollte. Einige unbedeutende Gefechte, welche zum Vortheile der österreichisch-preußischen Armee ausfielen, der Einzug in Longwy und Verdun flößten so viel Zutrauen ein, daß man glaubte: der ganze Krieg würde in einem

Feldzuge geendet seyn. Die Kriegs-Berichte, welche der Wiener Hof in den sogenannten Extrablättern herausgab, waren so abgefaßt, daß die Franzosen, meistens in den österreichischen Staaten, und vorzüglich in Wien, als die feigsten, unerfahrensten Krieger Europens angesehen wurden; und mit Recht dafür angesehen werden konnten, wenn es Wahrheit, und nicht Uebertreibung war, daß hundert, auch mehrere vor zehen, funfzehen, höchstens zwanzig österreichischen Soldaten, wo sich diese nur sehen ließen, ohne alle Gegenwehre davon liefen. Man hielt so wenig von der französischen Armee, verachtete die Kämpfer für Freyheit und Gleichheit so sehr, daß ein österreichischer Hauptmann, als sein Regiment Befehl erhielt, nach den Niederlanden aufzubrechen, in einem ziemlich bramarbasirenden Tone sagte: Ich bin noch unentschlossen, ob ich meine Hetzpeitsche, oder meinen Degen mitnehmen soll; Denn ich glaube ich werde die erstere mehr, als den letzteren brauchen. Der nähmliche Hauptmann ward aber

bald nach seiner Ankunft in den Niederlanden in einem Scharmützel, wo die Oesterreicher viel stärker, als die Franzosen waren, verwundet und gefangen. Bey seiner Zurückkunft nach Wien fragte ihn ein alter Officier, der seine ehemaligen Prahlereyen stillschweigend und mit Bedauern angehört hatte: Warum er denn seine Hetzpeitsche nicht besser gebraucht habe, und sich von solchen feigen Kerlen gefangen nehmen ließe?

Gegen den Herbst des nähmlichen Jahres zeigte das wandelbare Glück des Krieges der österreichisch-preußischen Armee den Rücken. Der Herzog von Braunschweig mußte sich aus der Champagne zurückziehen; Longwy und Verdun öffneten den Franzosen wieder die Thore; Dümouriez zwang die Oesterreicher, ihren Bundesgenossen im Rückzuge Gesellschaft zu leisten, und eroberte die Niederlande. Dieser Schlag kam um so unerwarteter, je weniger man darauf gerechnet, und ganz sicher geglaubt hatte, dem guten Ludewig XVI. längstens im December mit der

ihm entzogenen unumschränkten Monarchie ein Christgeschenk zu machen. Während daß der Krieg von dieser Seite eine solche Wendung gegen alle Vermuthung nahm, rückte General Lukner über Trier und Coblenz vor, eroberte Maynz, die Hauptfestung Deutschlands, und besetzte Frankfurt. Nun hielt man in Wien Conferenzen über Conferenzen; nun entwarf und verwarf man Plane im Kriegs-Rathe; nun wurden Eilbothen auf Eilbothen von Wien nach Berlin, und von Berlin nach Wien geschickt, um Antwort zu bringen und Antwort zu hohlen auf die große Frage: Was ist bey so gestalteten Sachen zu thun? Das Resultat war, wie es schon bey Anfang des Krieges hätte seyn sollen: Mit ganzer Macht den Krieg zu führen!

Man wird sich wundern, warum dieser sonst so natürliche Gedanke; dem Feinde die möglichst größte Macht entgegen zu setzen, erst so spät kam, und wie die Cabinette von Wien und Berlin glauben konnten, eine Nation von fünf und zwanzig bis dreyßig Millionen

Seelen mit einer Armee von höchstens achtzig tausend Mann zu unterjochen? Man wird fragen: ob man auf die prahlerischen Drohungen des Herzogs von Broglio, und auf die gewaltige Proclamation des Herzogs von Braunschweig so sehr gerechnet habe, daß man glaubte: die Franzosen würden sich durch die unmächtigen Worte eines Ausgewanderten, und durch die hochtönende Sprache, wozu sich der Herzog von Braunschweig, durch den Kaiser, oder vielmehr durch den König von Preußen verleiten ließ, so sehr in Angst und Schrecken setzen lassen, daß sie vor Furcht und Zittern sich nicht würden zur Wehre stellen können? Man glaubte so etwas sicher; aber wie man diesen Glauben haben konnte, das ist der Welt noch nicht so ganz bekannt.

Daß man sich sowohl zu Wien als zu Berlin von den lüftigen Vorspiegelungen der Ausgewanderten täuschen ließ, ist außer allem Zweifel. Ich erfuhr das Geheimniß, wie und auf welche Art es geschah, von einem Manne aus dem geheimen Cabinette des Kai-

sers, mit welchem ich an einem Abende in einer großen Gesellschaft zum Essen gebethen war. Es ist bekannt, daß man an keinem Orte in der Welt eine bessere Tafel findet, als zu Wien, und daß man daselbst eben so vortrefflich trinket, als ißt. Champagner, Burgunder, Tokayer füllten abwechselnd die Gläser an diesem Abende. Man trank wacker darauf los; war lustig, und sprach viel. Die Rede kam auch auf den Rückzug der vereinigten Armee. Der häufig genossene Wein hatte die Zunge des Herrn aus dem geheimen Cabinete gelöst, und er erzählte uns folgendes: „Der Hof wäre recht angeführt worden: „nicht nur die Ausgewanderten, sondern „selbst der Graf von Artois hätten auf „ihre Ehre versichert, daß es keine Re„volution im allgemeinen, sondern nur ein „Aufruhr, Aufstand des kleinsten Theiles „der Nation sey. Sie hätten aus dem In„nern von Frankreich so heilige Versiche„rungen, daß selbst die meisten von denen, „welche sich zu der Parthey der Aufrührer

„ geschlagen hätten, sehr unzufrieden wä-
„ ren, und nichts sehnlicher, als die alte
„ Ordnung der Dinge wünschten. Die öster-
„ reichischen und preußischen Truppen durf-
„ ten also nur den französischen Boden be-
„ treten, so würden sich also gleich mehr
„ als zwey Drittheile der Einwohner Frank-
„ reichs auf ihre Seite schlagen, und die
„ ganze Jagd würde in kurzer Zeit geendet,
„ der Aufruhr gestillt, und die alte Ordnung
„ der Dinge wieder eingeführt seyn. Die-
„ sen Betheuerungen habe man geglaubt,
„ und sey deswegen mit so geringer Macht
„ vorgerückt; ja sogar vor Lille nur mit Feld-
„ geschütz gezogen, weil man sicher darauf
„ rechnete, die Soldaten und Bürger dieser
„ Festung würden bey dem Anblicke der kai-
„ serlichen Truppen gleich die Thore öffnen,
„ und man würde überall, wo man nur hin-
„ käme eine Menge Freunde und Anhänger
„ finden. Allein, setzte er scherzhaft hinzu,

„wie man nach Frankreich kam, so war nie-
„mand von denen, die man anzutreffen
„hoffte, zu Hause." Es gehöret in der
That sehr viel Dreistigkeit von der einen Seite
dazu, solche Verheißungen zu machen, und von
der andern Seite sehr viel gutmüthige Leichtgläu-
bigkeit, um sich von solchen Versprechungen,
von deren Urgrund man sich so leicht hätte über-
zeugen können, täuschen zu lassen.

Dem nun entworfenen Plane zu Folge wur-
den eine Menge Regimenter nach den Armeen
beordert; schweres Geschütz dahin geschickt,
und, um besser wirken zu können, sollte die öster-
reichische sowohl, als die preußische Armee
unter ihrem eigenen Oberbefehlshaber stehen.
Das deutsche Reich ward aufgefordert Theil
an diesem Kriege zu nehmen, weil es ein
Reichskrieg in optima forma wäre; andere
Mächte wurden in Verbindung gezogen; mit ei-
nem Worte ganz Europa mit der Drohung:
Wer nicht für uns ist, ist wider uns!
eingeladen, die Franzosen zu vernichten.

Prinz Coburg, welcher sich im Türken-Kriege durch die Schlacht bey Martinestie in Vereinigung mit Suwarow den Ruhm eines geschickten Feldherrn erworben hatte, bekam den Oberbefehl über die kaiserliche Armee. Es schien als wäre mit der Ankunft des Prinzen von Coburg das Krieges-Glück auch wieder bey der Armee angelangt. Die Franzosen wurden 1793 einigemale geschlagen; Dümouriez erlitt einige Hauptniederlagen; man zwang die Feinde die Niederlande zu räumen, und führte die kaiserliche Armee auf französischen Boden. Auch in Deutschland lächelte die Glücks-Sonne die vereinigten Waffen an. Man vertrieb die Feinde aus Frankfurt, zwang Maynz zur Uebergabe; Wurmser eroberte die berühmten Weissenburger Linien; mußte sie aber nach einigen hartnäckigen Gefechten wieder räumen und ward bald von der Armee abgerufen. Dieser Vorfall war, wo nicht die erste Veranlassung, doch wenigstens die erste Gelegenheit, daß Mißtrauen und Zwietracht zwischen der kaiserlichen und preußischen Armee sich äußerte. Wurmser legte

die Schuld der wieder verlorenen Weissenburger Linien dem Herzoge von Braunschweig bey, und beschuldigte die Preußen, daß sie ihn nicht gehörig unterstützt hätten. Diese Beschuldigung widerlegte der Herzog. Die Sache ist in ein Dunkel gehüllt, welches mein Auge nicht durchdringen konnte; und welches wohl für immer unaufgeklärt bleiben wird, da es schwerlich von der einen sowohl, als von der andern Parthey zu erwarten ist, daß sie ein freyes offenherziges Geständniß ihrer Schuld machen werde.

So viele glückliche Ereignisse erhoben den Muth der Wiener, welcher bey den Hiobsposten im vorigen Jahre ziemlich niedergebeugt war. Nun ließen die Erzpatrioten ohne Gnade und Barmherzigkeit alle Franzosen, die für die Freyheit kämpften, von dieser Erde vertilgen, die kaiserliche Armee ohne Aufenthalt und ohne allen Widerstand nach Paris marschiren, diese Stadt, im Fall sie sich nicht gutwillig unter die vorige Verfassung beugen wollte, zu einen Schutthaufen zusammen schießen,

und alles, was an die Wand pist, über die Klinge springen. Sollte sich aber, wie die Erzpatrioten in Wien nicht zweifelten, Paris ergeben, so ließen sie die ganze National-Versammlung aufhenken, den Dauphin, als Ludewig den XVII. *) krönen, um die unumschränkte Monarchie wieder einzuführen.

In der That befand sich die neue Republik in einer sehr mißlichen Lage. So wenig man anfangs begreifen konnte, wie es komme, daß die noch vor kurzem siegreiche französische Armee Niederlage auf Niederlage erlitt, so entzifferte sich doch bald dieses Räthsel, da Dümouriez sich flüchtete, und sich so als einen Verräther seines Vaterlandes darstellte. Es unterlag nun wohl keinem großen Zweifel, daß die meisten Siege über ihn durch Bestechungen sind gewonnen worden. Man machte selbst in Wien daraus kein großes

---

*) Ludewig XVI. dieser unglückliche, mitleidswerthe König, starb unter der Guillotine den 21sten Januar 1793.

Geheimniß, und ein bey dem Hof-Kriegs-Rathe in einem hohen Range angestellter Mann hat auch versichert, daß Prinz Coburg einige Millionen zu geheimer Verwendung erhielt, worüber man von ihm Rechenschaft verlangte, und daß er deswegen mißvergnügt geworden wäre. *) Was auch die Ursache war, so ward doch dieser Prinz, den man anfangs vergötterte, bald von der Armee abgerufen, und Prinz Albert von Sachsen-Teschen erhielt den Oberbefehl!

Indeß machte die kaiserliche Armee immer größere Fortschritte, erfocht Vortheile auf Vortheile über den Feind, und rückte wirklich der Hauptstadt Frankreichs näher.

*) Ist dieses, was man mir als eine Warheit erzählt hat, ein falsches Gerücht, so gebe ich hier dem Prinzen Coburg, den ich persönlich kenne und schätze, Gelegenheit, dasselbe widerlegen zu können, und so den Fleck von seinem Ruhme zu waschen, der denselben bey der Nachwelt bemakeln könnte.

Condé, Landrecy, Quesnoy, Valenciennes mußten sich deu siegreichen Waffen ergeben, und selbst Dünkirchen wäre gefallen, hätte die Ungeschicklichkeit des Herzogs von York nicht das Unternehmen vereitelt.

Um den Muth seiner Krieger noch mehr zu beleben, die Eroberungen zu beschleunigen, und dem großen Ziele desto geschwinder näher zu rücken, verfügte sich Franz selbst nach den Niederlanden, und sah noch Valenciennes erobern. Hier war es, wo Mack zum Frieden rieth, und dieses guten Rathes wegen in den Ruhestand versetzt ward. Hätte Oesterreich sich damahls in seinem Glücke zu mäßigen gewußt und der Republick Frieden angeboten, so würde es den glorreichsten Frieden, den es jemahls schloß, erhalten und Europa Ruhe und Glück haben schenken können. Aber diese Mäßigung war weit von dem Wiener-Cabinette entfernt, und die Strafe für dessen Uebermuth folgte auf dem Fuße nach. Bald nach der Einnahme von Valenciennes wohnte der Kaiser einer Hauptschlacht

bey, die verloren gieng, und wo er bald gefangen worden wäre. Diese Gefahr veranlaßte, daß man den Monarchen bewog, wieder nach Wien zurückzukehren.

Von diesem Augenblicke an verließ das Glück die österreichischen Waffen. Man konnte vom Kaiser Franz sagen: Venit! Vidit! Perdidit! denn wirklich seine Ankunft bey der Armee brachte derselben Unglück. Pichegru, der den Oberbefehl über die französische Armee erhalten hatte, häufte Sieg auf Sieg; eroberte die Niederlande, drängte die Oesterreicher über die Maaß, und rückte immer tiefer in Deutschland ein. Man schrieb viel die Schuld dieser unglücklichen Ereignisse dem Prinzen Albert zu, nahm ihm deßhalb das Commando ab, und Graf Clerfait ward an dessen Stelle ernannt. Aber dieser General konnte sich mit einer geschwächten, durch immerwährenden Kampf abgematteten Armee nicht gegen einen siegreichen Feind halten. Ob er ihm gleich hartnäckigen und tapfern Widerstand leistete, so mußte er endlich doch über den Rhein gehen; und Trier, Cölln,

Coblenz, mit einem Worte ganz Deutschland jenseit des Rheins fiel in die Hände der Franzosen.

So unglücklich das Jahr 1795 für die kaiserlichen Waffen sich endete, so glücklich schien das Jahr 1796 für dieselben anzufangen. Pichegrü hatte Holland erobert. Im Frühjahre belagerte er Maynz, und bezog ein verschanztes Lager daselbst, welches für unüberwindlich gehalten ward. Graf Clerfait eroberte dieses Lager, schlug die Franzosen über Coblenz und Trier zurück, und war im Vorrücken begriffen, da auch Wurmser, welcher wieder bey der Armee angestellt ward, von der andern Seite Mannheim eroberte, und gegen Elsaß vordrang. Man weiß die Ursache nicht, welche Clerfaits schleunige Entlassung bewirkte. Er ward so zu sagen mitten im Laufe seiner Siege abgerufen, und Prinz Albert, an dessen Seite der Erzherzog Carl sich befand, erhielt wieder den Oberbefehl. Doch auch er commandirte nur eine sehr kurze Zeit die Armee, indem bald darauf der Erzherzog Carl das Com-

mando ganz übernahm, nachdem Wurmser die Oberbefehlshaber-Stelle in Italien erhielt.

Erzherzog Carl hatte schon vorher in einigen Feldzügen Proben eines großen persönlichen Muthes abgelegt. Er gewann noch einige leichte Vortheile über den Feind, als Pichegrü von der Armee abgerufen, und Jourdan an seine Stelle kam, welcher den Befehl über den Rhein zu gehen, vollzog. Ein neues Kriegs-Glück schien mit Jourdan bey der französischen Armee angekommen zu seyn. Die Oesterreicher wurden geschlagen, über Frankfurt, Würzburg und Nürnberg zurückgedrängt, und Jourdan drang mit seiner Armee bis nahe au die Grenzen von Böhmen vor, während daß Moreau von einer andern Seite über München vorrückte, um sich mit Jourdan zu vereinigen.

Diese mißliche Lage Deutschlands hatte schon im vorigen Jahre Preußen bewogen, zu Basel einen Separat-Frieden mit Frankreich zu schließen. Fast das ganze nördliche Deutschland trat demselben bey, und um sich gegen alle Einfälle, von der einen sowohl, als von der andern Seite

zu schützen, ward unter der Garantie von Preussen eine bewaffnete Demarcations-Linie gezogen. Jetzt, da auch das südliche Deutschland nicht nur bedroht, sondern wirklich schon größten Theiles in feindlichen Händen war, hatten die kleineren Fürsten des römischen Reiches nichts Angelegentlicheres, und für das Wohl ihrer Länder Vortheilhafteres zu thun, als sich von ihrem Oberhaupte abzusondern, und Separat-Friedensschlüsse mit Frankreich zu machen. Dieß thaten Baaden, Würtemberg und andere mehr.

Oesterreich stand nun beynahe allein im Kampfe gegen Frankreich, und mußte daher alle seine Kräfte anstrengen, um nicht gänzlich zu unterliegen, denn hätte die Vereinigung Moreaus mit Jourdan statt gehabt, so würde vielleicht von Böhmen her schon ein Jahr früher das bewirkt worden seyn, was in einem Jahre darauf von Italien her geschah. Die Gerüchte, welche bis nach Wien drangen, daß Jourdan gegen Böhmen vorrücke, erregte nicht geringe Unruhe. Alles ward aufgebothen, dem Feinde einen festen Damm entgegen zu stellen. In allen Provinzen wurden gewaltsame und freywillige Re-

crutirungen angestellt; und Wien selbst errichtete ein zweytes Corps, unter dem Namen: Wiener-Freywillige, wovon die meisten sich selbst verpflegten, die übrigen aber von patriotischen Bürgern, entweder einzeln, oder insgesammt durch Beyträge erhalten wurden. Um den Enthusiasmus noch mehr anzufachen, ward eine Cantate, der Retter in Gefahr in dem großen Redouten-Saale gegeben, und der Betrag des Eintritts-Geldes, für dieses Frey-Corps bestimmt. In dieser Cantate erlaubte man sich einige Ausfälle auf diejenigen Fürsten, welche, um sich zu retten, Frieden mit Frankreich geschlossen hatten.

Während daß man in Wien singend und und betend bemühet war, die Feinde zu schlagen, gelang es dem Erzherzoge Carl einen glänzenden Sieg bey Teiningen über Jourdan zu erfechten. Nun gewannen die Sachen eine andere Gestalt. Die Franzosen wurden eben so schnell, fast noch schneller, zurückgeworfen, als sie vordrangen; Mannheim und Kehl ihnen abgenommen, und sogar Elsaß bedrohet.

Groß war die Freude in Wien über die glückliche Rettung der österreichischen Staaten vor einem feindlichen Einfalle, nnd noch größer der Dank — gegen den Erzherzog Carl und seine tapfere Armee? — Nein! gegen die Mutter Gottes zu Maria Zell! — Nebst den öffentlichen Dankgebeten, welche in den Kirchen gehalten wurden, verordnete Migazzi mit Bewilligung des Hofes eine feyerliche Wallfahrt nach diesem Gnadenbilde, um der heiligen Maria zu danken, daß Oesterreichs Krieger mit ihrem Blute diesen glänzenden Sieg erkämpft haben. Ein solches Schauspiel hatte man in Wien seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen. Migazzi selbst führte die frommen Wallfahrter in einer feyerlichen Procession aus der Stadt, und zog mit denselben auch wieder unter dem nämlichen heiligen Prunke ein. Leute aus allen Ständen, eine zahllose Menge, theils aus wahrer Andacht, theils aus Neugierde, die meisten aber um eine Lustreise zu machen verherrlichte diesen andächtigen Zug. Aber nicht blos die Einwohner von Wien bemühten sich, der Mutter Gottes zu Zell die Aufwartung zu ma-

chen; sondern auch der Kaiser und seine Gemahlin, nachdem sich beyde Majestäten, wie billig, durch die Procession bey der Himmels-Königin vorher hatten ansagen lassen, fuhren acht Tage später dahin, um sich bey diesem Wunderbilde zu bedanken, daß es in seinen blauen Mantel die österreichischen Staaten eingehüllt habe. Migazzi äußerte über diesen Beweis kindlicher Andacht gegen Marien ein besonderes Wohlgefallen.

Indeß man zu Wien jubelte, sang und betete; der Erzherzog Carl sich bemühte, die Feinde mehr und mehr aus Deutschland zu verdrängen, ward zwischen Oesterreich und der Republik ein Waffenstillstand unterhandelt und auch geschlossen, jedoch mit Ausnahme des Krieges in Italien. Oesterreich hatte Erhohlung und Zeit zu Sammlung neuer Kräfte nöthig, und Frankreich war überzeugt, daß es, um dem langwierigen Kampfe ein Ende zu machen, von einer Seite einen entscheidenden Schlag ausführen müsse. Durch Jourdans Niederlage war der Plan, durch Böhmen ge-

gen Wien vorzudringen, vereitelt. Man wollte also versuchen, ob er von Italien her könnte ausgeführt werden. Dieses mit Nachdruck und glücklichem Erfolge bewirken zu können, mußte Frankrelch einige Zeit Ruhe in Deutschland haben, um in Stand zu seyn seine Kräfte mehr in Italien zu verwenden. Aus dieser Ursache ließ es sich willig zu den Unterhandlungen eines Waffenstillstandes für Deutschland finden, welchen Oesterreich, jedoch aus ganz anderen Absichten, sehr gern eingieng, aber sicher nicht eingegangen wäre, oder hätte eingehen sollen, wären ihm Frankreichs Plane bekannt gewesen.

Kaum hörte der Würgengel des Krieges auf, in Deutschland zu morden, so zog Frankreich in möglichster Stille, und so versteckt, als es sich nur immer thun ließ, den größten Theil seiner Macht aus Deutschland, und verstärkte damit die Armee in Italien, während daß Oesterreich seine Truppen in Deuschland ruhig stehen ließ, ohne nur daran zu denken, daß es dieselbe zur besseren und glücklicheren Fortsetzung des Krieges in Italien

brauchen könnte; ohne nur zu ahnden, daß Frankreich im Sinn haben könne, die nun in Deutschland unnöthigen Truppen auf dem noch geöffneten Kriegs-Schauplatze auftreten zu lassen.

Der Krieg in Italien ward die ganze Zeit hindurch mit abwechselndem Glücke geführt, ohne daß sich weder die eine noch die andere Parthey wesentlicher Vortheile rühmen konnte. Die kaiserlichen Oberfeldherren wechselten so oft ab, daß man beynahe auf jeden Feldzug einen andern Oberbefehlshaber rechnen kann. War die Armee unter dem einen aufgerieben, so schickte man eine andere unter einem neuen Befehlshaber dahin, und so gieng es fort, bis endlich im Februar 1797 der Erzherzog Carl vom Rheine nach Italien abgerufen ward, um daselbst den Oberbefehl zu übernehmen.

Die Franzosen hatten, ehe Bonaparte zur Armee kam, nicht viel festen Fuß in Italien gefaßt. Unter diesem großen Manne aber folgte Sieg auf Sieg, und die Kaiserlichen verloren in kurzer Zeit die ganze Lombardey.

Dieses Unglück, welches die österreichischen Waffen in Italien traf, war die Veranlassung, warum man den Erzherzog Carl dahin sendete; denn man hoffte; der Besieger Jourdan's würde auch den Helden Bonaparte schlagen. War es gewöhnliche Weisheit des Wiener-Cabinets, oder war es Plan der innern heimlichen und öffentlichen Feinde des Erzherzoges, welche den jungen Helden um seinen Ruhm beneideten; oder wollte man das Beyspiel Friedrichs des Großen nachahmen, welcher im siebenjährigen Kriege seinen Bundesgenossen versprach, vierzig tausend Mann Verstärkung zu schicken, und den Helden Ferdinand von Braunschweig allein sandte *); genug man begieng den Fehler,

---

*) Es war ein schmeichelhaftes Compliment, welches Friederich dem verdienstvollen Herzoge machte, da er ihm einer Armee von vierzig tausend Mann gleich schätzte. Friederich konnte aber damahls ohne Gefahr ein solches Compliment machen; denn es fehlte dem Corps, wohin Herzog Ferdinand geschickt ward, nicht

den Erzherzog Carl, statt an der Spitze einer beträchtlichen Armee, ganz allein zu senden, um mit dem mehr als die Hälfte zusammen geschmolzenem daselbst befindlichem Kriegsheere, das durch die vielen Niederlagen muthlos war, einen mächtigen, sieggewohnten Feind, unter der Anführung eines berühmten großen Helden, zu schlagen.

Der Erzherzog kam in Italien an, und fand die Unordnung über alle seine Erwartung groß, die Armee im beständigen Rückzuge begriffen, ohne Streitlust, unzufrieden und mißvergnügt über die endlosen Strapazen und Beschwerlichkeiten, welche sie nebst dem Feinde zu bekämpfen hatte. Was konnte bey solchen Umständen der brave Erzherzog mit aller seiner Anstrengung wirken? Fruchtlos war sein Bemühen, den Feind so lange aufzuhalten, bis

---

an Mannschaft, sondern nur an einem tüchtigen Feldherrn. Dieses war nicht 1797 in Italien der Fall, wo es sowohl an tauglichen Generalen, als auch an einer beträchtlichen Armee fehlte.

Verstärkung, um welche er dringendst ansuchte, zu ihm stoßen konnte. Bonaparte trieb ihn nach einigen Gefechten, worinn die Kaiserlichen stets den Kürzeren zogen, über Kärnthen, Crain, Steuermark bis Brugg an der Muhr vor sich her, und nöthigte ihn, das Hauptquartier der Italienischen Armee nach Wien zu verlegen.

Groß war die allgemeine Bestürzung, als man in Wien mit einem Mahle die Nachricht hörte: Bonaparte, er, den man noch tief in Italien zu seyn wähnte, sey noch neunzehn Meilen von der Residenzstadt entfernt. Man sollte glauben, daß diese Nachricht nicht unerwartet hätte kommen können; aber sie war ganz unerwartet, unerwarteter und betäubender, als ein donnernder Blitzstrahl, der aus dem unbewölkten blauen Ether schnell hervorbricht, und zündet. Woher hätte man auch so etwas früher erfahren sollen, als bis die Unmöglichkeit eintrat, es länger verbergen zu können? Vom Anfange des Krieges, bis zu Ende desselben erhielt das Publicum auch nicht einen ausführlichen wahren Bericht,

über die kriegerischen Vorfallenheiten. Nur die österreichischen Siege allein wurden mit der kleinsten Kleinigkeit beschrieben. Man war, wie soll ich es nennen? — so bedenklich besonders in den ersten Feldzügen, den österreichischen Verlust so übertrieben zu verkleinern, daß selbst die rasendesten Wiener-Erzpatrioten darüber stutzten, und kleine Bedenklichkeiten dabey fühlten. Wenn man den Verlust, welchen die kaiserlichen Kriegsberichte, oder sogenannten Extrablätter, angaben, berechnet, so ergiebt sich daraus, daß Oesterreich in diesem Kriege höchstens dreyßig tausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor. Der Hof-Kriegsrath mußte sein Publicum für sehr leichtgläubig, und unaufmerksam halten, wenn er der Meinung seyn konnte, daß man die Angabe eines so unbedeutenden Verlustes für baare Münze annehmen würde, ohne aus den ungeheuren Recrutirungen, welche man jährlich in allen Provinzen zur **Ergänzung** der Regimenter vornahm, sehr natürliche Folgerung zu ziehen; daß die Zahl der Todten, Verwundeten und Gefangenen mit der Zahl

der zur Ergänzung bestimmten Recruten in ziemlich gleichem Verhältnisse stehen müsse. Und nach der Zahl der letzteren kam eine etwas größere Anzahl der ersteren heraus.

Nach eben diesen Kriegs-Berichten wurden die kaiserlichen Truppen nicht ein einziges mal geschlagen, sondern sie fanden entweder nur für gut, ihre Position zu ändern, oder höchstens wurden sie zurückgedrückt. *) Dieses ängstliche und doch fruchtlose Verheimlichen des eigenen Verlustes läßt sich mit gar keiner nur halb gegründeten Ursache entschul-

---

*) Der witzige Officier, welcher mir die Aufschlüsse über viele Kriegsbegebenheiten gab, und auch diese Bemerkungen über die Extrablätter mittheilte, schloß seine Schrift mit folgenden Worten: Sie werden mir, wenn Sie unsere Kriegsberichte lesen, zugeben, daß uns die Franzosen recht sehr an Höflichkeit übertreffen. Wir groben Oesterreicher schlagen und werfen sie zurück; der artige Franzos aber, drückt uns zurück.

digen; außer daß man vielleicht überzeugt war, man führe keinen allzugerechten Krieg, und scheuete sich, der Nation zu sagen, wie viel man Volk aufopfere, um etwas zu behaupten, das auf das Wohl des Landes nicht den geringsten Einfluß habe. Wollte man durch die Uebertreibung der Siege, das Unbedeutende des Verlustes, das vorgespiegelte Glück, welches bey allen Unternehmungen, die kaiserlichen Waffen begleitete, das Publicum betäuben, damit es nicht erwachte, so ist das eine Ursache, die freylich nicht ganz ohne alles Gewicht ist. Es war sicher zu fürchten, daß man bey der Größe des Verlustes an Geld und Leuten vielleicht über die Ursache, welche an diesem unglücklichen Kriege Schuld ist, nachgedacht und etwas zu laut darüber gesprochen hätte. Indeß gewann man nicht viel durch alle diese officiellen Unwahrheiten. Der dümmste im Publicum sah ein, daß selbst der glücklichste Krieg nicht ohne irgend eine verlorene Schlacht von der einen und andern Seite ablaufe; daß in jedem Gefechte, welches acht, zehen und mehrere Stun-

den dauert, und wodurch erwiesen wird, daß auch der Feind sich tapfer wehrte, etwas mehr als zwanzig höchstens dreyßig Todte bleiben müssen; vorzüglich bey einer so gut bedienten Artillerie, wie die französische ist. Man glaubte daher selbst den wahren Berichten gar nicht, oder doch nicht völlig, und selbst jetzt werden aus dieser Ursache die glänzenden österreichisch-russischen Siege von dem größten Theile des Publicums zur Hälfte bezweifelt.

Aber nicht bloß das Publicum allein, sondern selbst der Kaiser ward falsch berichtet, und man hielt vor ihm den mißlichen Zustand seiner Armeen so viel als möglich verborgen; wenigstens war dieß der Fall bey der italienischen Armee, wie mich das nicht einer sondern mehrere kaiserliche Officiere versichert haben. Ich will hier eine solche Anecdote, die mir ein kaiserlicher Hauptmann, ein sehr guter Freund von mir, schrieb, hersetzen. Er ward von seinem commandirenden General mit Depeschen an den Hof-Kriegsrath nach Wien gesandt, und erhielt zugleich den Auftrag, mündlich dem Kaiser die mißliche Lage

der österreichischen Waffen in Italien zu schildern. Franz empfieng ihn mit einer sehr heiteren Miene, und fragte ihn zufrieden lächelnd: Nun, wie geht's in Italien? der biedere tapfere Krieger wunderte sich nicht wenig, wie Seine Majestät bey den betrübten Nachrichten, welche er überbracht hatte, so heiteren fröhlichen Gemüthes seyn konnten! Noch mehr befremdete ihn die Frage, welche in einem Tone geschah, der eine schon bekannte vergnügte Antwort noch einmal erwarten ließ, da doch aus den mitgebrachten Depeschen nur Unglück und Verlust zu ersehen war. Da er es für seine Pflicht hielt, dem Monarchen auf seine Frage die reine Wahrheit zu antworten, so machte er eine getreue Schilderung von der Lage, worin sich die Armee in Italien befand, und wie die Sachen wirklich standen. Plötzlich verfinsterte sich das heitere Gesicht des Kaisers, der ihn mit sichtbaren Zeichen des Unwillens unterbrach: Ich sehe, sagte Franz, Sie gehören auch zu den Unzufriedenen bey der Armee. Das ist nicht wahr, was Sie mir da

sagen. — Ich habe bessere Nachrichten. Ich hätte Lust, Sie geschlossen zur Armee zurück zu schicken. Mit diesen Worten entließ er den äußerst betroffenen Hauptmann, welcher noch an dem nämlichen Tage den Befehl erhielt, augenblicklich zur Armee zurück zu kehren.

Bey solchen Spielen, die man sich mit dem Monarchen, mit den Armeen, mit der ganzen Nation erlaubte, war es da wohl ein Wunder, daß Frankreichs Waffen überall siegten? Ich will den Ruhm des Helden Buonaparte nicht im Schatten stellen; aber die Wahrheit, welche einem Geschichtschreiber das Heiligste seyn muß, zwinget mich zu sagen, daß ihm die Eroberung Italiens ungemein dadurch erleichtert ward, daß bey der kaiserlichen Armee nicht alles so zugieng, wie es hätte zugehen sollen. Wer die Ursache davon war, und die meiste Ahndung der österreichischen Nation verdienet, will ich nicht bestimmen; aber daß es unläugbar ist, kann ich durch eine Thatsache erweisen, welche mir von einem unverwerflichen Zeugen, einem Ma-

joren des General-Staabes, geschrieben ward. An dem Tage derjenigen Schlacht, welche das Schicksal von Mantua entschied, war die kaiserliche Armee im vollen Feuer, und da das Gefecht am hitzigsten vor sich gieng, da durch einige geschickte Dispositionen Sieg oder Niederlage sollte entschieden werden, waren fast gar keine Generale weder vor, noch hinter der Fronte gegenwärtig. Man kämpfte ohne Plan, denn niemand ordnete den Streit. Die Flügeladjutanten, die Officiere vom General-Stabe sprengten auf und nieder, nm jemanden zu finden, der ihnen Verhaltungs-Befehle geben könnte; aber ihre Mühe war fruchtlos. Endlich ritt dieser Major in gestrecktem Gallopp nach Mantua, um vom General Wurmser Ordre, was zu thun sey, zu hohlen. Hier konnte er vor allen den Generalen kaum durchkommen, welche ganz ruhig und sicher unter dem Thore den Ausgang der Schlacht abwarteten, und ihn fragten: Wie es stehe?

In diesem Zustande traf der Erzherzog Carl die Armee in Italien an, und eben diese Lage,

in welcher er, ohne die geringste Verstärkung mitzubringen, den Oberbefehl übernehmen mußte, wird seinen Rückzug aus Italien bey den Zeitgenossen und der Nachwelt nicht nur entschuldigen, sondern selbst den Ruhm des jungen Helden noch vergrößern, daß er dem=ungeachtet dem Feinde jeden Schritt streitig machte.

Daß Buonaparte zu Brugg an der Muhr stand, daß das Hauptquartier des Erzherzoges zu Wien war, konnte man nun nicht mehr verhehlen; denn man mußte jetzt öffentliche Anstalten treffen, alles, was Hof= und Staatssachen waren, auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen. Alle Stellen mußten so schleunig, als möglich, ihre Archive und Cassen einpacken, und theils nach Böhmen, theils nach Mähren, theils nach Ungarn sich flüchten. Selbst in der Burg war alles zur Flucht gerüstet; eine Menge vom Adel hatte sich entfernt; mit einem Worte: niemand zweifelte, aus den Anstalten, die er von oben herab treffen sah, daß die Franzosen sicher nach Wien kommen würden. Wenn Ruhe

und Gegenwart des Geistes in dem Augenblicke der Gefahr den großen Mann characterisiren, so durfte damahls in Wien keiner vom Ministerium auf diesen Namen Anspruch machen. Verwirrung und Schrecken hatten sich aller bemeistert. Man war nur darauf bedacht, sich durch die Flucht zu retten; aber keinem fiel es bey, auf Mittel zu denken, die Gefahr, welcher man entfliehen wollte, abzuwenden. Hätte Buonapate die Absicht gehabt, wirklich nach Wien zu kommen, ihn würde niemand in den ersten Tagen des Schreckens daran verhindert haben. Erst dann, als Graf Meerfeld die Nachricht von dem ersten Waffen-Stillstand, welcher auf vierzehn Tage geschlossen ward, nach Wien brachte, fieng man an, sich von seinem Schrecken zu erhohlen, und auf Vertheidigungs-Anstalten zu denken.

Den 3ten April berief man die Bürgerschaft auf das Rathhaus, wo Graf Saurau, als Regierungs-Präsident in Gegenwart des Stadt-Hauptmannes, Grafen von Kufstein, und sämmtlicher Magistrats-Räthe

eine feyerliche Anrede hielt, worin er unter anderen sagte: "Seine Majestät erwarten „bey diesen gefahrvollen Umständen von der „Liebe und Treue Ihrer gut gesinnten Bürger „der Stadt Wien, daß sie, ihres Bürger-„Eides eingedenk, in dem Augenblicke, wo „es sich um ihr Eigenthum, ihre Religion, „ihre Verfassung, um die Ehre und das Le-„ben ihrer Familie, ja um ihr eigenes Le-„ben handle, nicht weigern werden, alle „insgesammt die Waffen zu ergreifen, dem „Feinde entgegen zu ziehen, und ihn abzu-„halten, sich der Residenzstadt des Monar-„chen zu nähern." Eine tiefe Stille herrschte nach geendigter Rede des Grafen Saurau in der Versammlung. Nach einer ziemlich langen Pause schwang endlich ein Bür-ger, Namens Losert, Caffee-Sieder im weißen Ochsen den Huth in die Höhe, und rief laut: "Ja! ein jeder ehrlicher „Bürger muß hinaus! Wir sind schul-„dig, Gut und Blut für den Monar-„chen aufzuopfern. Ich ziehe gegen „den Feind, und wer ein rechtschaf-

„ fener Bürger ist, der folge mir „ nach. — Es lebe der Kaiser." Keine Stimme wiederholte diesen Ausruf; und jeder schwieg.

Graf Saurau ersuchte, die Bürger möchten ihm ihre Gesinnungen kund machen; da nahm Schulz, Grundrichter in der Elstergasse, ein Mann, der sich durch viele patiotische Handlungen ausgezeichnet hat, das Wort, uud sagte: " Die Bürgerschaft sey „ bereit, alles, was in ihren Kräften stehe, „ zur Vertheidigung der Stadt beyzutragen. „ Dieses habe sie geschworen, und werde auch „ den Eid mit ihrem letzten Blutstropfen ver„ siegeln. Aber man könne von ihr nicht for„ dern, daß sie die Stadt und ihre Familie, „ ihr Gewerbe verlassen soll, um dem Feinde „ an die Grenze entgegen zu ziehen; denn „ dazu habe sie sich durch keinen Eid verpflich„ tet. Der Adel besitze mehr Eigenthum, als „ der Bürger, habe also auch mehr Verbind„ lichkeit, als dieser, die Waffen zu ergrei„ fen, und dem Feinde entgegen zu rücken; „ welches er um so leichter thun könne, da

„ er kein Gewerbe treibet, folglich ihm an „ seiner Nahrung nichts entgehet, was doch „ der Fall bey dem Bürger sey, der sammt „ seiner Familie kein Brod habe, sobald sein „ Gewerbe stocke. Es sey unbillig, von der „ Bürgerschaft zu fordern, daß sie ihr Leben „ zur Vertheidigung des Eigenthumes des Adels „ aufopfern soll, während daß dieser über „ Hals und Kopf aus der Stadt flüchte, und „ sein Leben zu retten suche. Man solle da„ her dem Adel auftragen, da es ihn ohne„ hin am meisten betreffe, folglich ihm auch „ am ersten zukomme, an die Grenze zu zie„ hen, und den Feind von dem weiteren „ Vorrücken abzuhalten." Diese letzte Forderung mäßigte ein anderer Bürger, Namens Jungwirth dahin; daß bloß die Dienerschaft des Adels zum Wehrstande ausgehoben werden sollte, welche bisher so sehr vor der Recrutenaushebung gesichert war, da man doch ohne alle Schonung dem Bürger oft die zu seinem Gewerbe brauchbarsten Leute weggenommen habe, ungeachtet die Bedienten die unnützesten Glieder im Staate seyn. Graf

Saukau erwiederte: "Es wäre schon der „Befehl gegeben worden, daß die herrschaft- „lichen Bedienten als Recruten sollten ausge- „hoben werden; auch sey die Anstalt getrof- „fen worden, daß sich kein Adelicher mehr „aus der Stadt entfernen dürfe, und von „heute an bekäme keiner mehr einen Paß." Indessen hat man mich versichert, daß unge- achtet dieses Versprechens, doch die meisten Edelleute sich entfernt haben; zwar nicht am Tage; aber in jeder Nacht habe man einige Wagen voll flüchtiger Ritter, Freyherrn und Grafen in vollem Gallopp davon fahren sehen.

Am vierten April Morgens verbreitete sich das Gerücht; der Friede sey geschlossen! All- gemeiner Jubel erschallte durch die ganze Stadt, und einer erzählte dem andern voll Vergnügen diese Neuigkeiten, oder ließ sich dieselbe, wenn er sie auch schon neunmal ge- hört hatte, zum zehnten male wieder erzäh- len. Aber bald trat ängstliche Bestürzung an die Stelle der Freude, als man Nachmittags eine Schrift an allen Kirchthüren angeschlagen

fand, worin der Kaiser dringend alle und jede zur Vertheidigung der Stadt aufforderte. Am fünften wurden die Studenten auf der Universität zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen. Professor Zeiler und Watteroth bezeigten sich bey dieser Gelegenheit am eifrigsten, den patriotischen Enthusiasmus der studierenden Jugend anzuflammen. Alle diejenigen, welche Stipendien hatten, mußten sich einschreiben lassen; den übrigen ward es frey gestellt, ob sie die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes vermehren wollten, oder nicht. Funfzehen hundert Musen-Söhne verließen den Parnaß und folgten der Fahne des Mars, worunter viele waren, welche, ob man gleich das Studenten-Corps mit leichteren Gewehren versah, ihre Waffen kaum tragen konnten. Nun zogen alle diejenigen, welche sich erklärt hatten, dem Feinde entgegen zu rücken, unter Musik und Gesang, den Professor Watteroth an ihrer Spitze, durch alle Gassen der Stadt, nach der Burg, wo beyde Majestäten auf dem Balcon sie erwarteten, in sehr gnädigen Ausdrücken mit den tapferen, muthvollen Zöglingen des Apollo

sprachen, und ihnen für den Eifer, das Vaterland zu vertheidigen, dankten. Von da gieng der Zug nach der Wohnung der Erzherzogin Christina, welche sich nicht weniger in ein freundliches Gespräch mit ihnen einließ, und ihren Muth, ihren Patriotismus lobte.

Auch einige aus den Bürgern erklärten sich freywillig, an die Grenze gegen den Feind zu ziehen. Der erste, welcher sich unter die Zahl dieser Bürger aufschreiben ließ, war der Prinz von Würtemberg, ein Schwager des Kaisers, welcher auch den Oberbefehl über das sämmtliche österreichische Anfgeboth erhielt. Indeß waren es nur zwey Innungen, nämlich die Kaufmannschaft, und die Goldarbeiter, wobey aber meistens Diener und Gesellen sich befanden, welche die Waffen ergriffen. Der größte Theil der Bürger weigerte sich standhaft, ihre Häuser zu verlassen, und aus der Stadt zu ziehen. Um jedoch bey dieser allgemeinen Gefahr, so viel, als ihre Kräfte erlaubten, mitzuwirken, so erklärten sie: daß sie alle diejenigen von ihren Leuten, welche sie bey ihren Gewerben entbehren könnten, zu dem Aufgebothe schicken, und auf ihre Unkosten

erhalten wollten. Nun sah man eine Menge junge und alte Leute mit Schleifen von verschiedenen Farben, grünen Federbüschen, oder dabey Sträuschen auf den Hüthen in der ganzen Stadt herumziehen, welche ihre Kampfbegierde durch ein lärmendes Geschrey: Es lebe der Kaiser! bekannt machten. Diejenigen, welche kein bürgerliches Gewerbe trieben, oder nicht in Canzleyen angestellt waren, und sich unter die Freywilligen nicht aufschreiben ließen, wurden mit Gewalt weggenommen, und unter die Regimenter gesteckt.

Man schätzte das freywillige Aufgeboth, welches nur allein aus Wien gegen den Feind zog, auf fünfzehn bis zwanzig tausend Mann. So ansehnlich diese Menge aus einer einzigen Stadt war, so konnte sie doch nicht hinreichen, dem Feinde nachdrücklichen Widerstand zu leisten, und sein weiteres Vordringen zu verhindern. Es geschah daher ein gleicher Aufruf an das Landvolk, und man bemühte sich, alle Söhne des Vaterlandes zur Ergreifung der Waffen zu bewegen.

Während daß man die Bewaffnung der Bürger und Bauern mit Lebhaftigkeit betrieb, wechselten die Gerüchte bald vom Frieden, bald von der Fortsetzung des Krieges, mit einander ab. Jedermann hoffte den ersteren; denn jedermann wünschte ihn. Man fieng sogar schon an, an den Frieden nicht mehr zu zweifeln, als mit einem male die Einwohner von Wien neues Schrecken, Zittern und Zagen befiel. Die Kaiserin selbst hatte in der Kammer die Versicherung gegeben, daß der Friede würde geschlossen werden; man dachte also an keine Flucht mehr, als sie an einem Nachmittage eiligst den Befehle gab, sich für den andern Morgen sogleich zur Reise anzuschicken. Wirklich wurden auch die Erzherzoge und Erzherzoginnen mit einer fast übertriebenen Eile, erstere nach Prag, die letzteren nach Pesth abgeschickt. In der kaiserlichen Burg standen die Wagen alle bepackt bis auf das Anspannen zur Abreise bereitet. Die Festungswerke wurden ausgebessert, Canonen darauf gepflanzt, die Stadt mit Pallisaden umgeben, ja sogar die vom Kaiser **Joseph** um die Glacis angelegten Alleen sollten niedergehauen werden, und der

Magistrat konnte diese Zierde der Stadt nur durch sein feyerlichstes Versprechen retten; daß er sich anheischig mache, im Fall der Noth alle Bäume in zwey Stunden zu fällen. Im Prater und auf dem Wiener-Berge wurden Schanzen aufgeworfen; das Militär mußte ein befestigtes Lager beziehen, und die Bürgerschaft die Wachen in der Stadt und auf den Festungswerken versehen. Alle Anstalten zeigten von einer nahe bevorstehenden Belagerung, welche Meinung durch ein Circulare des Kaisers volle Bestätigung erhielt, indem der Monarch darin alle und jede zur Treue gegen ihn auch in seiner Abwesenheit ermahnte, und heilig versprach: den Schaden, welcher den Eigenthümern durch ein Bombardement an ihren Häusern geschehen sollte, aus seinem Privat-Vermögen zu ersetzen.

Meine Feder vermag es nicht, ein lebhaftes Bild von der Angst zu entwerfen, welche alle Menschen in Wien befiel. Eine Menge Leute verließen ihre Wohnungen in den Vorstädten, und begaben sich in die Stadt. Man

sah sich zum Theil schon unter dem Schutte seiner eigenen Häuser begraben; sah sich bey einer gewaltsamen Einnahme vom Feinde geplündert und mißhandelt; sah den Wohlstand, worin man sich bisher befand, in das größte Elend verwandelt. Die Verheissung des Kaisers: den Schaden zu ersetzen, war ein geringer; war gar kein Trost für die Haus-Eigenthümer. Man hielt diese Zusage für das Versprechen eines guten Fürsten, der in der Güte und Wohlwollenheit seines Herzens mehr verspricht, als er halten kann. Jeder wußte, daß das Privat-Vermögen des Monarchen nicht hinreiche, die Häuser einer einzigen Vorstadt zu bezahlen, um so weniger, wenn ganz Wien, wie es bey einer hartnäckigen Vertheidigung zu erwarten stand, in einen Schutthaufen verwandelt werden sollte. Und wenn dieses Vermögen auch wirklich so groß gewesen wäre, so hatte es ja schon der leidige Krieg aufgezehret; denn zu Anfange desselben versprach ja gleichfalls der gütige Monarch, daß er, um sein Volk zu schonen, zu den Unkosten des Krieges

das ganze Familien-Vermögen hergeben wolle! wovon also sicher schon im ersten Jahre nichts mehr vorhanden seyn mußte, indem man noch dazu alle die beträchtlichen freywilligen Beyträge bedurfte, und gezwungen ward im Jahre 1794 schon drükkende freywillige Darlehne auszuschreiben.

Zu dieser Angst, welche die drohende Gefahr von außen in allen Gemüthern erweckte, gesellte sich eine Verwirrung, welche beynahe eine noch größere Gefahr, noch schrecklichere Folgen von innen drohte. Um sowohl alle verdächtige Personen zu entfernen, als auch im Fall einer Belagerung dem Mangel der Lebensmittel vorzubeugen, erschien den 7ten April eine Verordnung, vermöge welcher alle in Wien sich aufhaltende Fremden binnen drey Tagen diese Stadt verlassen mußten. Diese verlangten dann von den Handlungs-Häusern, an welche sie angewiesen waren, die Ausbezahlung ihrer Wechsel in baarem Gelde, oder ersuchten dieselben, die in Händen habende Bancozettel gegen baares Geld umzusetzen. Einige Wechsler schickten

daher eine Summe von achtzig bis neunzig tausend Gulden nach der Bank, und verlangten für dieses Papiergeld klingende Münze, wie es bisher allzeit jeder hatte thun können; baares Geld für Bancozettel ohne weiteres zu fordern. *) War es wirklicher Mangel an baarem Gelde, oder war die Unbehülflichkeit der Beamten Schuld, oder lag eine andere Ursache dahinter verborgen, genug die Bank zahlte nicht unter dem so schlecht ersonnenen Vorwand; daß die Rechnungen revidirt und abgeschlossen würden. Nun wußte man in Wien sehr gut, an welchen Tagen die Bank

---

*) Bey Einführung der Wiener-Banco-Zettel hatte sich die Bank verpflichtet, dieselben auf jedesmaliges Verlangen der Besitzer gegen baares Geld einzulösen. Es ward auch immer so gehalten. Selbst im Türkenkriege konnte man so viel Banco-Zettel, als man wollte, nach der Bank bringen, und man ward in der Münz-Sorte bezahlt, die man verlangte. Dieses machte, daß die Banco-Zettel vor dieser Epoche so viel Credit hatten.

aus der angeführten Ursache geschlossen zu seyn pflegte. Da es eben kein solcher Tag war, so erregte diese Weigerung Aufsehen, und so schnell, wie ein Blitz, verbreitete sich die betäubende Nachricht in der ganzen Stadt: die Bank habe banquerout gemacht. *) Das war ein niederschmetternder Donnerschlag in den Ohren eines jeden. Es befand sich beynahe kein anderes Geld, als dieses Papiergeld im Umlauf, das bis jetzt noch immer vollen Credit hatte, weil man theils die ungeheure Menge desselben nicht kannte, theils weil man noch immer wähnte: man könne dafür, sobald man nur wolle, das baare Geld in der Bank erheben. Wer nun Banco-

---

*) Das Betragen dieser Beamten war unverzeihlich und strafwürdig. Wie viele Ausflüchte standen ihnen zu Gebothe, nicht zu zahlen, und doch es nicht merken zu lassen, daß sie nicht zahlen könnten? Sie hätten ja nur dürfen die Mittel gebrauchen, deren sich einst die englische Bank bediente, als sie sich in einem ähnlichen Falle befand.

zettel hatte, wollte dagegen klingende Münze eintauschen. Viele tausend Menschen strömten der Bank in dieser Absicht zu; aber — sie war verschlossen, die Thüre mit Militär-Wache besetzt, welche jedem, der hinkam, sein Papiergeld umzusetzen, den Eingang verwehrte.

Dieses Verfahren war gar nicht geeignet, den Credit der Bank wieder herzustellen; vielmehr mußte es denselben noch mehr schwächen, und niemand zweifelte mehr, daß die Bank aufgehört habe zu zahlen. Wer nun baares Geld noch hatte, hielt damit zurück. Wer immer etwas kaufte, gab Bancozettel, aber die Verkäufer behielten lieber ihre Waare, als daß sie dieselbe gegen dieses Papier, daß nun wenig oder gar keinen Werth mehr hatte, hergeben wollten. Man stelle sich, wenn man kann, die Noth vor, welche allgemein herrschen mußte. Zwar erließ die Regierung eine scharfe Verordnung, daß niemand sich bey schwerer Strafe weigern sollte, die Bancozettel, als baares Geld, anzunehmen. Allein diese Vorkehrung fruchtete nicht viel. Trat

man in ein Kaufmanns-Gewölbe, so war die erste Frage: Haben sie Bancozettel? bejahte man es, so entschuldigte sich der Kaufmann: er habe keine Münze um den Ueberschuß herausgeben zu können, äußerte ein großes Bedauern, und ließ den Käufer ohne Waare davon gehen. Ein gleiches thaten die Becker, Fleischhauer, und andere Krämer. Wollte man ja etwas haben, so mußte man den Werth von fünf Gulden nehmen. *) Es war

---

*) Bey dieser Gelegenheit geschah einem filzigen Taback-Krämer ein lustiger Streich. Jemand kaufte ein Loth Taback, und wollte auf ein Banco-Zettel von fünf Gulden das übrige an Münze heraus haben. Der Taback-Krämer entschuldigte sich, daß er keine habe, indem er eben erst gewechselt hätte. Können Sie mir wohl auf einen halben Souveraind'or herausgeben? fragte der Käufer, und nahm denselben aus der Tasche. Ich will zusehen, antwortete jener, und zog eine Lade voll Münze hervor. Als er fünf Gulden aufgezählt hatte, strich der Käufer das Geld ein, bezahlte den Taback und legte den Bancozettel dafür hin, mit der Dr=

ein Jammer, das Elend, welches die wenigen Tage hindurch herrschte, anzusehen. Mit dem Gelde in der Hand konnten die armen Leute ihre Bedürfnisse nicht erhalten, und hätte dieser Mangel nur noch einige Tage gedauert, so wären gefährliche Folgen für die öffentliche Ruhe daraus entstanden.

Glücklicher Weise traf man noch schnell genug Maaßregeln, um diesem Uebel vorzukommen. In der Münze ward Tag und Nacht an Verfertigung der neuen Zwölf-Kreuzerstücke gearbeitet, und als ein hinlänglicher Vorrath fertig war, kündigte die Bank an, daß sie zu den gewöhnlichen Stunden unter folgenden Bedingungen die Bancozettel einlöse: Wer ein Stück per hundert Gulden bringet, erhält fünf und zwanzig Gulden Münze, das übrige in kleineren Zetteln; wer ein Stück per fünf und zwanzig Gulden hat, bekommt fünf Gulden Münze, das

---

hung: er werde ihn als einen Jacobiner bey der Polizey angeben, wodurch der andere ganz erschrocken um aller Heiligen Willen bath, ihn nicht unglücklich zu machen.

übrige wieder in Papier; doch dürfe niemand öfter, als einmal des Tages kommen.

Tausende drängten sich nun hin, um für das Papiergeld doch etwas Münze zu erhalten; aber die Menge machte, daß mancher, der sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, erdrückt zu werden, oft viele Tage umsonst gieng, von früh bis in die Nacht wartete, und doch nicht einmal bis zur Treppe gelangen konnte. Diese Vorkehrung der Bank stillte zwar den Auflauf im Volke; aber sie stellte nicht den Credit der Bancozettel wieder her, der von diesem Augenblicke an so gesunken war, obgleich die Bank fortfuhr, auf die eben bemeldete Art einzulösen, daß niemand mehr gern Bancozettel wechselte, oder höchstens die schlechte Münze der Zwölf-Kreuzerstücke dafür gab.

In dieser gefahrvollen Lage gab Oesterreich den größten Beweis von seiner Anhänglichkeit und Liebe gegen den Monarchen. Das Aufgeboth auf dem Lande hatte den besten Erfolg. Von allen Seiten strömten bewaffnete Scharen herbey, das Vaterland zu vertheidigen, und, in einer Zeit von vierzehn Tagen waren bey-

nahe zweymal hundert tausend Mann Bewaffnete versammelt: ob durchgehends streitbare! hätte die Folge lehren müssen, wenn es zu ernsthaften Auftritten gekommen wäre. Am 17ten April zogen die Studenten und das Wiener Aufgeboth unter dem Zulaufe von tausend und abermal tausend Menschen gegen eilf Uhr, obgleich alle schon um fünf Uhr Morgens versammelt waren, dem Feinde entgegen und bezogen zwey Meilen von Wien ihre Standquartiere. Es war ein beschwerlicher Tag für diese Leute. Sie mußten den ganzen Tag fasten; denn sie rückten erst sehr spät, manche um Mitternacht, in ihre Standorte ein. Man hat mich versichert, daß schon an diesem Tage der Enthusiasmus bey manchen verkaltet sey.

Da alles sich bestrebte so eifrig und voll Muth dem Vaterlande zu dienen, so wollten die österreichischen Landstände auch das ihrige dazu beytragen, um dem Monarchen ihre Treue und Anhänglichkeit zu beweisen. Auch sie errichteten zwar ganz zuletzt, ein Corps unter dem Namen: Ständische Freywillige wozu der Adel, Leute aus den Dicasterien, und andere

von der besseren Mittel-Classe eingeladen wurden. Die adelichen Freywilligen erhielten täglich einen Gulden und funfzig Gulden zur Anschaffung der Uniform; die Bürgerlichen täglich dreißig Kreuzer und fünf und zwanzig Gulden zur nöthigen Equipirung. Dieses Corps, so sehr es vor Muth brannte, mit den Franzosen anzubinden, hatte doch keine Gelegenheit, Proben seiner Tapferkeit abzulegen; ja es kam nicht einmal zu der Gefahr, wie das übrige Aufgeboth, wenige Meilen marschiren zu können, ob es gleich auf das dringendste bath, man möchte es doch wenigstens vor die Linie der Vorstadt rücken lassen, um auch sagen zu können: es sey ausgerückt! Man nannte es spottweise in Wien: Die patriotische Nachgeburt.

Während daß man Anstalten zur Vertheidigung traf, Kleider, Pferde und Wagen in Requisition setzte, unterhandelte man immerfort den Frieden; so wenig anfangs der Kaiser geneigt war, sein Ohr der sanften Stimme dieser die Länder beglückenden Göttin zu leihen. Der eifrigste Freund für die Fortsetzung des Krieges war Baron Thugut, welcher sich geäußert

haben soll: Wenn auch Wien verloren gehet; so ist Wien noch nicht die Monarchie. Und sollte uns auch der Feind bis vor die Thore von Semlin verfolgen, so mache ich noch keinen Frieden! Alle übrige Conferenz-Minister, selbst diejenigen, die ehemahls noch so hartnäckig Krieg gegen Frankreich verlangten, erkannten nun die Nothwendigkeit, Frieden zu schließen, und stimmten dafür. Am meisten, wärmsten und nachdrücklichsten sprach Graf Lanzansky, damaliger Directorial-Minister, *) für den Frieden. Er erklärte, daß es bey den so sehr zerrütteten Finanzen der Monarchie unmöglich sey, länger die Unkosten des Krieges zu bestreiten; daß er keine Mittel mehr wisse, Geld zu schaffen, wenn man nicht den Unterthanen das letzte Hemde ausziehen wolle: Ich weiß, sagte er, daß ich mir durch diese

*) Nach dem Tode des Finanz-Ministers, Grafen von Hatzfeld, ward das Finanz-Departement mit dem Directorio vereinigt.

Wahrheit mächtige Feinde mache; daß ich mich der Gefahr aussetze, meinen Posten zu verlieren; aber ich will lieber mit meiner Familie in Armuth leben,*) als daß ich mich nicht, so lange ich es vermag, mit vollen Kräften dagegen setzen sollte, einen Krieg noch länger fortzuführen, der Oesterreich in das Verderben gestürzt hat; daß ich mir den Vorwurf machen sollte, zu dem Unglücke meines Vaterlandes beygetragen zu haben.

Den entscheidendsten Ausschlag, daß endlich der Kaiser, welcher von der Meinung des Barones Thugut gar nicht weichen wollte, doch den dringenden Vorstellungen, Frieden zu schließen, nachgab, soll der Erzherzog Carl gegeben haben. Man versicherte mich, daß

---

*) Graf Lanzansky ist ein sehr wenig begüterter gar nicht reicher Cavalier aus Böhmen. Um so mehr macht ihm seine freymüthige Aeußerung Ehre.

dieser Prinz der erste war, welcher dem Kaiser die Augen über den Zustand seiner Armeen, über die mißliche Lage des Reiches geöffnet habe; daß beyde Brüder in einem so heftigen Wortwechsel geriethen, daß man sie bis in die Anti-Chambre streiten, und den Kaiser einigemale mit dem Fuße stampfen hörte. Endlich behielt die Wahrheit und der allgemeine Wunsch zum größten Mißvergnügen des Herrn von Thugut die Oberhand. Der Kaiser willigte ein, seinem Reiche und Deutschland den Frieden zu geben, und dieser ward zu Campo Formio geschlossen.

Betrübte die Nachricht von der nahen Gegenwart des Bonaparte alle Einwohner; erfüllten die Vertheidigungs-Anstalten ihre Gemüther mit Angst und Schrecken, so strömte die fröhliche Bothschaft des Friedens neues Leben in jedes Herz, so verdrängte unbeschreibliche Freude, zufriedene Heiterkeit, unausdrückbare Wonne in einem Augenblicke alle vorige traurige Gefühle, und Empfindungen; so sah man fröhliche Menschen munter und in zahllosen Haufen jubelnd die Gassen der Stadt durchwandeln, wo noch kurz vorher traurige zur Erde gebeugte Gesichter

langsam und einzeln umher schlichen. Es ist Friede! war der erste Gruß, den einer dem andern gab. Es ist Friede! war das letzte Wort, wenn man von einander schied. Die Staats-Papiere, welche bis auf funfzig Procent Verlust gefallen waren, stiegen wieder; die Lebensmittel wurden wohlfeiler, und das Land schien über die Hoffnung des Segens, den ihm der Friede für die Zukunft versprach, alle erlittenen Drangsale und Bedrückungen zu vergessen.

Segnete die Nation die Friedensstifter eben so sehr, als sie die bösen Rathgeber haßte und verabscheuete; vorzüglich den Baron Thugut *) dessen einziges Bestreben nur stets dahin gieng,

---

*) Als Baron Thugut in jenem critischen Zeitpunkte, wo die Nation so sehnlich nach Frieden verlangte, und erfuhr, daß dieser Minister das Herz des Monarchen gegen das Flehen seines Volkes zu verhärten bemüht ist, von Maria-Hilf nach der Stadt fuhr, soll der Pöbel seine Kutsche umrüngen, das Aufhenken durch Pantominen ausgedrückt, und mit Steinen nach ihm geworfen haben.

und, leider! noch gehet, die Kriegesflamme hell anzublasen, und das hoch auflodernde Feuer desselben immerwährend zu nähren; so feindeten hingegen Baron Thugut und seine Verbündeten alle diejenigen an, welche für den Frieden gestimmt und durchgedrungen hatten. Der erste, welcher ihre mächtige Verfolgung empfand, war Graf Laczansky. Man nahm einen Vorfall zum Vorwande, woran er eben so viel Schuld hatte, als seine Verfolger Schuld haben, daß die Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgehet. Der um die österreichischen Finanzen so sehr verdiente Hofrath von Bolza, ein zwar bejahrter, aber noch immer sehr thätiger Mann, ward in den Ruhestand versetzt. Sein gerader, offener rechtschaffener Character, sein Eifer für das wahre Beste des Staates mochte vielleicht nicht zu den Planen gewisser Minister gepaßt haben; denn Bolza erklärte sich gleich sehr kurz, nachdrücklich, und manchmal ein bischen stark, wenn man den Finanzen zu viel auflegen wollte. An Bolza's Stelle kam Hofrath Mietes, welcher ge-

gen den berühmtesten Mann seiner Zeit, den Hofrath von Born, auf die undankbarste Weise handelte, und dem es, zwar nicht durchgehends an Kenntnissen und Fähigkeiten, aber doch in diesem Fache sehr daran fehlte.

Hofrath Mietes und ein Hofagent, Baron von Maßburg hatten ein Plänchen mit einander entworfen, vermittelst dessen sie in kurzer Zeit zu angesehenen Reichthümern gelangten. Alle diejenigen, welche für ihre Lieferungen von dem Hofe zu fordern hatten, konnten auf ihre dringendsten Vorstellungen kein Geld erhalten. Die Cassen waren stets leer, wenn sie sich meldeten, und man stellte ihnen verzinsbare Schuldscheine aus, womit ihnen nicht immer gedient war. Nun wußte Baron Maßburg durch einige Unterhändler es dahin zu bringen, daß diejenigen, welche ihre Schuldscheine gern gegen baares Geld umgesetzt hätten, sich an ihn wandten. Es verstehet sich, daß der Herr Hofagent sehr viele Schwierigkeiten machte, um den Kauf desto leichter schließen zu können; daß man den Credit dieser Papiere herab zu setzen such-

te; von einer langen Reihe von Jahren sprach, ehe sie würden bezahlt werden, wenn sie vielleicht nicht gar das Schicksal der schlesischen Obligationen erlebten, und was mehr dergleichen Handgriffe sind. Dadurch gelang es ihm denn, daß viele vierzig, ja funfzig Procent verloren, um nur den Ueberrest baar zu empfangen; unter fünf und zwanzig Procent Verlust aber ward kein Schuldschein eingelöst. Sobald man den Handel geschlossen hatte, gab Hofrath Mietes das Geld dazu aus der Staats-Cassa her, theilte den Rabbath mit dem Herrn Hofagenten, und rechnete dem Staate die eingelösten Schuldscheine für voll an. Dieses saubere Geschäft trieben nun die beyden Herren eine ziemliche Weile, bis es endlich durch einen ihrer Helfers-Helfer, den Juden Oppenheimer verrathen ward.

Des Grafen Laczansky Feinde benützten diesen Vorfall, ihn bey dem Kaiser anzuschwärzen, und wälzten den größten Theil der Schuld auf ihn. Ob man gleich gegen ihn nicht den kleinsten Beweis einer Theilnahme, oder nur entfernter Mitwissenschaft

aufbringen konnte, so brachte man es doch dahin, daß ihm die Finanzen abgenommen, und an seine Stelle der Regierungs-Präsident, und Polizey-Vice-Präsident Graf Saurau zum Finanz-Minister ernannt ward. Ob dieser neue Minister reichhaltige, gute und sichere Quellen entdeckte, dem ausgeschöpften Staats-Schatze neue ergiebige Zuflüsse zu verschaffen; ob die Mittel, welche er ergriff, nicht vielmehr den Credit, statt ihm aufzuhelfen, gänzlich vernichteten, läßt sich aus der neuen Art, Geld zu schaffen, am besten beurtheilen.

Friede! so hatte auch der Erzherzog Carl gerathen, und das konnten diejenigen Minister, denen Vortheil aus den Verheerungen des Krieges erwächst, nie vergessen, noch weniger verzeihen. Stürzen, vernichten konnten sie nicht den Bruder des Kaisers; sie hätten es gern gethan; aber sie konnten das Herz des Monarchen mit Mißtrauen und Kälte gegen seinen Bruder, der sein Retter war, erfüllen; konnten den Erzherzog auf mancherley Art kränken, ihn mißvergnügt machen,

und das thaten sie bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darboth.

Der Erzherzog erwarb sich durch die wesentlichen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet hatte, die Achtung und Liebe aller Einwohner der österreichischen Monarchie. Diese Liebe, diese Achtung, welche der junge Held, vorzüglich in Böhmen und bey der Armee genoß, benutzte man, um den Kaiser mißtrauisch und eifersüchtig zu machen, und so den Bruder von dem Bruder immer mehr zu entfernen. Die Vertraulichkeit zwischen beyden in kalter Zurückhaltung zu verwandeln, und gegen einander, wo möglich, ganz fremd zu machen. Es ist wahr, das Publicum empfieng den jungen Helden, wo er sich öffentlich sehen ließ, mit den ungeheucheltesten Beweisen grenzenloser Liebe*), und das: Vivat Carl!

*) Auch verdient der Erzherzog wirklich, von jedermann geliebt zu werden. Er ist bieder, leutselig und sehr rechtschaffen. Er ist nicht unwissend, und daß er geschickte Männer zu seinen Rathgebern wählet, beweiset schon, daß er

erscholl mehr aus dem Innern des Herzens, als das bey gewissen Gelegenheiten laute: Es lebe der Kaiser! Auch läßt es sich nicht läugnen, daß Carl bey der Armee mehr Liebe und Zutrauen besitzt, als Franz. Ursache genug, warum man den guten Kaiser überreden konnte, sich vielleicht vor seinem eigenen Bruder zu fürchten. Freylich erwog man nicht oder wollte nicht erwägen, daß eben diese Liebe, dieses Zutrauen der Krieger

---

eigene Kenntnisse und Beurtheilungskraft besitzen muß; sonst würde er nicht im Stande seyn, eine so gute Wahl in seinen Räthen zu treffen, als er wirklich in den Männern getroffen hat, deren Leitung er sich manchmal überläßt. Daß er sich für das Wohl des Kaisers und seiner Staaten so augenscheinlich aufopferte, indem er sich bey seiner schwächlichen Gesundheit allen Ungemächlichkeiten des Krieges so muthig unterzog, ist ein schöner Beweis seines edlen großen Herzens, und macht ihn würdig, in die Reihe großer Männer bey der Nachwelt aufgestellt zu werden.

Oesterreichs in den jungen Helden die Monarchie 1796 gerettet hatte; daß selbst 1799 alle die Vortheile gegen Frankreich in der Schweiz einzig und allein dadurch errungen und durch diesem Vortheil die Siege in Italien unendlich erleichtert wurden.

Da durch den Friedensschluß zu Campo Formio der Erzherzog Carl bey der Armee nicht nothwendig seyn mußte, so beförderte man ihn nach Prag, um ihn auf eine gute Art von Wien zu entfernen. Man zog ihn zu keiner einzigen sowohl Staats- als Kriegs-Berathschlagung, und vernachläßigte ihn ganz; ja man gieng so weit, daß ihm, als er sich eben zu Wien befand, weil seine Tante, die Erzherzogin Christine sehr krank war, den Befehl gab, eilends nach Prag zurückzureisen, damit er ja nicht bey dem Hof-Kriegsrathe erscheinen könnte, wo man wegen der neu einzuführenden Montur bey der kaiserlichen Armee berathschlagen wollte.

Die Böhmen, welche sich dankbarlich des Sieges bey Teimigen, durch welchen der Feind von ihren Grenzen abgehalten ward,

erinnerten, bewiesen dem Erzherzoge bey jeder Gelegenheit, wie sehr sie ihn liebten, wie hoch sie ihn schätzten. Aber bald kamen Winke: daß man es bey Hofe nicht mit allzu gnädigen Augen betrachte, wenn dem Erzherzoge gar so viele, so laute Auszeichnungen wiederfahren. Es ward ihm daher zwar nicht weniger innig, aber doch mehr im Stillen gehuldiget; vorzüglich, da Carl selbst so bescheiden war, jede Gelegenheit, wo ihm auszeichnende Ehrerbietungen erwiesen werden konnten, besonders im Theater, theils zu vermeiden; theils, wo er das nicht konnte, sich diese lauten Beweise von Liebe und Achtung zu verbitten. Als er nach Prag kam, verließ Graf Wratislaw Stadthauptmann und Polizey-Director daselbst, den Erzherzog fast keinen Augenblick. Stets war er ihm zur Seite, so zwar, daß es schien, als habe er den geheimen Auftrag, den Erzherzog, und diejenigen, die mit ihm sprächen, zu beobachten. Bey dieser Gelegenheit sagte die Gräfin von Glam, eine witzige Dame: Der Erzherzog ist sehr ein lieber, artiger

Herr; nur Schade, daß ihm nicht recht zu trauen ist, weil er von der geheimen Polizey ein obachtsames Aug *) hat!

Aus allen Kriegen, welche von Oesterreich seit einigen Jahrhunderten sind geführt worden, war keiner der Monarchie so schädlich, dem Lande so drückend und kostspielig als der gegenwärtige. Man kann ohne Bedenken annehmen, daß wenigstens fünfmal hundert tausend Mann ein Opfer desselben wurden, welche theils vor dem Feinde blieben, theils in Spitälern starben. Mich haben verschiedene Staabs-Officiere vom General-Staabe, welche in Italien vom Anfange des Krieges bis zu dem Friedens-Schlusse dienten, auf Ehre versichert; daß Oesterreich in diesem Lande allein bey zweymal hundert

*) Wenn jemand in den österreichischen Staaten verdächtig ist, und man ihn doch nicht einkerkern will, so läßt man ihn von einem geheimen Polizey-Spione überall, ohne sein Wissen zwar, begleiten, und dieses nennet man: Ein obachtsames Aug.

tausend Mann verloren hat. Ein fast unglaublicher Verlust, der aber bald aufhöret übertrieben zu scheinen, wenn man bedenkt, daß in Italien fünf Armeen gänzlich aufgerieben wurden.

Ein würdiger italienischer Cavalier, welcher im Jahre 1796 die kaiserlichen Erbstaaten bereisete, erzählte mir, daß man schon damals einen großen Mangel an Leuten verspürte. Zum Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit seiner gemachten Bemerkungen führte er mir folgendes an. Er befand sich gerade um diese Zeit in Mähren, als Jourdan gegen Böhmen vordrang, und in allen österreichischen Provinzen außerordentlich stark geworben ward, um die Regimenter theils zu ergänzen, theils zu verstärken. In diesem Zeitpunkte ward er dem Erzbischoffe von Ollmütz, dem Fürsten Colloredo auf seinem Sommer-Aufenthalte zu Cremsir vorgestellt, bey welchem sich auch einige aus Italien Ausgewanderte aufhielten. Die Begebenheiten der Zeit waren der Stof des Gespräches. Da man von den starken Recrutirungen sprach, versicherte ihn der Erzbischof auf Ehre; daß es ihm

unendlich viele Mühe koste, seine Anzahl Recruten zu stellen. "Ich habe auf allen meinen Gütern beynahe keine ledige waffentaugliche Pursche mehr, sagte der Erzbischof, denn diese habe ich schon abgeliefert, und ich sehe mich nun gezwungen, die Bauern vom Haus und Hof wegzunehmen. Das Gesetz befreyet sie noch bis jetzt vom Soldatenstande; da ich mir aber sonst nicht zu helfen weiß, und ich sie mit Gewalt auch nicht nehmen darf, so suche ich sie dahin zu bringen, daß sie sich freywillig anwerben lassen. Um sie dazu aufzumuntern, verspreche ich einem jeden, ihm nicht nur so lange er im Felde stehet, sondern auch noch drey Jahre nach seiner Entlassung vom Militair-Dienste, alle herrschaftliche Abgaben von seinem Haus und Hofe gänzlich zu schenken; auch seinem Weibe, im Fall er vor dem

„ Feinde bleiben sollte, lebenslänglich eine „ Pension zu geben. Dieses kostet mich „ eine schöne Summe." Nicht Unwille und Mißvergnügen sprach aus dem Munde dieses Fürsten, denn er ist mit ganzer Seele seinem Monarchen ergeben; sondern bloß das Gefühl des Mangels an Leuten, seine Sorgfalt, den Forderungen des Kaisers Genüge zu leisten, brachten ihn zu diesem Gegenständnisse. Erwäget man nun, daß die Erzbischöflichen Güter in dem am meisten bevölkerten Theile Mährens liegen, so kann man leicht daraus schließen, daß die Bevölkerung unendlich gelitten haben müsse.

So unendlich groß der Verlust an Leuten ist, welcher diese Monarchie durch den Krieg erfahren hat, so unendlich größer und unersetzlicher ist der Geldverlust, den sie erlitt. Oesterreich war nie ein reicher Staat, und konnte es wegen seiner unbequemen Lage zum Handel auch nicht seyn; aber es war einer der wohlhabendsten Staaten Europens; hatte einen für seinen innern Handel hinlänglichen

Geldumlauf, und, was noch mehr werth war, als dieser, einen festen ausgebreiteten Credit. Alles dieses ist nun verschwunden, da fast alle klingende Münze aus dem Lande geflossen ist, ohne alle Hoffnung, daß je der zwanzigste Theil davon wieder in das Land zurückkehren werde.

War es Furcht, weil man noch nicht wußte, wie die Nation diesen Krieg aufnehmen, und ob sie ohne Murren die Unkosten desselben tragen würde, daß man sich scheuete, ihr gleich im ersten Jahre die schwere Last aufzubürden; war es schmeichelnde Hoffnung, daß der Krieg höchstens mit einem Feldzuge geendet seyn würde; oder war es bloße Güte des Kaisers, welcher so lange, als möglich, sein Volk schonen wollte, daß Franz das feyerliche Versprechen öffentlich machte: Er würde seine Unterthanen mit keiner Krieges-Steuer drücken, und die Unkosten bloß aus seinem Familien-Vermögen bestreiten. So sehr diese Verheißung ein neuer Beweis von der Herzens-Güte des Monarchen war, so son-

derbar fanden doch viele sachkundige Rechenmeister dieselbe. Man berechnete den Transport des schweren Geschützes nach den Niederlanden *) die theure Verpflegung der Truppen auf dem Marsche und im Felde, da die Magazine aus den fruchtbaren österreichischen Provinzen der großen Entfernung wegen gar nicht, oder doch sehr kostspielig nachgeführt werden konnten; man verglich dagegen das Familien-Vermögen, nicht nur des Kaisers, sondern der ganzen kaiserlichen Familie, und fand; daß diese ganze Verheißung nichts mehr nichts weniger sey, als ein schönes, glänzendes Versprechen, daß nur die schwachen Unkundigen blenden kann, indem es klar, wie die Sonne ist, daß dieses Familien-Vermögen allein nicht hinreiche, einen so kostspieligen Krieg ohne andere Zuflüsse nur drey Monate zu führen.

*) Ein Artillerie-Officier hat mich versichert, daß der Transport einer einzigen Canone bis nach Brüssel über vier tausend Gulden koste.

Bald zeigte der Erfolg, daß diese Männer nicht schlecht gerechnet hatten. Schon im Herbste des ersten Jahres gaben die Einwohner von Wiener-Neustadt einen freywilligen Beytrag, *) und bald folgten diesem Beyspiele alle übrige Städte, Märkte, Flecken und Dörfer. Viele wurden durch die Furcht, daß man sie für französisch Gesinnte halten möchte, gezwungen, freywillig beyzutragen, und so steuerte dann jeder zu diesem Kriege bey. So ansehnlich diese Beyträge wirklich waren, so reichten sie doch nicht zu, und der Kaiser mußte noch beträchtliche Schulden machen, um die Unkosten des ersten Jahres zu bestreiten.

Da der Krieg nicht die gewünschte Wendung nahm; und die Einwohner der österrei-

*) Man raunte sich zu Wien heimlich in die Ohren, daß dieser erste freywillige Beytrag durch von der Regierung abgeschickte Emissare zu Stande gebracht war, um die übrigen vermöglichen, und auch unvermöglichen Bürger anzufeuern, ein Gleiches zu thun.

chischen Monarchie durch ihre ansehnlichen Geschenke beweisen, wie geneigt sie sind, die Unternehmungen ihres Monarchen zu unterstützen; da die Stadt Wien sogar ein eigenes, unter dem Namen Oesterreichisch-Wurmsersches Freycorps auf Subscription bis zum Ausgange des Krieges errichtete; so wagte man es endlich 1794 zu den freywilligen Beyträgen auch noch ein freywilliges Kriegs-Darlehn auszuschreiben, wozu alle und jede eingeladen wurden, unter der Bedrohung: daß diejenigen, welche weniger leihen würden, als sie könnten, um den doppelten Betrag gestraft werden sollten.

Aber selbst dieses Darlehn, so beträchtlich es auch war, und die noch fortdauernden freywilligen Beyträge waren nicht ergiebig genug, die Unkosten zu bestreiten, welche sich, wie mich ein würdiger Mann aus der Hof-Kriegs-Canzley-Buchhalterey versicherte, jährlich an vier hundert Millionen Gulden beliefen. Schulden mußten auf Schulden gehäuft werden, und Oesterreich nahm, wo es nur konnte, zu sehr hohen Procenten Gelder

auf, als es noch nie gethan hatte. Dadurch wuchs nun die österreichische Schuldenlast zu einer Größe an, die beynahe unglaublich ist. Bis zu Ende des Jahres 1797 soll sie schon so ungeheuer gewesen seyn, daß die gewöhnlichen Einkünfte der Monarchie nicht hinreichten, die Zinsen davon zu bezahlen, um so weniger wäre also an die Abtragung des Capitals zu denken.

Der immerwährende Ausfluß des Geldes verursachte einen so großen Mangel an klingender Münze im Lande, daß man schon zu Anfang des Jahres 1795 gezwungen war, für den innern Umlauf eine schlechte Münze zu prägen, welche kaum die Hälfte im Werthe enthält, wofür sie ausgeprägt ist. Aber auch dieses Mittel reichte für den einheimischen Bedarf nicht hin, da man von dieser Geldsorte nicht eine solche Menge verfertigen konnte, welche den großen Abgang des Numerars ersetzt hätte, indem man den größten Theil des in den Erbstaaten erbeuteten Silbers für Conventions-Münze verwenden mußte, um die Unkosten des Krieges im Auslande besser bestreiten zu können. Um

also dem immer mehr um sich greifenden Geldmangel abzuhelfen, nahm man zu einem andern Mittel seine Zuflucht, und vervielfältigte im Jahre 1796 das Papiergeld, oder die sogenannten Bancozettel.

Unter Joseph II. waren vier und zwanzig Millionen dieses Papiergeldes in Umlauf; eine Summe wofür die Stadt-Bank, welche für dieselben gut saget, Hypothek zu leisten im Stande ist. Diese Summe ward nun auf hundert drey und dreißig Millionen erhöhet; so viel nämlich werden bloß allein von den Magistrats-Räthen unterschrieben; ohne diejenigen zu rechnen, welche von Banco-Beamten unterfertiget seyn sollen. *)

---

*) Die Stadt Wien hat sich für die Einlösung der Banco-Zettel mit allen ihren Realitäten verpfändet. Aus dieser Ursache müssen dieselben auch vom Bürgermeister, einem Controlór, einem Groshändler und einem Magistratsrathe unterschrieben seyn. Die Namen der ersten drey Personen werden bloß beygedruckt, die Magistrats-Räthe aber unterschreiben sich eigenhändig.

Alle diese angewendeten Mittel, dem Geld-Mangel zu steuern, schwächten den Staats-Credit gewaltig; denn man hielt dafür, daß die Finanzen in einen gänzlichen Verfall gerathen seyn müssen, nachdem man zu solchen Hülfs-Quellen seine Zuflucht nimmt, welche man selbst in der schlimmsten Lage des Staates unter der

---

Nun soll es sich gefügt haben, daß ein neuer Bancozettel, der einen ganz fremden Namen zur Unterschrift hatte, einem Magistrats-Rathe in die Hände kam Dieser zeigte denselben als einen falschen nachgemachten Bancozettel bey dem Criminal-Gerichte an, welches auch sogleich auf Untersuchung drang; aber die Klage ward damit abgewiesen und unterdrückt; daß man in der Eile, weil man eine bestimmte Summe gebraucht habe, auch einige Bancozettel von Bancal-Beamten habe unterscheiben lassen, da man glaubte, die Magistrats-Räthe würden nicht so geschwind damit fertig werden, und daß sie wieder bey Gelegenheit gegen die ächten Stadt-Banczozettel sollten eingetauscht werden.

Kaiserin Maria Theresia, in den Jahren 1765 und 1766, wo der Staat einem Banquerote sehr nahe war, nicht eröffnet hatte. Bedenkt man, daß im Jahre 1797 der Hof um die Vermittelung und den Credit seiner reichsten Wechsler ansuchte, um ihm ein Darlehn von zehen Millionen zu verschaffen; so kann man wohl mit einigem Grunde schließen; daß der Staats-Credit gesunken seyn müsse, weil man der Garantie der Wechsler bedurfte, um diese für einen Staat, wie Oesterreich, so geringe Summe aufzutreiben.

Was unstreitig den österreichischen Credit im Auslande sehr herab setzte, war die 1798 erschienene Aufforderung; daß alle Inhaber von Staats-Obligationen dreißig Procente darauf zahlen mußten, widrigen Falls sie keine Zinsen beziehen sollten, und auch würklich nicht beziehen. Erwäget man, wie wenig Inhaber solcher Staats-Papiere mit dem besten Willen in Stand waren, diese Forderung zu erfüllen; denn wer hatte wohl so viel baares Geld zu Hause vorräthig liegen? so wurden die meisten in die traurige Nothwendigkeit versetzt; entweder die Zinsen, von welchen sie und ihre Familien lebten, ganz

zu verlieren, und folglich betteln oder erhungern müssen; oder um etwas zu retten, die Hälfte ihres Eigenthumes durch den Verkauf ihrer Obligationen, welche nach dieser Verordnung noch tiefer am Werthe fielen, zu verlieren. Man kann sich nicht überreden, daß man dem guten Monarchen diese Finanz-Operation von dieser Seite vorgestellt hat; denn bey seinem gütigen menschlich gesinnten, Gerechtigkeit liebenden Herzen ist man überzeugt, daß er ein solches hartes, dem Credite des Staates schädliches Mittel sicher nicht würde gebilliget haben.

So sehr indeß das Land vom Gelde entblößt, so tief auch der Staats-Credit würklich gesunken war, da selbst nach Bekanntmachung des Friedens, die Bank-Obligationen, welche für die besten und sichersten österreichischen Staats-Papiere gehalten werden, noch immer mit zwölf, auch funfzehn Procent Verlust gingen; so hoffte man doch, daß einige Friedens-Jahre dem Geld-Mangel in etwas abhelfen, und Oesterreich bey seinen bekannten fast nie zu erschöpfenden inneren Hülfs-Quellen den alten Credit wieder verschaf-

sen würden. Niemand zweifelte mehr, daß nun der Krieg für eine lange Zeit verbannt wäre; hauptsächlich, da Baron Thugut die Leitung der auswärtigen Geschäfte verloren zu haben schien. In dieser beglückenden Hoffnung ward man durch die Ankunft eines französischen Gesandten, des Generales Bernadotte, noch mehr bestärkt, vorzüglich, da auch schon ein kaiserlicher Gesandter bestimmt war, nach Paris zu gehen. Diese frohen Aussichten fiengen den 13ten April 1798 an sich zu trüben, und von diesem Tage an immer dunkler zu werden, bis sie endlich ganz sich verloren.

An diesem Tage, wo die erste Wolke am Friedens-Horizonte aufstieg, feyerte die französische Gesandschaft zu Wien ein National-Fest, wobey Bernadotte eine dreyfarbige Fahne auf dem Balcon seines Hauses ausstecken ließ. Schon vielleicht mehr, als hundert Menschen, waren das Haus vorüber gegangen, sahen die Fahne, dachten nichts Arges dabey, und wandelten ruhig ihre Straße weiter. Gegen halb Acht Uhr, da es um diese Jahreszeit schon dun-

kel ist, machten einige Bediente *) den Pöbel aufmerksam, schimpften auch, und geriethen mit den unter dem Hausthore stehenden Bedienten des französischen Gesandten in Wortwechsel. Dieser Streit versammelte mehrere Menschen; vorzüglich kamen aus einem nahe dabey befindlichen Weinkeller einige Holzhauer, Sesselträger, Schlosser- und Schmiedegesellen und dergleichen Leute vom niedrigsten Pöbel herzugelaufen, welche sich um die Ursache des Streites erkundigten. Einer der Bedienten, welche an dieser Unruhe Schuld waren, antwortete: « Die Franzosen " hätten eine Aufruhr-Fahne ausgesteckt, um " das Zeichen zu einer Rebellion zu geben." Diese Nachricht reizte den versammelten Pöbel zur Wuth. Man schrie; daß die Fahne herunter genommen werden sollte; und als man dieses von Seiten der französischen Gesandtschaft nicht thun wollte, so fieng der Pöbel an, Gewalt zu brauchen. Ein Schornsteinfeger-Junge

---

*) Man sagte in Wien, daß es Bediente des englischen und rußischen Gesandten gewesen seyn sollen.

kletterte auf den Balcon, riß die Fahne herab, und kam unbeschädigt mit seiner Beute wieder auf den Boden. Im Triumphe zogen nun einige aus dem Pöbel mit der eroberten Fahne auf die Freyung, nahmen, da eben eine Kutsche über den Platz fuhr, dem vor der Kutsche gallopirenden Läufer das brennende Windlicht, und verbrannten unter wildem Geschrey: Es lebe der Kaiser! die Fahne. Nach dieser Heldenthat begab sich der nämliche Zug nach der Burg, um die Stange dem Monarchen zum Beweise der Treue zu überreichen, wo ihm aber die Wache den Eingang verwehrte.

Diese Gewaltthätigkeiten entflammten den Zorn des französischen Gesandten. Er befahl Gewalt mit Gewalt abzutreiben, schimpfte auf die versammelte Menge, und ließ einige Pistolen unter dieselbe abfeuern. Waren diejenigen, welche den Befehl, zu schießen, erhielten, klüger, als der vor Zorn wüthende Bernadotte, welcher mit bloßem Säbel über zwanzig tausend Menschen herfallen wollte, daß sie nur blind feuerten; oder traf durch einen glücklichen Zufall gerade kein

Schuß, das weiß ich nicht. Aber so viel ist sicher; wäre ein Mensch verwundet worden, so hätte das den durch Bernadotte's Schimpfen und die Pistolenschüsse schon äußerst aufgebrachten Pöbel, vollends zur unbändigsten Raserey verleitet, und es würde nicht einer von der französischen Gesandtschaft mit dem Leben davon gekommen seyn.

Indeß drang doch der Pöbel mit Gewalt in das Haus, und hätte vielleicht den General Bernadotte und die übrigen Republicaner sehr mißhandelt, hätte nicht der mit zwölf Grenadieren dahin beorderte Officier so viel Gegenwart des Geistes gehabt, den Pöbel durch eine List aus dem Hause zu bringen, da er nicht für rathsam hielt, Gewalt zu brauchen. Dieser kluge Officier stellte seine Leute auf die Treppe um die Personen der Gesandtschaft zu schützen; er selbst aber mengte sich unter das Volk, billigte dessen Absichten, und sagte: Hier, Freunde, ist die Wagen-Remise! Seine Wagen wollen wir zertrümmern! Nun legte alles Hand an. Einige Wagen wurden

auf die Gassen geschoben, das Volk strömte hinter her, einige wenige Zurückgebliebene drückten die Grenadiere noch hinaus, und schnell ward die Thür hinter ihnen verschlossen. Nur sehr wenig wurden diese Wagen beschädigt; denn eine Reuter-Patrouille nahm sie in Schutz, und führte sie auf die Hauptwache. Dieser Auflauf dauerte bis nach zehen Uhr. Alle Fenster im Gesandten-Hause wurden eingeworfen, und sogar die Fenster-Stellen zu ebener Erde zertrümmert. Nun rückte ein Detaschement Cavallerie an, und das Volk verließ ohne die geringste Gegenwehr die Gasse.

Es war zu verwundern, daß bey diesem Tumulte, bey der Menge von Menschen Niemanden das Geringste zu leide geschah. Man konnte ganz ruhig einen Zuschauer dabey abgeben, ohne daß einem nur auf den Fuß getreten ward. Freylich würde es nicht so gut abgelaufen und vielleicht von gefährlicheren Folgen gewesen seyn, hätte nicht die Polizey die Vorsicht gebraucht, die Stadt-Thore sperren zu lassen, damit nicht aus den Vorstäd-

ten die Hefen des Volks zur Stadt strömen könnte. Die Thore, wo zwar jedermann hinaus, aber niemand hinein gelassen ward, blieben bis den andern Tag Morgens gegen acht Uhr verschlossen. Am 15ten April Mittags gegen zwölf Uhr verließ die französische Gesandtschaft, und mit ihr ein großer Theil der frohen Aussicht zum langen Frieden, Wien und die österreichischen Staaten.

Dieser Vorfall ward verschieden beleuchtet, je nachdem Partheylichkeit das Urtheil leitete. Man thut dem Wiener-Hofe Unrecht, wenn man ihm die Veranlassung dieses Auflaufes zuschreibt. Nein! er war ganz unschuldig daran, und es ist gewiß, daß Bernadotte mit ein wenig mehr Klugheit den ganzen Auftritt hätte vermeiden können, ohne der Ehre seiner Nation etwas zu vergeben. Daß aber von Seiten derjenigen Personen, denen die Sorge oblieget, die öffentliche Ruhe zu erhalten, ein bischen Nachlässigkeit mit unterlief, daran läßt sich beynahe nicht zweifeln; vorzüglich wenn man sich eines fast noch bedenklicheren Auflaufes erinnert, welcher sich

vor zehen Jahren in der nämlichen Residenzstadt zutrug. Da durch den Türkenkrieg, im Jahre 1788 weniger Getraide nach Wien kam, weil die Lieferungen für die Armee vieles wegnahmen, so ward das Brod etwas kleiner. Nun erfuhren die Bäcker, daß vom ersten August das Brod um zwey Lothe geringer taxirt war. Sie backten also die zwey letzten Tage im Julius schon so leichtes Brod, hielten es aber, weil sie es, ehe die Tax-Ordnung erschien, nicht verkaufen durften, zurück, und entschuldigten sich, wenn man Brod verlangte; daß schon alles verkauft wäre! Den ersten Tag ertrug der gemeine Mann, obgleich mit Murren, doch ruhig diesen Mangel. Als aber den zweyten Tag auch kein Brod zu haben war; als man erfuhr, daß die Bäcker Brod vorräthig hätten, es aber nicht ehr als den ersten August verkaufen wollten; da riß die Geduld der ärmeren Classe, und, wie verabredet, wurden in allen Vorstädten die Bäcker gestürmet; alles Brod, das man vorfand, weggenommen, auch noch Kisten und Kasten aufgeschlagen und geplündert; die Ge-

räthschaften vernichtet; mit einem Worte: aller Unfug getrieben, den sich der Pöbel erlaubet, sobald er in den Stand der Gesetzlosigkeit eintritt. Doch dieser obgleich fast allgemeiner Auflauf dauerte nicht lange, und in weniger als zwey Stunden war die Ruhe allgemein hergestellt; denn auf die erste Nachricht eilte sogleich Infanterie und Cavallerie herbey, und von letzteren zerstreuten oft zwey oder drey Mann einen Haufen von mehreren hunderten.

Es war daher sicher unverzeihliche Nachlässigkeit einiger Beamten, welchen die Wachsamkeit für die öffentliche Ruhe oblieget, daß das Militair erst in der vierten Stunde des Auflaufes anrückte; denn daß es nicht früher hätte anrücken können, wenn es gleich dazu wäre befehligt worden, kann und wird keiner glauben, der die Verfassung in Wien ein wenig kennet, wo immer eine Reserve in den Casernen bereit seyn muß, bey unvorgesehenen Fällen sogleich anrücken zu können. Noch mehr fällt die Unachtsamkeit dieser Beamten auf, daß sie unterließen, dieses Feuer

gleich in der Asche zu ersticken. Bey der in Wien so vortrefflich eingerichteten sowohl öffentlichen als geheimen Polizey ist es kaum denkbar, daß nicht gleich die ersten Veranlassungen des Streites, und der dadurch verursachte Anfangs sehr geringe Auflauf bey der Behörde bekannt gemacht wurden. Damahls hätte man nur sechs Mann von der ganz in der Nähe befindlichen Reuter-Wacht auf dem Prater kommen lassen, jeden der vier Eingänge in die Wallner-Gasse mit einem Mann besetzen dürfen, um niemanden mehr in die Gasse zu lassen, die übrigen zwey Reuter aber hätten mit leichter Mühe, den versammelten Pöbel hinaus drücken können. Wem es bekannt ist, wie geneigt sich das Volk in Wien von einer Reuterpost abweisen läßt, wie gewohnt man da ist, die Wache zu respectiren, so wird jeder überzeugt seyn, daß durch diese Anstalt der gänzliche Ausbruch des beleidigenden Auflaufes hätte verhindert werden können. Selbst die Bereitwilligkeit, mit welcher sich die funfzehen bis zwanzig tausend Menschen von einigen hundert Reutern haben

aus der Gasse drücken lassen, beweiset, daß man zu thätlicher Widersetzlichkeit von Seiten des Volkes gar nicht gestimmt und entschlossen war. Hätte man sich zur Gegenwehre anschikken wollen, wahrlich damahls wäre das ganze Commando, welches zur Herstellung der Ruhe von der Josephs- und Leopold-Stadt nach drey Stunden herbey eilte, schon zu schwach gewesen, das aufgebrachte Volk selbst mit Gewalt zu bändigen.

Viele Politiker haben aus diesem Vorfalle schließen wollen, daß es dem Wiener-Hofe mit dem Frieden zu Campo Formio nicht recht Ernst gewesen war; daß man damahls die Hand dazu both, theils die Gefahr eines Bombardements von der Hauptstadt abzuwenden; theils weil man in der festen Hoffnung lebte, daß eine Gegenrevolution das in Frankreich in kurzer Zeit zu Stande bringen würde, was man durch die Gewalt der Waffen bisher nicht hatte durchsetzen können, und daß man daher nicht noch ferner unnöthig Blut vergießen wollte. Wahrscheinlich wenigstens wird diese Vermuthung durch manche Umstände. Es ist bekannt, daß Pitt,

und folglich auch Thugut den Hauptgrund der Fortsetzung des Krieges auf eine Gegenrevolution in Frankreich stützten, und an derselben auch fleißig nach allen ihren Kräften arbeiteten. Die von dem französischen Directorio im sechsten Jahre der Republik angezeigte rojalistische Verschwörung, welche den 18ten Fructidor nach sich zog, war nicht ganz ohne allen Grund, nicht bloß aus der Luft gegriffen. Sie scheint würklich bestanden zu haben; wenigstens wird es durch viele Umstände wahrscheinlich, daß die Gegenrevolutionisten in genauer Verbindung mit den kriegführenden Mächten, und mit Ludwig XVIII. standen; ja daß die Gegenrevolution sowohl mit ersteren, als mit dem letzteren verabredet war. Ich sprach einen Reisenden, der sich gerade um diese Zeit an dem Hofe dieses bis jetzt nur noch anmaßlichen Königs von Frankreich aufhielt, und ihm nahe wohnte. Dieser versicherte mich, daß vierzehen Tage vor dem 18ten Fructidor alle daselbst befindliche Ausgewanderte eine fast ausgelassene Munterkeit äusserten; daß sie laut sagten: sie würden

längstens in wenigen Wochen wieder in Frankreich, und im Besitze ihrer Güter seyn; daß sie viele ihrer dortigen Bekannten eingeladen haben, sie in Frankreich auf einen guten Champagner zu besuchen. Daß sie alle nach dem 18ten Fructidor außerordentlich niedergeschlagen und traurig waren; daß er selbst aus seinem Fenster sah und hörte, wie Ludwig XVIII. die erhaltenen Depeschen voll Wuth auf den Tisch warf, verzweifelnd die Hände rang, und ausrief: tout est perdu!

Aus diesen angeführten Umständen läßt sich denn eine nicht ganz ungegründete Vermuthung bauen; daß nämlich, nach gescheiterter Gegenrevolution, der Krieg gegen Frankreich aufs neue beschlossen ward; daß man aber denselben nicht eher anfangen wollte, bis man die erschöpften Kräfte in etwas erhohlet hätte, und eine solche Macht der Republik entgegen stellen könnte, daß sich davon eine glückliche Ausführung der neuen Plane nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit erwarten ließ. Daher mochte der Vorfall mit Bernadotte, wenn gleich von dem Wie-

ner-Hofe nicht veranlaßt, doch demselben sehr willkommen gewesen seyn, weil man sich mit guter Art einen lästigen Beobachter vom Halse schaffen konnte.

Die langsame Betreibung des Friedens-Geschäftes zu Rastadt, die verzögernden Ursachen, welche man stets in den Weg zu legen wußte, geben nicht minder zu einer gegründeten Vermuthung Anlaß, daß des Baron Thuguts System nur etwas bey Seite gesetzt, nicht gänzlich aufgegeben war. Indeß zwinget Unpartheylichkeit und Liebe zur Wahrheit gleichfalls zu gestehen, daß Frankreich auf dem Friedens-Congresse zu Rastadt eine Sprache führte, welche durch den an unerträglichen Hochmuth grenzenden Ton jeden Deutschen empören mußte. Hätte Frankreich von Anfang an durch weise Mäßigung, Gerechtigkeit und Großmuth zu erkennen gegeben, daß es sich zwar erhalten, aber nicht zugleich alles um sich her vernichten wolle, so würde es seinen unversöhnlichen Feinden nicht so leicht gewesen seyn, einen neuen gegründeten Vorwand zum Kriege zu finden. Aber

so hörte man nicht die Gesandten einer freyen Republik zu Freunden und Nationen, man hörte Abgeordnete einer stolzen Tyrannin zu Sclaven sprechen, welche dem durch ihr mächtiges Schwert Gebeugten den Fuß nicht bloß auf den Nacken setzen, nein! welche sie ganz zertreten wollte.

Bey den übertriebenen Forderungen, welche Frankreich zu Rastadt machte, war es kaum möglich zu glauben, daß es der Republik wahrer Ernst sey, einen für Deutschland nur einigermassen annehmbaren und ehrenvollen Frieden zu schließen. Frankreichs ungerechtes die heiligen Rechte eines freyen Volkes beleidigendes Verfahren gegen die Schweiz, das räuberische Eroberungs-Sucht verrathende Betragen in Italien mußten die gegründete Furcht erregen, daß sich diese Republik, deren Directoren damahls weder Ehre, noch Recht, noch Billigkeit kannten, nicht eher begnügen lassen würde, als bis sie alle Reiche verschlungen hätte. Was war natürlicher, als auf seine eigene Sicherheit zu

denken, und sich durch eine Coalition "zur gemeinschaftlichen Erhaltung zu vereinigen?

Vermuthlich waren es diese Gründe, welche Oesterreich bestimmten, unter der Hand neue Bündnisse gegen Frankreich zu schließen, und sich in Geheim zum Kriege zu rüsten, während daß es zu Rastadt den Frieden unterhandeln ließ. Man schloß ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit Rußland, unterhandelte von dieser Macht eine mächtige Hülfs-Armee, verstärkte die Armeen am Lech und in Italien; mit einem Worte: man befolgte genau die politische Maxime: Willst du den Frieden, so rüste dich zum Kriege! Frankreich hingegen that das Gegentheil. Es ließ seine Minister zu Rastadt in den beleidigendsten Ausdrücken Drohungen über Drohungen ausstoßen, ohne sich in den Stand zu setzen, denselben durch eine ansehnliche Macht einiges Gewicht zu geben. Statt seine Armeen zu verstärken, wurden dieselben fast gänzlich aufgelöst; statt sich neue Verbündete zu suchen, beleidigte es seine alten auf die unbilligste und unklugste Art, und machte durch sein

Bedrückungs- und Räuber-System alle ehemalige Freunde und Anhänger in den eroberten Ländern zu seinen unversöhnlichen Feinden und Verfolgern.

Noch war kein Mann jener von den Directoren mit so vollen Backen angekündigten zweymal hundert tausend neuconscribirten Vertheydiger der Freyheit auf den Beinen, so standen schon in Oesterreich bey vierzig tausend Russen, um auf den ersten Wink über Frankreich herzufallen. Nun erst ward man zu Paris aufmerksam auf diese Erscheinung, welche doch lange schon kein Geheimniß hätte seyn sollen. Man forderte in einem unbescheidenen Tone vom Kaiser die russischen Truppen auf der Stelle zu entfernen, und setzte einen Zeitraum von vierzehn Tagen zum Termin einer bestimmten Erklärung, widrigenfalls wollte man es als eine Kriegs-Erklärung betrachten. In der Verfassung, in welcher Oesterreich sich befand, konnten diese Drohungen nicht mehr erschrecken. Die bestimmte Erklärung war nichts weniger, als nach dem Sinne des Directorii abgefaßt, und die französi-

schen Truppen erhielten im März 1799 den Befehl, feindselig gegen Oesterreich zu verfahren.

Das Krieges-Glück schien anfangs den französischen Waffen eben so günstig, als es einst jede ihrer Unternehmungen begleitete. In Graubünden, in Tyrol erfochten die Republicaner unter dem General Massena wichtige Vortheile; schon besorgte man einen neuen Einfall in das Herz der österreichischen Monarchie, als der Erzherzog Carl zum zweytenmale den General Jourdan besiegte, und dadurch dem Laufe der Waffen eine andere Wendung gab.

Durch diese ersten ausgebrochenen Feindseligkeiten von Seiten Frankreichs waren nun die Friedens-Unterhandlungen zu Rastadt abgebrochen, und der Congreß mußte auseinander gehen. Die französischen Gesandten, Roberjot, Bonnier und Jean de Brie hatten sich schon zur Abreise angeschickt, als sie den 28sten April einen schriftlichen Befehl von dem kaiserl. königl. Obristen Barbaczy erhielten, Rastadt binnen vier und zwanzig

Stunden zu verlassen. Dieser Befehl bestimmte sie, noch am nämlichen Tage abzureisen. Da sie sowohl auf ihr Ansuchen, als auf das Ansuchen der übrigen Gesandten von dem in Rastadt eingerückten Rittmeister der Scekler Husaren keine Escorte erhalten konnten, so fuhren sie auf die Zusicherung: daß für ihre Sicherheit gesorgt sey! Abends zwischen 9 und 10 Uhr von Rastadt ab. Kaum waren sie zwey hundert Schritte von der Stadt entfernt, so wurden sie von einem zahlreichen Haufen kaiserl. königl. Scekler Husaren angefallen, die drey Minister allein erbärmlich zusammen gehauen und ihrer Schriften und Kostbarkeiten beraubt.

Ich habe diese schaudervolle That, wovon man in den Jahrhunderten der größten Barbarey (die Zeiten des Kaisers Friederichs III. und Kaisers Carls V. ausgenommen;) bey den ungesittetsten Völkern beynahe kein Beyspiel aufweisen kann, so kurz als möglich erzählt. Es war mir unmöglich, einen ausführlicheren, alle Umstände berührenden Bericht zu machen. Meine Hand zitterte, da sie dieselbe nieder-

schrieb; meine Seele war empört, mein Herz schlug vor Unwillen bey dem Gedanken: daß das kommende Jahrhundert dem unsrigen den Verwurf eines so niedrigen Meuchel-Mordes, welches zu begehen sich der elendeste Bandit in Italien schämen würde, machen kann.

Nach der erschienenen gemeinschaftlichen Erklärung mehrerer Gesandtschaften zu Rastadt fiel allgemein der Verdacht dahin aus; daß dieser Mord an den französischen Gesandten auf Befehl des kaiserlichen Hofes begangen worden sey. Mir kommt es nicht zu, hierüber zu entscheiden. *) Indeß glaube ich doch, so

---

*) Ich glaube, daß es Vermessenheit von einem jeden ist, bey einem solchen Falle für oder wider zu entscheiden. Es wird eine genaue auf Actenstücke gegründete Untersuchung erfordert. Man muß nicht bloß die Erklärung der Gesandtschaften, welche bey dem ersten grauenvollen Eindrucke vielleicht manche an sich nichts beweisende Kleinigkeit zu einem erheblichen Umstande machte, als die Grundlage annehmen, und darnach verdammen, oder lossprechen: Audia-

sehr auch der Schein dafür spricht, daß das Wiener-Cabinet einer so niedrigen, schändlichen

---

tur et altera pars; heißt es in Rechten. Bis nicht die angeklagte Parthey sich vertheidiget, bis sie nicht mit den wider sie auftretenden Klägern und Zeugen confrontirt wird, bis nicht jeder Umstand auf das genaueste erhoben ist, so lange kann man auf die einseitigen Aussagen der Gesandschaften noch kein Urtheil fällen. Diejenigen Journalisten, welche den kaiserlichen Hof dadurch zu vertheidigen geglaubt haben, daß sie die französischen Gesandten als den Abschaum der Menschheit schilderten, den Roberjot beschuldigten: Er habe sich öffentlich gerühmt, für den Tod Ludwigs XVI gestimmt zu haben; welche den Fall dadurch als unbedeutend machen wollen, daß an diesen Ministern nicht viel gelegen war, und es sich nicht der Mühe lohne, so viel Aufsehens deßwegen zu machen, erzeigen dem Wiener Hofe durch eine solche Vertheidigung einen schlechten Dienst, und beweisen zugleich dadurch ihren — Scharfsinn. Roberjot soll der größte Mörder, Bonnier noch ärger als Cartouche gewesen seyn, so bleibet diese That doch immer die ab-

That nicht fähig war. Was ich aber mit meinem Leben verbürgen wollte, ist: daß Franz II. sicher nicht den entferntesten Antheil daran hatte; ja daß er nicht einmal eher davon unterrichtet war, als bis diese That unmöglich länger verheimlicht werden konnte. Sein menschliches Herz, sein biederer, rechtschaffener Character hätten sich schon vor dem Gedanken eines so schändlichen Verbrechens entsetzt, und er würde in einen solchen Vorschlag nie eingewilligt haben.

Doch Oesterreich stehet einmal durch die Proclamation des Directorii an die französische Nation und alle gesittete Europäische Staaten, durch die

---

scheuslichste, deren sich jedes Jahrhundert schämen muß. Hier ward nicht die Person des Mörders Roberjot, nicht die Person des Cartouches Bonnier, sondern die Person des französischen Gesandten Roberjot ermordet, welche nach dem von den Nationen angenommenen Völker-Rechte heilig und unverletzlich seyn mußte.

vielleicht zufällige Vereinigung so vieler aggravirenden Indicien vor dem Richterstuhle der Zeitgenossen und der Nachwelt als dieses Verbrechens schuldig angeklagt da; und daß es sich für angeklagt würklich hält, beweiset das an die Reichs-Versammlung zu Regensburg vom 6ten Junius erlassene Hof-Decret, worin einige Deputirte von der Reichs-Versammlung zu einer Untersuchuung dieses Vorfalles eingeladen, und aufgefordert werden, alles anzugeben, was zur Enthüllung eines solchen verabscheuungswürdigen Verbrechens dienlich seyn könnte.

Ich zweifle keineswegs, daß nicht durch diese strenge, unpartheyische Untersuchung der Wiener-Hof als unschuldig erklärt werden soll. Da es aber gewiß unmöglich ist, daß dieser Commission alle Beschuldigungen, alle Gründe, warum man diesen Hof nicht bloß in Verdacht hat, sondern würklich schuldig hält, bekannt werden können; da es bey einer so wichtigen die Ehre des menschlichsten Kaisers, die Ehre seines Ministerii, die Ehre der ganzen österreichischen Nation brandmarkenden

That nicht fähig war. Was ich aber mit meinem Leben verbürgen wollte, ist: daß Franz II. sicher nicht den entferntesten Antheil daran hatte; ja daß er nicht einmal eher davon unterrichtet war, als bis diese That unmöglich länger verheimlicht werden konnte. Sein menschliches Herz, sein biederer, rechtschaffener Character hätten sich schon vor dem Gedanken eines so schändlichen Verbrechens entsetzt, und er würde in einen solchen Vorschlag nie eingewilligt haben.

Doch Oesterreich stehet einmal durch die Proclamation des Directorii an die französische Nation und alle gesittete Europäische Staaten, durch die

---

scheuslichste, deren sich jedes Jahrhundert schämen muß. Hier ward nicht die Person des Mörders Roberjot, nicht die Person des Cartouches Bonnier, sondern die Person des französischen Gesandten Roberjot ermordet, welche nach dem von den Nationen angenommenen Völker-Rechte heilig und unverletzlich seyn mußte.

vielleicht zufällige Vereinigung so vieler ag⸗gravirenden Indicien vor dem Richterstuhle der Zeitgenossen und der Nachwelt als dieses Ver⸗brechens schuldig angeklagt da; und daß es sich für angeklagt würklich hält, beweiset das an die Reichs⸗Versammlung zu Regensburg vom 6ten Junius erlassene Hof⸗Decret, wo⸗rin einige Deputirte von der Reichs⸗Ver⸗sammlung zu einer Untersuchuung dieses Vor⸗falles eingeladen, und aufgefordert werden, alles anzugeben, was zur Enthüllung eines solchen verabscheuungswürdigen Verbrechens dienlich seyn könnte.

Ich zweifle keinesweges, daß nicht durch diese strenge, unpartheyische Untersuchung der Wiener⸗Hof als unschuldig erklärt werden soll. Da es aber gewiß unmöglich ist, daß dieser Commission alle Beschuldigungen, alle Grün⸗de, warum man diesen Hof nicht bloß in Verdacht hat, sondern würklich schuldig hält, bekannt werden können; da es bey einer so wichtigen die Ehre des menschlichsten Kaisers, die Ehre seines Ministerii, die Ehre der gan⸗zen österreichischen Nation brandmarkenden

Thatsache nicht bloß darauf ankommt zu entscheiden, wer schuldig oder unschuldig sey; sondern die Zeitgenossen, vorzüglich die Nachwelt, bey welcher die mächtigen Gründe, welche manchmal für die Zeitgenossen gelten müssen, kein Gewicht mehr haben, um diese durch Hebung und Aufklärung auch des kleinsten Verdachtes zu überzeugen, daß der Wiener-Hof nicht den entferntesten Antheil an diesem begangenen Morde gehabt hat, will ich zum Behuf dieser Commission diejenigen Gründe anführen, welche ich von vielen berühmten Männern gehört habe, warum der Wiener-Hof für schuldig gehalten wird, damit dieselben beleuchtet, und widerlegt werden können.

Jeder Congreß-Ort ist nicht bloß, so lange die Unterhandlungen dauern, sondern auch nach abgebrochenen Unterhandlungen so lange neutral, als sich die Gesandtschaften daselbst aufhalten; und er kann nicht eher mit Truppen besetzt werden, als nach vorhergegangener Erklärung und Bestimmung einer Zeitfrist, binnen welcher sich die noch

anwesenden Gesandten zu entfernen haben. Dieses ist von Seiten Oesterreichs zu Rastadt nicht geschehen. Die Abberufung des kaiserlichen Plenipotentiarius allein konnte unmöglich als eine solche Erklärung gelten, da die übrigen von freyen Reichsfürsten noch anwesenden Gesandten erst Verhaltungs-Befehle von ihren Höfen abwarten mußten; bis also diese nicht zugleich von ihren höchsten und hohen Principalen abgerufen waren, hätte Rastadt als ein ganz neutraler Ort nie von den österreichischen Truppen besetzt werden sollen.

Die Gefangennehmung des mit einem Schilde und Passe versehenen französischen Couriers, und die Zurückbehaltung der demselben abgenommenen Schriften ist ein Umstand, wofür der Obriste Barbaczy die schärfste Ahndung von seinem Hofe verdienet; denn er rechtfertigte gleichsam dadurch den Verdacht, daß der Wiener-Hof die Ermordung der französischen Gesandten befohlen habe, um sich der noch übrigen Papiere gleichfalls zu bemächtigen. Barbaczy kann sich mit gar nichts über diesen Vorfall entschuldi-

gen. Erstens pflegen Patrouillen jederzeit die Weisung zu erhalten, wen sie zu passiren lassen, welche Pässe sie zu ehren haben. Es war also schon ein gewaltiges Versehen von ihm, daß er seinen Husaren nicht den Befehl gab, die mit einem Schilde und Passe versehenen französischen Couriere ungehindert ziehen zu lassen. Ein noch unverzeihlicherer Fehler aber war es zweytens von ihm, daß er, nachdem der Courier und dessen abgenommenen Papiere in das Stand-Quartier nach Gernsbach gebracht ward, denselben nicht alsogleich mit allen seinen Depeschen frey gab. Es war verzeihliche, noch immer gut zu machende Nachlässigkeit, wenn er den Befehl zu geben vergaß; oder, wenn er ihn gab, so konnte man rohe Szekler Husaren entschuldigen, wenn sie denselben nicht so genau nahmen; denn wer wird von ihnen auch nur einige Kenntnisse des Völker-Rechtes fordern? Aber dem Obristen Barbaczy, der wenigstens gebildeter, als seine Husaren, seyn sollte, der es auch nach seinem Briefe zu urtheilen würklich ist, konnte es nicht un-

bekannt seyn, daß die Person der französischen Couriere so lange heilig und unverletzlich seyn müssen, bis ihre Gesandten die legale und peremtorische Weisung, sich zu entfernen, erhalten haben. Es war also eine offenbare Verletzung des Völker-Rechtes von seiner Seite, daß er Papiere, worauf weder er noch sein Hof selbst das geringste Recht hatte, an den Erzherzog Carl sandte.

Sonderbar war die Besetzung von Rastadt an eben dem Tage, wo den französischen Gesandten der schriftliche Befehl vom Obristen Barbaczy eingehändiget ward, diesen Ort binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen; noch sonderbarer, daß ein Husaren-Rittmeister es wagen durfte, die Gesandten freyer Könige und Reichsfürsten, folglich diese Könige und Fürsten selbst in der Person ihrer Repräsentanten gefangen in Rastadt zu halten, und ihnen zu verwehren, sogar Spazierritte außerhalb der Stadt zu machen. Man kann sich deßfalls keine Ursache denken, als daß man befürchtete, diese Gesandten würden vielleicht, besorgt für die Sicherheit

der französischen Minister, da diesen eine Bedeckung verweigert ward, dieselben begleiten, und daß also der beschlossene Mord unterbleiben müßte, da es vorher zu sehen war, daß sich die übrigen Gesandten einer so verabscheuungswürdigen That mit aller Macht widersetzen würden. Diese Gesandte zugleich mit den französischen zu ermorden dürfte man nicht wagen; denn man konnte mit allem Grunde vermuthen, daß ihre Principalen eine solche an ihnen selbst verübte Greuelthat auf das strengste untersuchen, und, da es hier sie selbst mit betroffen hätte, sich nicht so leicht überzeugen lassen würden.

Da Barbaczy den französischen Ministern den Befehl zu sendete, Rastadt binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen, war es seine heiligste Pflicht für ihre Sicherheit, durch eine hinlängliche Bedeckung zu sorgen, um so mehr, da es ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß seine Patroullen häufig in der Gegend herumstreiften. Den Vorwand; daß seine Lage es ihm nicht erlaubt hätte! ist ganz ohne Grund. Von Seiten Frank-

reichs war damahls in dieser Gegend noch gar keine Feindseligkeit, folglich nicht der geringste Ueberfall zu fürchten. Er hätte also in Bezug auf die Sicherheit des Dienstes das ganze Regiment entbehren können.

Wie konnte, wenn Barbaczy vermöge seines Versprechens für die Sicherheit der französischen Gesandten hinlänglich gesorgt hatte, diese scheußliche That in einer so kleinen Entfernung von kaum zwey hundert Schritten von dem mit seinen Husaren besetzten Rastadt geschehen? Worin bestand diese seine verheißene Vorkehrung der Sicherheit, da die französischen Minister so zu sagen unter den Augen der kaiserlichen Besatzung ermordet wurden?

Läßt sich die Möglichkeit denken, daß ein Complott von einigen funfzig Mann in einer so kurzen Zeit nämlich von 7 Uhr Abends bis 9 Uhr, zu dieser Mordthat gemacht werden konnte, ohne noch vor der Ausführung derselben verrathen worden zu seyn? Wem es bekannt ist, wie äußerst selten Complotte nur von zehn oder höchstens zwanzig Mann

gelingen, dem wird dieses Complott unglaublich scheinen. Aber wenn es auch möglich war, wie konnten diese Verbrecher so genau den Tag und die Stunde der Abreise der französischen Gesandten wissen? Oder soll es nur, wie das kaiserliche Hofdecret sagt, ein Trupp in kaiserliche Uniform gekleideter Personen gewesen seyn? Wie und woher konnten diese so viele Szekler-Husaren-Monturen bekommen? Wie konnten auch sie von der Abreise unterrichtet seyn? Wie konnten sie es wagen, in einer Gegend, wo, nach der Aussage des Rittmeisters so viele Patrouillen herumstreiften, nahe bey dem von kaiserlichen Husaren besetzten Rastadt, diesen Mord zu begehen?

War es blos Raub- und Plünderungs-Sucht, warum fragten diese Räuber erst, wer in jedem Wagen sich befinde? Warum mordeten sie die Wehrlosen? — Warum, wenn sie es vielleicht, um nicht so bald verrathen zu werden, thäten, warum mordeten sie nicht alle Personen, sondern suchten die übrigen durch die Versicherung: daß ihnen nichts geschehen werde! zu beruhigen? Das pflegen gemeine

Räuber und Mörder nicht zu thun. Warum wollten diese Mörder die Wagen um die Stadt herum abführen, weil sie dieselbe für ihre Beute erklärten, und warum gehorchten sie endlich doch dem Badenschen Major von Horrant, wenn sie bloß gemeine Räuber waren, und suchten nicht seine Bedeckung, da sie ihr doch an Zahl weit überlegen und eben so gut bewaffnet waren, zusammen zu hauen, oder wenigstens zu zerstreuen?

Warum erkundigten sich die kaiserlichen Husaren so ängstlich und sorgfältig zu Rhinau nach dem entflohenen blessirten und durch ein Wunder geretteten Jean de Brie, welchen sie so genau zu beschreiben wußten? Warum befahlen sie, ihn nicht nach Rastadt, sondern um die Stadt herum nach Mudensturm zu bringen, oder ihn so lange zu verwahren und es zu melden, daß sie ihn abhohlen könnten? Die Räuber mußten ja fürchten, dadurch um so eher ertappt zu werden! Es konnten keine zur Hülfe geschickten Husaren gewesen seyn; denn diese Nachforschung geschah eher, als der zu Ra

stadt befindliche Rittmeister von dem ganzen schrecklichen Vorfalle unterrichtet war.

Ist die durch das Zeugniß angesehener Bürger von Rastadt bestätigte Aussage eines alten Szekler-Husaren wahr, welcher im Gasthofe zum Engel, da eben die Leichen Roberjot's und Bonnier's vorüber gebracht wurden, mit sichtbaren Zeichen der Reue gestand, daß ihm dieser Mord von seinem Officiere unter Androhung der schärfesten Strafe befohlen ward, so ist es erwiesen, daß nicht bloß Gemeine Husaren, sondern auch höhere — Officiere von dieser Raub- Mord- und Plünderungs-Sucht ergriffen waren.

Diese nicht ganz grundlosen Beschuldigungen sind es, welche dem Wiener-Hofe den Verdacht der Theilnahme an diesem Morde zuzogen. Indeß, ich wiederhohle es noch einmal, wird niemand zweifeln, wer des Kaisers gutes Herz, seinen moralischen, edlen, vortrefflichen Charakter kennet, daß es ihm sehr leicht seyn wird, sich so zu vereinigen, daß auch nicht der kleinste Schatten ir-

gend eines Verdachtes gegen ihn je mehr wird Platz greifen können.

Noch eine Bemerkung muß ich hierher setzen, welche allgemein gemacht wird. Man verarget es der Reichs-Versammlung zu Regensburg, daß sie die ganze Untersuchung dieser Greuelthat dem Kaiser selbst überlassen will. Es ist freylich ein schöner Beweis, daß diese Reichs-Versammlung von der Unschuld ihres Oberhauptes überzeugt ist. Aber hier handelt es sich nicht darum, daß Franz II. für schuldlos von der Reichs-Versammlung zu Regensburg, sondern von ganz Frankreich, von allen seinen Zeitgenossen, und von der Nachwelt gehalten werde. Er stehet, nach seinem eigenen Geständnisse, angeklagt vor diesem strengen Richterstuhle da. Wie kann der Beklagte auch zugleich Richter seyn? Muß nicht sein Urtheil partheyisch scheinen? Dieses von den Ständen Deutschlandes in ihr Oberhaupt geäußertes Zutrauen ist hier am unrechten Platze, und dem Kaiser nachtheiliger, als nützlich und ehrenvoll. Wenn die von ihm selbst verlangte Commission genau

und strenge dieses Verbrechen untersucht, wenn sie die Acten der Welt getreu vorleget, wenn selbst die Kläger mit dabey sitzen, und, durch unwiderlegbare Beweise selbst überzeugt, das Urtheil mit aussprechen: Oesterreich ist unschuldig! dann erst wird der Verdacht bey den Zeitgenossen und der Nachwelt verschwinden; aber das Urtheil des Kaisers wird ihn nie reinigen. Die Zeitgenossen werden es freylich erkennen müssen; aber die Nachwelt wird es als partheyisch, gegen alle rechtliche Form abgefaßt, verwerfen.

Die schaudervollen Eindrücke, welche diese gräuliche Ermordung der französischen Gesandten in allen Gemüthern hervorgebracht hatte, wurden nach und nach durch die gehäuften Sieges-Nachrichten geschwächt, und endlich bald ganz verwischt. So glücklich der Erzherzog Carl gegen Jourdan und Massena war, da er die Franzosen nicht nur aus Graubünden und Tyrol wieder vertrieb, sondern auch beynahe die ganze Schweiz in drey Monaten eroberte; so glücklich und noch

glücklicher waren die vereinigten österreichisch-russischen Waffen in Italien gegen Scherer, Macdonalt und Moreau. Dieses ganze Land ward in einer kürzeren Zeit den Franzosen abgenommen, als sie gebraucht hatten, sich einer einzigen Provinz desselben zu bemächtigen.

Jeder biedere Deutsche freute sich, und mußte sich freuen über den glücklichen Fortgang der kaiserlichen Waffen. Welche deutsche Brust hätte auch nicht den Wunsch hegen sollen, daß der Stolz dieser übermüthigen Republik gedemüthiget würde? Möchten diese Siege dem Würgengel das Schwerdt entwenden, daß seine Hand nicht länger mehr unschuldiges Menschenblut vergieße! Möchten die Schrecken des Krieges, die Länder verheerenden Furien zur Hölle zurückkehren, damit die zertretenen Saaten wieder frisch emporkeimen, die noch rauchenden Städte und Dörfer aus dem Schutthaufen zu neuen Wohnungen fröhlicher glücklicher Menschen sich erheben könnten! Möchten die Jahre 1793, 1794 und 1795 die beyden Kaiserhöfe an die Wandelbarkeit des Krieges-Glückes erinnern,

Bayerische Staatsbibliothek München

damit weise Mäßigung jeder ihrer Schritte leite! Möchten sie den falschen bald vorüberfliehenden Ruhm der Eroberer nicht dem wahren ewig dauernden Ruhme der Länder = Beglücker vorziehen, und ihr höchstes Glück, ihre größte Ehre darin finden, der Welt bald den goldenen Frieden zu schenken; aber einen Frieden, worüber Vernunft und Menschheit nicht Ursache haben zu seufzen!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X VII.84
VI.87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Franz Xaver, 1755-1814

Beytrag zur Characteristik und Regierungs-Geschichte der Kaiser Josephs II. Leopolds II. und Franz II Zur Prüfung für die Zeitgenossen und zum Behufe für künftige Historio- und Biographen dieser Monarchen

Paris 1799/1800 = VIII [Franz. Revolution]

Germ.g. 43
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015361-1
VD18 11418583